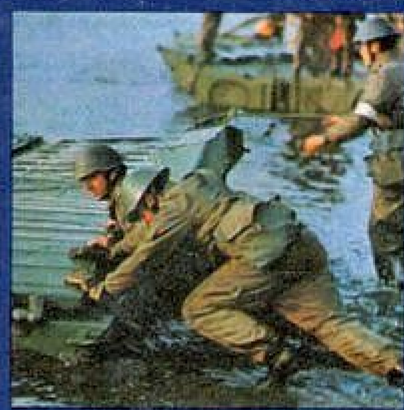
Arsenal



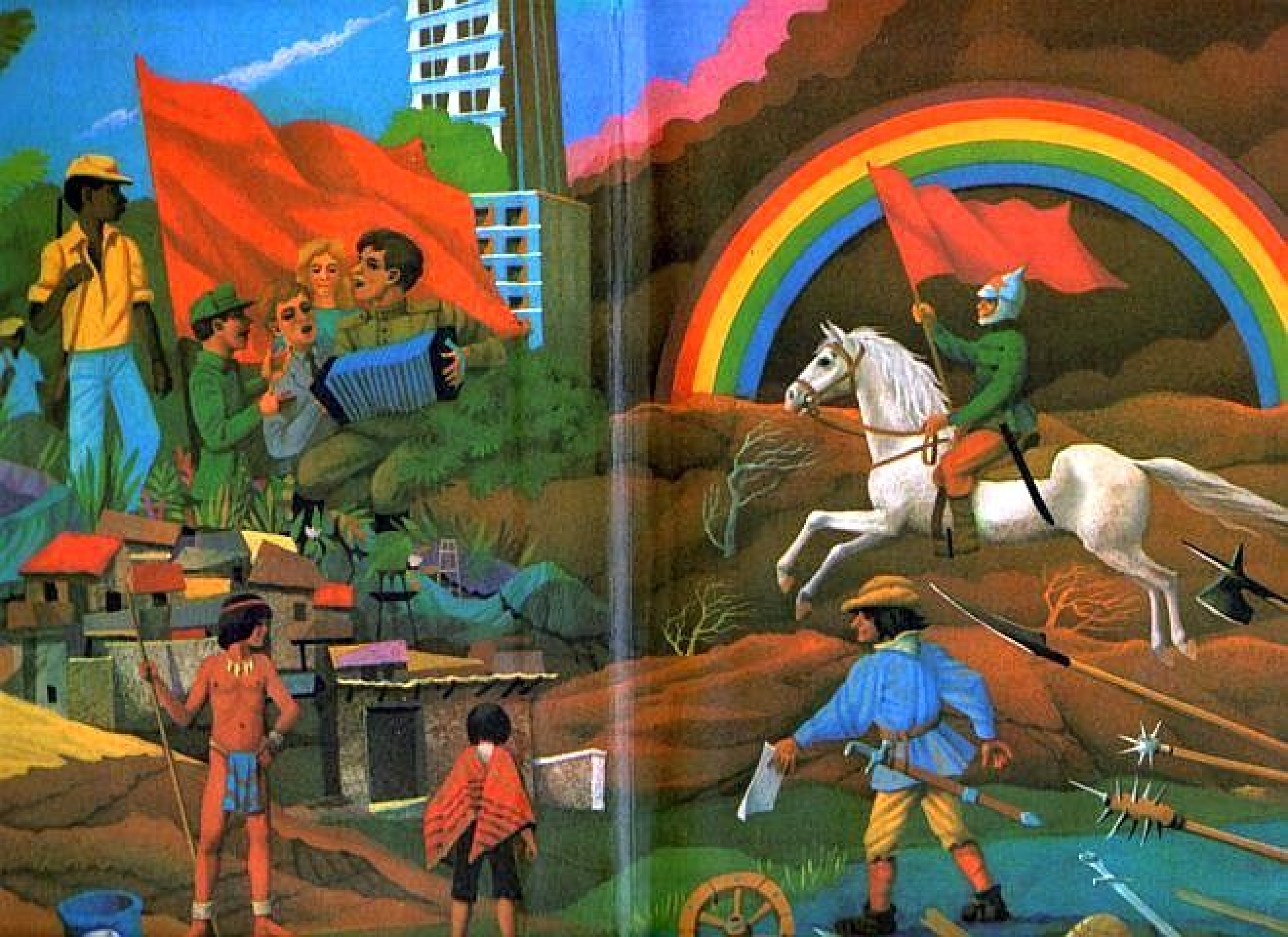





Die NVA
ist 20 Jahre alt.
Querfeldein
auf flinken Krädern.
Oktoberkämpfer.
„Panzer! OP 3 —
links 20...
Panzergranate!
Feuer!"

Das „Thälmann"-
Bataillon
geht in Stellung.
Überschallpatrouille
im diensthabenden
System.
Matrosenfreundschaft.
Alarm im Hafen.
Manövergeschichten
von Waffenbrüdern.
U-Boot-
Abwehrmittel.

Vom Spangenhelm
zum Stahlhelm.
Wann und wie
entstand
die Bundeswehr?
Der Kampf um Saigon.
Kleines
GST-Lexikon.



Arsenal

1

Ein Sammelband über Militärwesen und sozialistische Landesverteidigung für junge Leute



Militärverlag
der
Deutschen
Demokratischen
Republik

Illustrationen von Gerhard Preuss

Fotos: (Die in Klammern gesetzten Zahlen beziehen sich auf die Seiten im Buch.)
Archiv des Berliner Verlages (27—33, 172, 173, 175, 272), Archiv des Militärverlages (55—61, 66, 67), Armeemuseum (64), „Armeerundschau"/Gebauer (194—203, 217, 219—222, 248, 249, 291), „Armeerundschau"/Uhlenhut (34, 48—53, 108—111, 218, 219, 222, 223, 290), Berger (210, 214), Deutsche Fotothek, Dresden (208), Ende (180, 181), Hein (21, 177, 180, 181, 281—287), Institut für Marxismus-Leninismus (69), Junge-Welt-Bild/Lenke (74, 77), Junge-Welt-Bild/Olm (72, 74), Junge-Welt-Bild/Sefzig (82, 86, 87, 90, 91), Matthes (155, 156, 157—159, 162—164, 166), Militärbilddienst/Fröbus (9, 12, 176, 246, 290), Militärbilddienst/Walzel (46, 88, 246, 247, 294, 295), Militärbilddienst/Zühlsdorf (220), Militärverlag/Hoepner (36, 43), Militärverlag/Patzer (289), Mitschurina (127), Moll (13, 80, 84, 85, 92, 93), Museum für deutsche Geschichte (114, 118, 119), Nowosti (129), Spaček (96—102), Staatliche Museen zu Berlin (205, 207), Stingl (260, 261, 264), VEB E. A. Seemann Buch- und Kunstverlag Leipzig (209, 212, 213), „Volksarmee"/Bersch (39, 289), „Volksarmee"/Klöppel (15, 35, 39, 133, 134, 247, 251, 252, 289), „Volksarmee"/Stöhr (39), Westphal (211), Willmann (13), Zabel (181), Zastrow (153, 160, 161, 164, 165), Zentralbild (13, 89, 100, 127, 130, 149, 150, 168, 174), Ziebarth (16—24)
Zeichnungen: Kloss (154, 156), Modrach (296—298), Moese (299—301), Müller (169)

Cheflektorat Militärliteratur
1. Auflage 1.—30. Tausend
Lizenz-Nr. 5
LSV-Nr. 0589
Lektoren: Hannelore Haelke, Werner Kießhauer, Erika Walter
Gesamtgestaltung: Wolfgang Ritter
Einbandentwurf: Kurt-Norbert Marsand
Hersteller: Hannelore Lorenz
Vorauskorrektor: Klaus-Dieter Kürschner
Korrektor: Günter Fröhlich
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung:
Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden
Redaktionsschluß: 31. August 1975
Bestellnummer: 745 723 5
Der nächste Band „Arsenal 2" erscheint 1978.
DDR 12,50 M

Inhalt



Frieden ist kein Geschenk

Oberst Dr. Werner Hübner

Der Alltag in unserem sozialistischen Land umfaßt die Arbeit, das Lernen, den militärischen Dienst, eingeschlossen die Freude, dabei Nützliches zu leisten. Die Freizeit bietet so viele Möglichkeiten, daß man überlegen muß, wie man sie am besten verwendet. Verdient wird gut, und Zukunftspläne sind nicht auf dem Sand einer unsicheren Gesellschaft gebaut, sondern ruhen auf dem festen Fundament des Sozialismus, das jedem nach seinen Fähigkeiten eine gesicherte Zukunft bietet.
Das alles hat eine Voraussetzung: den Frieden!
Nach sozialistischer Denkungsart ist kein

anderer Gedanke möglich, ja es fällt recht schwer zu glauben, das sei nicht jedermanns Überzeugung in der ganzen Welt. Die Geschichte lehrt uns leider anderes, und auch die jüngste eigene Erfahrung, der amerikanische Krieg gegen Vietnam, die Konterrevolution in Chile oder die beständige Verstärkung der militärischen Rüstung in der BRD. Ist das nicht ein wahrhaft überlebtes, faulendes System — Lenin bezeichnete den Imperialismus bekanntlich als sterbenden, verfaulenden Kapitalismus —, wenn dessen Politiker ernstlich verkünden, Panzer müßten produziert werden, um Arbeitern Brot zu geben? Ein Leopard-Panzer, produziert von der Firma Krauss-Maffei in der BRD, bedeute für 20 Arbeiter ein Jahr Beschäftigung. Sicher ist das so. Aber was ist das für eine Beschäftigung, die den Arbeiter dazu zwingt, Waffen für seine eigene Unterdrückung und für den Überfall auf andere Völker herzustellen? Waffen, die ausschließlich dazu dienen, dieses überlebte, antihumanistische System zu erhalten! Panzer werden dort natürlich nicht produziert, um Arbeitslosen Beschäftigung zu geben, sondern um durch Ausbeutung Profit herauszuschlagen. Darum die Rüstung, und daraus resultiert die imperialistische Denkungsart: Auch Krieg kann sein, wenn er Vorteil bringt. Das ist keine Theorie, gültig für vergangene Zeiten, sondern Gegenwart.
In einer politischen Zeitschrift, „Harpers's Magazin", legte am Jahresbeginn 1975 ein Berater des amerikanischen Präsidenten für Sicherheitsfragen seine Vorstellungen dar, wie die USA handeln sollten, falls die erdölfördernden Länder als Mittel antiimperialistischer Politik Öllieferungen an NATO-Staaten verringerten oder zeitweilig einstellten. Nachdem er alle friedlichen Varianten erörtert und verworfen hat, kommt er zu dem Schluß: „Es bleibt also nur die Gewalt. Das einzig realisierbare Gegengewicht ... ist Macht — militärische Macht ..." Der Schlachtplan sieht demnach so aus: „... eine Drosselung der Ölzufuhr, eine Krisenatmosphäre, höchstwahrscheinlich im Gefolge eines kurzen, aber blutigen Krieges (gemeint ist Stellvertreter Israel), und dann greifen wir ein". Und dann wird geschildert, wann, wo, welche Divisionen in Marsch gesetzt werden müssen. Der das schrieb, ist nach medizinischem Befund kein Irrer, sondern sein Plan ist imperialistische Denkungsart. Dieser Artikelschreiber formulierte ausführlich, was sein Chef, der Außenminister Kissinger, einige Tage vorher kurz und drastisch verlauten ließ: Die Anwendung von militärischer Gewalt wäre nicht ausgeschlossen! Und sein damaliger Minister-Kollege Schlesinger ergänzte: Der amerikanische Ersteinsatz von Atomwaffen sei durchaus denkbar.
Also: Solange Imperialismus existiert, ist Krieg nicht ausgeschlossen. Das Wesen des Imperialismus und damit seine Aggressivität haben sich nicht verändert — das bewirken weder Verträge noch Verhandlungen oder neue Männer in den Führungsspitzen —, doch die Möglichkeiten, mit diesem Wesen unverschämt aufzutreten, zu drohen, zu erpressen, ja mit Krieg anderen ihren Willen und ihre Ausbeutung aufzuzwingen — diese Möglichkeiten sind geringer geworden. Der Imperialismus hat sein Wesen nicht verändert, doch die Welt hat sich verändert! Das Kräfteverhältnis änderte sich zugunsten des Friedens und des Sozialismus. Dem Imperialismus die Möglichkeit nehmen, Krieg zu führen, erfolgreich zu führen, den Sozialismus mit Krieg zurückzuwerfen, das ist der Gegenstand sozialistischer Militärpolitik, der Militärpolitik der Parteien der sozialistischen Staatengemeinschaft, also auch der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands.
Die Erfolge der Außen- und Sicherheitspo-

litik der sozialistischen Staatengemeinschaft sind offenkundig: 30 Jahre Frieden in Europa, Fortschritte bei der Begrenzung der aggressiven Möglichkeiten des Imperialismus, wirkungsvolle Unterstützung der antiimperialistischen Bewegung und der Kämpfe um nationale und soziale Befreiung, höhere Sicherheit für den friedlichen Aufbau im Sozialismus. Die Entspannung in den Beziehungen zwischen Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnung ist zur Haupttendenz geworden. Ohne das Gewicht anderer Ursachen für diese Erfolge mindern zu wollen steht fest, daß die militärische Macht des Sozialismus eine entscheidende Voraussetzung für diese Erfolge war und ist. Die Stärkung dieser friedenbewahrenden und den sozialistischen Aufbau sichernden Macht ist seit jeher Gegenstand der Militärpolitik der Partei der Arbeiterklasse. Sie beruht auf dem Fundament marxistisch-leninistischer Theorie und dem historischen Erfahrungsschatz aus den Klassenkämpfen in Vergangenheit und Gegenwart: Eine Revolution ist nur dann etwas wert, erkannte Lenin, wenn sie sich zu verteidigen versteht. Frieden und Entspannung können nur von Dauer sein, lehrt uns die Erfahrung, wenn die sozialistische Militärmacht stets wachsam und bereit ist, imperialistische Aggressionen zu verhindern.

Die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands hat in ihrer dreißigjährigen Geschichte, hat von Anbeginn ihrer Verantwortung für die Festigung der Arbeiter-und-Bauern-Macht bis hin zum heutigen Einfluß der DDR als Faktor in der internationalen Klassenauseinandersetzung den notwendigen Erfordernissen der Sicherheits- und Militärpolitik stets Rechnung getragen.

Unterschiedliche Entwicklungsstadien des sozialistischen Aufbaus und veränderte Situationen im internationalen Klassenkampf waren selbstverständlich zu berücksichtigen. Doch in jeder Etappe hat die SED rechtzeitig die notwendigen militärischen Schritte eingeleitet. Auf der VIII. Delegiertenkonferenz der Parteiorganisationen der Nationalen Volksarmee hob Genosse Erich Honecker hervor: „Getreu dem Leninschen Prinzip ... betrachten wir die Landesverteidigung als untrennbaren Bestandteil der Lösung der Machtfrage durch die Arbeiterklasse und ihre Verbündeten, als Bestandteil der Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft in der Deutschen Demokratischen Republik und ihrer immer engeren Integration der Gemeinschaft der sozialistischen Staaten." Ursachen und Ergebnisse von 30 Jahren erfolgreicher Militärpolitik dokumentiert der Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand zwischen der DDR und der UdSSR, der am 26. Jahrestag der Gründung der DDR in Moskau abgeschlossen wurde. Freundschaft mit der Sowjetunion, dieser zur Staatspolitik erhobene Grundsatz, prägte zu jeder Zeit Geist und Inhalt der Militärpolitik.

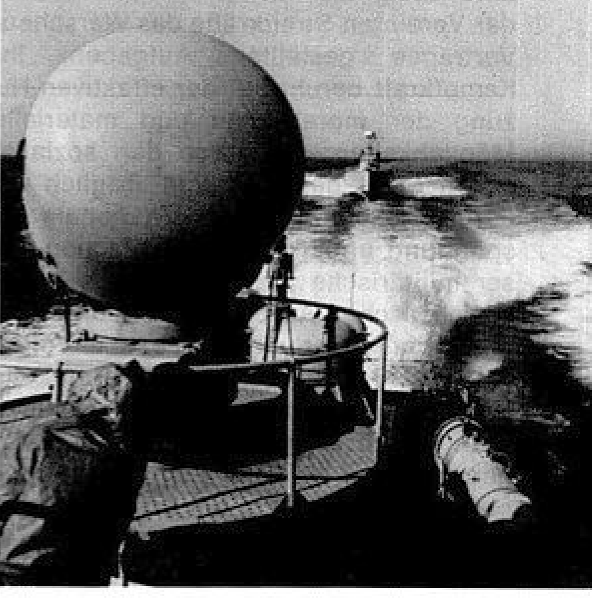
In den ersten Jahren nach der Zerschlagung des Hitlerfaschismus durch die Sowjetarmee hatte diese siegreiche Armee den äußeren Schutz der entstehenden antifaschistisch-demokratischen Ordnung übernommen. Mit ihrer Hilfe konnte die Partei der Arbeiterklasse aus klassenbewußten Arbeitern erste Machtorgane zum Kampf gegen die Überreste des Faschismus, gegen Agenten und Saboteure aufstellen.

Dabei konnte es nicht bleiben. Erfordernisse der Klassenauseinandersetzung im Weltmaßstab wie der imperialistische Krieg gegen die koreanische Volksmacht seit 1950 und höhere Verantwortung für die Sicherung der revolutionären Errungenschaften in der DDR verlangten nach entsprechenden Schutzmaßnahmen.



Die 2. Parteikonferenz der SED im Juli 1952 beschloß den planmäßigen Aufbau des Sozialismus und begründete als Aufgabe: „In dieser neuen Lage ist die Verteidigung der Heimat erste Pflicht jedes Patrioten in der DDR."
Im Lager der Feinde des Sozialismus hatten sich die Kräfte formiert, um mittels militärischer „Politik der Stärke" die Positionen des Imperialismus auszubauen. Der seit 1949 bestehenden Militärorganisation NATO trat die BRD bei, der durch die sogenannten Pariser Verträge die Remilitarisierung offiziell zugestanden wurde. Konkret gesagt, der Aufbau einer modern bewaffneten Armee von 500000 Mann unter Führung von Generalen der Hitlerwehrmacht, in der entscheidenden Phase geleitet durch den übelsten Nationalisten und Antikommunisten, Franz-Josef Strauß.
Die NATO, vorrangig das Komplott des USA- und BRD-Imperialismus, bedrohte den Frieden in Europa. Zum Schutz des Sozialismus schlossen die europäischen sozialistischen Staaten 1955 in Warschau ein kollektives Verteidigungsbündnis. Die DDR trat dem Warschauer Vertrag bei, und am 18. Januar 1956 beschloß die Volkskammer der DDR das Gesetz über die Schaffung der Nationalen Volksarmee und des Ministeriums für Nationale Verteidigung. Die aufgestellten Verbände wurden von Anbeginn in die sozialistische Militärkoalition integriert.
An Bewährungssituationen für die jungen





Streitkräfte fehlte es nicht. Bewährung, wenn es galt, Versuche der Feinde des Sozialismus zu vereiteln, den Sozialismus anzugreifen. Das gravierendste Datum, verbunden mit entschlossenem, exakt militärisch organisiertem Handeln der bewaffneten Kräfte der DDR, war der 13. August 1961, als in Abstimmung mit den Staaten des Warschauer Vertrages Sicherungsmaßnahmen an den Grenzen der DDR getroffen wurden, durch die eine geplante imperialistische Aggression unterbunden werden konnte.

Aus heutiger Sicht können wir sagen, daß damals der Frieden in Europa gerettet und ein Grundstein für die gegenwärtigen Erfolge der Entspannungspolitik gelegt wurde. Das ist Ergebnis harter Arbeit, aufopferungsvollen Dienens in den bewaffneten Streitkräften, oftmals unter Zurückstellung persönlicher Interessen.

20 Jahre besteht die Nationale Volksarmee der Deutschen Demokratischen Republik. Sie ist das Kernstück unserer Verteidigung. Mit ihrer Kampfkraft ist sie als Teil der kollektiven Verteidigung des Sozialismus hoch geachtet, und sie erfüllt stets zuverlässig die ihr vom Oberkommando der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Vertrages gestellten Aufgaben. Ihre Kampfkraft beruht auf der effektiven Nutzung der moralischen und materiellen Möglichkeiten, die durch den sozialistischen Staat gegeben sind. Täglich wird darum gekämpft, die internationale Entspannung unumkehrbar zu machen. Dieser militärische Sieg des Alltags — dem sozialistischen Aufbau den Frieden erhalten — hat ganz nüchterne, exakte Voraussetzungen, wie andere, zu früheren Zeiten in Schlachten errungene Siege des Sozialismus auch: gute Waffen und Ausrüstungen zu haben, sie unter allen Bedingungen bedienen zu können, die Kriegskunst, die Führungskunst der Kommandeure, die den modernsten Erkenntnissen entsprechen, die moralische Kraft der Gesellschaft, ihre Überzeugung von der Gerechtigkeit und Notwendigkeit der militärischen Anstrengungen.

Zu Recht bezeichnen wir aus diesen Gründen unsere Nationale Volksarmee als moderne Armee. Ihr Auftrag: Frieden erhalten und gesellschaftlichen Fortschritt fördern — das ist zeitgemäß, also modern und sozialistisch. Verwirklicht wird der Auftrag durch Soldaten, Unteroffiziere, Fähnriche, Offiziere und Generale, durch die Bürger unseres sozialistischen Staates.

Besondere Anforderungen erwachsen jenen jungen Bürgern, die sich für längeres Dienen in den Streitkräften entscheiden.

Es setzt vor allem auch eine größere Einsicht in gesellschaftliche Notwendigkeiten voraus. Fest steht: Ein bedeutender Teil der Wehrpflichtigen dient aus politischer Überzeugung, aus der Verpflichtung gegenüber der sozialistischen DDR heraus länger als gesetzlich vorgeschrieben. Befragt nach ihrem Beweggrund für diesen Entschluß sagen sie, „weil der Sozialismus eine solche Entscheidung erfordert" oder auch, „weil eine moderne sozialistische Armee mit ihrer komplizierten Technik Längerdienende benötigt".

Doch neben diesen politischen Motiven spielen bei ihnen zusätzliche persönliche Gründe eine Rolle, die häufig dafür ausschlaggebend sind, das gesellschaftlich Notwendige auch gern zu tun. Viele finden es zum Beispiel reizvoll, andere zu leiten und zu erziehen, für noch mehr ist es die Romantik der militärischen Technik, die sie anzieht.

Noch höher sind die Anforderungen an den Berufsunteroffizier und Offizier. Für ihn ist der Verteidigungsauftrag gleichzeitig Beruf. Er ist sozialistischer Leiter unter den Bedingungen militärischer Disziplin und hoher geistiger und gleichzeitig großer physischer Leistungen. In der

zwanzigjährigen Geschichte unserer Armee haben die Berufssoldaten einen besonders geachteten Platz errungen. Durch ihre politischen und fachlichen Fähigkeiten, durch ihre moralische Qualität wurde das heutige Niveau der Nationalen Volksarmee geprägt. Bereits Hunderttausende von jungen Bürgern erhielten mit ihrer Hilfe nicht nur die erforderlichen militärischen Kenntnisse für die Verteidigung des sozialistischen Vaterlandes vermittelt, sondern auch Prinzipienfestigkeit, Diszipliniertheit und menschliche Reife für ihr weiteres Leben. Der Berufssoldat spielt für die Persönlichkeitsentwicklung aller männlichen Bürger eine hervorragende Rolle.

In seiner Gesamtheit zeichnet heute das Offizierskorps der NVA Klassenbewußtsein, Treue zur Partei der Arbeiterklasse und hohes fachliches Können aus. Einsatzbereitschaft, Initiative, Kameradschaftlichkeit und Verantwortungsbewußtsein sind charakteristische Merkmale. Angesichts der Bedeutung der Berufssoldaten und auch der Wichtigkeit von zusätzlichen, über das gesetzliche Maß hinausgehenden Pflichten, ist die gesellschaftliche Anerkennung dieser Leistung groß. Zielgerichtet sorgen die Partei- und Staatsführung für die Auswahl, die Heranbildung und Weiterbildung des militärischen Berufsnachwuchses. Besonders nötig ist, sachlich und klar die Anforderungen dieses hochgeachteten Berufes zu erkennen: seine Vielseitigkeit, seine Einmaligkeit, die nicht aufgehoben ist durch die an den Offiziershochschulen vermittelte Befähigung, andere Berufe mit Hochschulprädikat auszuüben, und seine Perspektiven.

So wird für jeden Bürger der DDR erlebbar, wie umfassend — zugeordnet dem internationalen Klassenkampf und dem Alltag des sozialistischen Aufbaus — die Sorge der Partei dem Frieden und der



Sicherheit dient. Die erreichten Ergebnisse beim Kampf um Frieden und Sicherheit sind eindrucksvoll und von weitreichender historischer Wirkung. „Wir vergessen nicht", so formulierte es Genosse Erich Honecker in seiner Rede zur Einberufung des IX. Parteitages, „daß der Frieden, in dem die Völker unseres Kontinents seit drei Jahrzehnten leben können, schwer errungen wurde. Auch künftig wird uns der Frieden nicht geschenkt. ... Deshalb bleiben wir stets wachsam."

Querfeldein auf flinken Krädern

Dagmar Ziebarth



Manche mögen's unbequem. Die Motorsportler sind so ein Völkchen. „Kaffeefahrt" murmeln sie gelangweilt, wenn sie nach einem Wettkampf nicht halb tot vom Krad fallen. Die alten Motorsport-Hasen schwören drum auf das Patrouillenfahren. Eine Wettkampfdisziplin ist das, so sagen sie und bekommen dabei blanke Augen, die hinterläßt garantiert ihre Spuren, die zwingt einfach jeden, sich völlig zu verausgaben, da spürt man anschließend bis in alle Knochen, was man geleistet hat.
Motorsport ist eine attraktive Angelegenheit. Die entsprechenden Sektionen und Grundorganisationen der GST können sich über mangelnde Interessenten nicht beklagen. Begeistert von allem, was Motorrad heißt, bitten Schüler, Lehrlinge und Facharbeiter, mitmachen zu dürfen. Doch nach den ersten Übungsstunden gibt es lange Gesichter, und etliche der neuen Kameraden kehren der Sektion enttäuscht den Rücken. Sie haben sich das nämlich ganz anders vorgestellt, sich als Helden der Landstraße gesehen, mit den Mühlen herumjuckelnd und Mätzchen machend. Im Trainingsprogramm jedoch ist für Mätzchen kein Platz. Statt dessen geht es um hohe physische Leistungen und um gutes technisches Wissen, es geht um



Eigenschaften wie Disziplin und Ausdauer, schnelles Reaktionsvermögen und Entschlußkraft.

Ich habe mir eine DDR-offene Motorrad-Patrouille angesehen. Und fürwahr: Eine „Kaffeefahrt" war das wirklich nicht für die 38 aus allen Bezirken unserer Republik kommenden Mannschaften. Der Wettkampf wurde in der Umgebung der thüringischen Stadt Eisenberg ausgetragen. Auf einem geradezu idealen Gelände für ein solches Unternehmen. Die Natur ist hier mit tückischen Geröllwegen und mit Steilhängen, mit Straßen voller Lehm und Sand wahrlich verschwenderisch umgegangen. Und die Veranstalter waren boshaft genug, die 120 Kilometer lange Wettkampfstrecke so abzustecken, daß auch ja recht viel Klamotten und Kuten und Baumwurzeln den Weg zierten.

Bevor ich jedoch überhaupt nur einen einzigen Meter dieser Strecke zu Gesicht bekommen hatte, war ich ins Organisationsbüro marschiert und hatte dort gefragt, ob nicht einer der freundlichen Kollegen mich mal auf sein Krad nehmen und mit mir ein Stück des Geländes abfahren könne. Ich einfältiges Mädchen! Das leichte Grinsen in den Gesichtern um mich herum hätte mich eigentlich stutzig machen sollen, ebenso die schnell gegebene Zusage: das ließe sich einrichten.

Gesagt — getan. Mir wurden ein Helm und wetterfeste Kleidung verpaßt, und dann ging es los. Wie ein Rucksack hing ich an dem breiten Rücken des Fahrers, so dicht kroch ich vor lauter Angst an ihn heran. Wir fuhren durch ein Waldlabyrinth mit engen Wegen und tief herabhängenden Ästen. In den Tagen zuvor hatte es tüchtig geregnet, der Boden war glitschig und brachte das Krad ins Schleudern, steile Ab- und steile Auffahrten wechselten in schneller Folge. Am schlimmsten aber waren die dicken, freiliegenden Baumwurzeln. Jedesmal, wenn wir über ein solches hölzernes Ungetüm fuhren, hopste ich wie ein Gummiball auf dem Sozius hoch und hatte Mühe, mich an dem Haltegriff festzuklammern. „Sie müssen sich kräftig in die Fußraste stemmen, damit Sie die Stöße abfangen", rief mir mein Vordermann zu. Ich stemmte mich, und wirklich, jetzt ging es etwas besser. Dann waren wir aus dem Wald heraus. Wir fuhren eine Landstraße entlang — ein herrliches Gefühl! Endlich konnte ich nach rechts und links in die Gegend schauen. Dann ging es über Wiesen, über mit Grasnarben bedeckte Wege — das wurde bereits unangenehmer. Eine steinige Strecke folgte — die war abscheulich. Und dann wieder ein Waldlabyrinth — da kniff ich einfach die Augen zu. Und plötzlich streikte die Maschine, meinetwegen, wie mir versichert wurde, weil sie bei solch einer Strecke keinen besetzten Sozius verkraftet, und ich durfte absteigen und laufen und fühlte mich dabei sagenhaft wohl.

Ich schwor mir, nie wieder eine voreilige Bitte zu äußern.

Als wir zurückkamen, ging es im Verkehrsgarten von Eisenberg bereits munter zu. Die Mannschaften waren eingetroffen. Der Rasen war mit Krädern vollgestellt, den kleinen bis zu 50 cm³, die von Jungen ab 15 Jahren gefahren werden, und den Solokrädern über 50 cm³ für die Jugend von 16 bis 21 Jahren und die Männer. Der Verkehrsgarten hatte sich in einen großen Reparaturplatz verwandelt. Fast alle Wettkämpfer hämmerten und schraubten an ihren Maschinen herum. Denn für den späten Nachmittag war die technische Abnahme angesetzt, praktisch die erste Wettkampfetappe jeder Motorradpatrouille, in der die Verkehrs- und Betriebssicherheit zu überprüfen ist und kontrolliert wird, ob die Kräder dem Reglement entsprechen. Denn kein Kraftrad darf Eigenbasteleien aufweisen, mit technischen Veränderungen „aufgemotzt" sein;

schließlich sollen alle Wettkämpfer unter den gleichen Bedingungen starten.
Nicht alle Mühlen schlüpften anstandslos durch die Kontrolle. Einige Sportler sah ich mit sauren Gesichtern wieder abziehen, erneut zum Werkzeugkasten greifen und dann später zum zweiten Mal das Krad zur Abnahme schieben. Dann war es geschafft, ein parc fermé, sprich: geschlossener Parkplatz, nahm die Motorräder auf. Dort blieben sie über Nacht stehen, bis zum Wettkampfbeginn am nächsten Morgen. Das ist so vorgeschrieben. Selbst wenn es Pflastersteine regnet oder eine zweite Sintflut angesagt ist — die Kräder bleiben im Freien. Und müssen am nächsten Tag startbereit sein.
Alle waren es dennoch nicht. Jeweils drei Kameraden traten gemeinsam an die Startlinie. Sie bildeten eine Mannschaft, eine Patrouille. Und hier liegt der außerordentliche Reiz und zugleich die Schwierigkeit des Patrouillenfahrens: Zwar wird jede Einzelleistung bewertet, gewinnen aber kann nur eine Mannschaft. Nur, wenn alle drei Fahrer das Ziel mit einer hohen Punktzahl erreichen, ist ein erfolgreiches Abschließen möglich. Der Mannschaftsgeist steht über der Einzelleistung. Bleibt einer aus dem Trio irgendwo stecken, müssen die anderen ihn erst herausholen, bevor sie weiterfahren können.
Der Start zeigte die ersten Tücken dieser Angelegenheit: Zwei Fahrer kamen, nach dem vorgeschriebenen 30-Meter-Sprint mit der Maschine, gleich weg, bei dem dritten im Bunde stellte sich das Krad stur. Was blieb den beiden ersten übrig, als an der nächsten Ecke zu warten!
Nun ging's hinaus ins Gelände. Die Zeitvorgabe lautete: sechs Stunden. Die hatten es in sich. Eine Sonderprüfung jagte die andere. Mit Gasgeben allein ist halt in keiner Motorradpatrouille zu siegen, und ein Gewaltakt macht noch keinen Gewinn. Fehlerfreies Fahren wurde bewertet und







schnelles Fahren. Leistungen im Schießen und im Laufen, im Werfen und im Kartenlesen warteten auf die Jungen. So hatten die Vertreter jener Sektionen, in denen eine solide wehrsportliche Ausbildung und eine regelmäßige Körperertüchtigung auf der Tagesordnung stehen, die größten Chancen.

Die erste Etappe: die Geländegeschwindigkeitsprüfung. Sie war in einer berg-und-tal-reichen Waldlandschaft zu absolvieren, wie ich sie vom Vortag her noch in schlechter Erinnerung hatte. Sah ich Stürze! Vor allem, wo mit Kraft, aber nicht mit Köpfchen gefahren wurde. Massenkarambolagen durch zu dichtes Auffahren. Der erste wollte den Hang hinauf, kam ins Rutschen, und da ihm sein Mannschaftskamerad zu dicht am Reifen hing, sorgte die schiefe Ebene für alles Weitere. Aber Mut bewiesen sie allesamt, einen Mut, der nicht beim ersten Sturz zusammenschmilzt; sie saßen auf und fuhren weiter.

Der Handgranatenweitwurf unterbrach die Querfeldeinfahrt. Jeder Kamerad hatte drei Würfe frei, und 30 Meter weit war zu werfen. Ein Wehrsportler, der des öfteren an einer Motorradpatrouille teilgenommen hat, erzählte mir nachher von einem Kameraden, einem Studenten, der hatte die Handgranate 78 Meter weit geworfen. Jene, die verblüfft daneben gestanden hatten, dachten schon, das Ding komme überhaupt nicht mehr herunter. Natürlich ist das nicht jedem gegeben, aber wer daheim tüchtig trainiert und sich eine ausgezeichnete Wurftechnik aneignet, kann es im Wettkampf schon an die 50 Meter bringen.

Über Feld- und dann über Wiesenwege ging es weiter. Patrouillenfahrer pflegen zu sagen: Wir brauchen eigentlich drei Augen, eines für Weitsicht, eines für etwa fünf Meter Entfernung, eines, um das Krad zu beobachten. Ich bin geneigt, ihnen noch ein viertes Auge zu wünschen, eine Art Röntgenauge, das durch eine dichte Oberfläche hindurchgucken kann. Weil folgendes passiert ist: Neben der ausgeschilderten Strecke hielt eine Kuh Siesta. Die Kette, mit der sie an irgendeinem Pflock festgebunden war, schlängelte sich, hübsch getarnt vom grünen Gras, locker über den Fahrweg. Just in dem Augenblick, als ein Kamerad darüberfuhr, setzte die später sehr belachte wahrhafte Kettenreaktion ein: Das Rindvieh stand auf, die Kette spannte sich, das Krad hob sich, der Junge fuhr nicht mehr, sondern flog durch die Luft. Glücklicherweise ist er gut gelandet.

In der nächsten Etappe, der Zeitkontrolle, überprüften die Fahrer sich und ihre fahrbaren Untersätze. Sie konnten ihre durchschnittliche Geschwindigkeit errechnen und überprüfen, wie sie in der Zeit lagen. Wer dabei gut abschnitt, leistete es sich, kleinere Reparaturen vorzunehmen. Die einen hatten ihre Bremsen, die anderen ramponierte Fußrasten in Ordnung zu bringen, einige schöpften einfach Kraft für die nächste Etappe.

Das Schießen kam an die Reihe. Eine wichtige Disziplin. Schließlich dient der Motorsport in der GST dem Ziel, die Jugendlichen auf ihren späteren Einsatz als Militärkraftfahrer bei der Nationalen Volksarmee vorzubereiten. Und ein Militärkraftfahrer unterscheidet sich nun einmal von einem Taxifahrer, zwar nicht allein durch besonders gute Leistungen im Schießen, aber auch durch sie.

Es ist nicht leicht, vom Krad abzusteigen und mit vor Anstrengung zitternden Händen das Ziel zu treffen. Die klugen Motorsportler sah ich es so machen, wie sie es in der heimatlichen Ausbildung gelernt hatten: sich erst einmal eine Minute ausruhen und dann zur Waffe greifen. Die Zeit ist schnell aufgeholt, ein nicht getroffenes Ziel gibt erbarmungslos Punktabzug.













Die dann folgende Sonderprüfung sah ziemlich schwach aus: das Lösen der topographischen Aufgabe. Die Patrouillen hatten eine bestimmte, nicht ausgeschilderte Strecke zu fahren. Dazu hatten sie eine Karte in die Hand gedrückt bekommen. Sie war für viele ein Buch mit sieben Siegeln. Mehr als eine Mannschaft kam durch verzweifeltes Umherirren in der Gegend in einen Zeitverlust, der sich nicht mehr aufholen ließ. An den Kreuzungen standen sie, die mit Kompaß, Stechzirkel und anderen Hilfsmitteln nicht gelernt hatten umzugehen, hilfesuchend da. Und prompt fielen sie auf Wanderer herein, die des Weges kamen und gut gemeinte, aber falsche Ratschläge gaben.

An der Schiebestrecke angelangt, sahen die Wettkämpfer abgespannt aus. Der längste Teil der Strecke lag hinter ihnen. Ihre Gesichter, die ich beim morgendlichen Start frisch und voller Spannung gesehen hatte, waren mit Staub bedeckt, von Stürzen zerschrammt, von den Strapazen ermüdet.

Die Schiebestrecke kostete sie die letzte Kraft, verlangte eine enorme physische Leistung. Einen steilen, mehr als hundert Meter langen Steinweg mußten die Kameraden das Krad hinaufschieben, im schnellsten Lauftempo, dessen sie noch fähig waren. Die Stoppuhr hielt unbarmherzig die Zeiten fest. Sie taten mir leid, wie sie an mir vorbeirannten, pfeifend atmend, Gesicht und Nacken hochrot.

Dann — sicher dachten sie, der Strecke unkundig, nun kann es nicht mehr schlimmer kommen — nahte in Form eines geröligen Steilhanges das dicke Ende. Einige Kameraden wollten am liebsten aufstekken. Der Motor hatte zuwenig Kraft, die Füße fanden keinen Halt, die Luft blieb weg. Hier half der Mannschaftsgeist. Da waren zwei Kameraden oben angekommen, ihr dritter Sportsfreund jedoch schaffte es nicht mehr allein. Er war erschöpft. Die zwei stellten ihre Kräder zur Seite und gingen den Steilhang noch ein-







mal hinunter, ihrem Kameraden zu helfen. Zusammen fuhren sie später dann, die letzten Hindernisse überwindend, über die Ziellinie.

Szenen wie diese ließen mich die alten Motorsport-Hasen verstehen. Denn sie haben recht: Das Patrouillenfahren ist unbequem und wahrlich keine „Kaffeefahrt". Doch es ist voller Abenteuer, voller Erlebnisse, voller Ergebnisse. Es macht stark im Überwinden von Schwierigkeiten. Es fördert die Beherrschung des Körpers und der Technik. Vor allem aber prägt es Charaktereigenschaften von hohem Wert.

So macht man einen Wendepunkt

Siegfried Schröder

Es mußten nicht erst Historiker und Philosophen viele Jahre nach dem Ereignis auf Grund umfangreicher Studien der Tatsachen feststellen: Es handelt sich um einen Wendepunkt! Um ein bisher absolut einmaliges Ereignis in der Weltgeschichte! Das war absolut überflüssig. Die Akteure, die Gestalter, die Regisseure des Ereignisses wußten schon vorher: Wenn diese Revolution gelingt, dann ist sie ein welthistorisches Ereignis, ein Wendepunkt in der Menschheitsgeschichte.
Aber ist es nicht eine Anmaßung, von der eigenen Leistung, noch bevor sie vollbracht ist, eine so hohe Meinung zu haben? Die Revolutionäre des Großen Oktober sind seinerzeit tatsächlich als Aufschneider und Abenteurer bezeichnet worden, und zwar von solchen, die es für unmöglich, für unmoralisch und verboten hielten, eine Revolution zu machen, die alles „auf den Kopf" stellt. Recht behielten aber nicht die Rückständigen, sondern die Revolutionäre, wie die Geschichte bewiesen hat. Dennoch hatten Vorbereitung und Verlauf dieser Revolution auch ihre abenteuerliche Seite im besten Sinne des Wortes. Was heißt denn „Abenteuer"? Ein außergewöhnliches, spannendes Geschehen! Und an dieser Revolution war alles außergewöhnlich.
Weshalb sie ein, ja *der* Wendepunkt in der Menschheitsgeschichte war, davon soll hier besonders die Rede sein.

Dreißig Jahre Vorbereitung oder der Mann mit den hundert Namen

Die Revolution beginnt in der Nacht vom 24. zum 25. Oktober des Jahres 1917. Der Jahrestag der Oktoberrevolution wird aber am 7. November gefeiert, weil 1917 in Rußland noch der Julianische Kalender galt, während die meisten Länder bereits den Gregorianischen Kalender eingeführt hatten, was bedeutet, daß sie 13 Tage weiter zählten. Gegenüber dem 25. Oktober in Rußland war in diesen Ländern schon der 7. November. Am 24. Januar 1918 wurde dann auch in Sowjetrußland der Gregorianische Kalender eingeführt.
Es war etwa 30 Jahre vor der Revolution, als ein junger Mann, nicht älter als 18, mit dem Namen Wladimir Iljitsch Uljanow in der Stadt Kasan einem marxistischen Zirkel beitritt. Schon viele Jahre früher, 1869, erschien die erste russische Ausgabe jener

kleinen Schrift, die von Karl Marx und Friedrich Engels verfaßt worden war und die noch heute zu den meist gelesenen Büchern der Welt gehört: das Manifest der Kommunistischen Partei. Im zaristischen Rußland gibt es diese Partei seinerzeit noch nicht. Die Arbeiterbewegung steckt noch in den Kinderschuhen. Sie verfügt weder über eine einheitliche Organisation noch über ein Programm. Sie existiert praktisch nur in Form von regionalen oder gar lokalen Zirkeln und Vereinigungen. Der junge Uljanow ist noch ein Lernender, wird aber zusehends gleichzeitig zu einem Lehrenden. Er verfaßt Aufsätze und Schriften über die politische Lage in Rußland, über die junge Arbeiterbewegung, über die Ziele, die zu erreichen sind, und über die Wege, die zu diesen Zielen führen. Selbstverständlich kann Uljanow zu dieser Zeit noch nicht sagen, wann und unter welchen Umständen die sozialistische Revolution in Rußland möglich ist. Es geht vorerst darum, die politischen und organisatorischen Voraussetzungen zu schaffen, die für eine proletarische, für eine sozialistische Revolution nötig sind. Marx und Engels arbeiteten den wissenschaftlichen Sozialismus aus. Diese Lehre gilt es nun in Rußland zu verbreiten und auf die konkreten Verhältnisse des Landes anzuwenden. Dazu wird eine Partei von Revolutionären gebraucht. Sie muß geschaffen werden aus der fortschrittlichsten Klasse, der Arbeiterklasse. Ferner ist für den Ausgang der sozialistischen Revolution entscheidend, daß besonders die arme Bauernschaft, aber auch alle übrigen besitzlosen Schichten als Verbündete für den sozialen Umsturz gewonnen werden.

Unumstrittener Führer der Revolution, die in jener Oktobernacht des Jahres 1917 beginnt, ist der Mann mit den hundert Namen. Es ist nicht Ausdruck von Eitelkeit, von romantischer Schwärmerei oder gar von Feigheit, daß er sich ein Pseudonym (bedeutet soviel wie „unter falschem Namen") nach dem anderen zulegt. Gewiß, als Neunjähriger nahm er schon ein „Pseudonym" an und hieß im Familienkreis Kubyschkin (Dickerle — weil er ein kräftiger Bursche war), und auch seine beiden Schwestern hatten Spitznamen. Es war Spiel. Viele Jahre später ist aus dem Spiel bitterer Ernst geworden, wenn Uljanow sich Tulin nennt oder Peterburshez oder Tjapkin-Ljapkin oder Sobakewitsch oder Iljin und so weiter. Die Erklärung für die Wahl von Pseudonymen ist einfach. Den russischen Revolutionären boten Pseudonyme einen Schutz vor den Verfolgungen durch die zaristische Geheimpolizei. Die sozialistische Arbeiterbewegung war in Rußland verboten, die Revolutionäre konnten nur illegal wirken. Einen Hinweis auf diesen Umstand gibt der Name Tulin, den man auch auslegen kann als „der Verborgene", „der Geheime", „der Illegale". Um die Arbeit der Geheimpolizei zu erschweren, wechselten die Revolutionäre oft ihre Pseudonyme. Das brachte die Verfolger ganz schön durcheinander.

Obwohl die Oktoberrevolution ohne Beispiel ist, so haben ihre Führer doch auch aus anderen Revolutionen gelernt. Lenin, seit Anfang des Jahrhunderts nennt Uljanow sich so, es ist sein meistbenutztes Pseudonym und wird schließlich zu seinem wirklichen Namen, Lenin also studiert sehr genau die Pariser Kommune von 1871, die erste Arbeiterrevolution der Geschichte. Auch die Erfahrungen, die die Bolschewiki in der russischen bürgerlich-demokratischen Revolution von 1905, deren leuchtendes Fanal der Aufstand auf dem Panzerkreuzer Potemkin war, sammelten, wertet Lenin sehr gründlich aus. Er arbeitet die Taktik der revolutionären Bewegung aus und begründet, weshalb das Proletariat auch in Rußland die Führung der Revolution übernehmen muß.



Es vergehen nach dieser ersten russischen Revolution noch zwölf Jahre, ehe die durch den Weltkrieg vollends zerrüttete Macht des Zarismus zu wanken beginnt.

Noch acht Monate

Am 27. Februar 1917 kommt es zur zweiten bürgerlich-demokratischen Revolution in Rußland. Der Zar Nikolaus II. wird gestürzt, mit ihm das ganze Gebäude der zaristischen absoluten Herrschaft. Die Kapitalisten und Gutsbesitzer bilden eine Provisorische Regierung. Diese soll den Krieg weiterführen und gewinnen. Die Arbeiter, Bauern und Soldaten wollen Frieden. Die Politik der Bolschewiki, so nennen sich die russischen Kommunisten unter Lenins Führung, ist ganz auf die Verwirklichung dieses millionenfachen Wunsches gerichtet. Die Bolschewiki sagen, man müsse den Krieg in einen Bürgerkrieg umwandeln, also gegen die herrschende Klasse im eigenen Lande kämpfen und ihre Macht durch eine Revolution stürzen. Schon zwei Jahre zuvor hat Lenin in einem Buch den Weltkapitalismus, zu dessen Bastionen auch Rußland gehört, untersucht und, wie er später schreibt, den „Beweis erbracht, daß der Krieg von 1914 bis 1918 auf beiden Seiten ein imperialistischer (d. h. ein Eroberungskrieg, ein Raub- und Plünderungskrieg) war, ein Krieg um die Aufteilung der Welt, um die Verteilung und Neuverteilung der Kolonien, der ‚Einflußsphären' des

Lenin — Führer der Oktoberrevolution





Finanzkapitals usw." Das Buch trägt den Titel „Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus". Es erscheint im April 1917 in Petrograd, der damaligen Hauptstadt Rußlands, die ab 1924 Leningrad genannt wird. Das Buch ist gewissermaßen Lenins Mitbringsel aus der Emigration in Frankreich, Österreich und der Schweiz, von wo aus er die Partei über neun Jahre geleitet hatte, weil dies in Rußland wegen der Verfolgungen durch die zaristische Polizei nicht mehr möglich gewesen war. Mit der Rückkehr Lenins beginnt die aktive Phase der unmittelbaren Vorbereitung auf die sozialistische Revolution.

Eingang zum Smolny während des Oktober 1917

Militärpatrouille in Petrograd, Oktober 1917

Noch im April 1917 verfaßt Lenin die Aprilthesen, das Konzept für den Übergang von der bürgerlich-demokratischen zur sozialistischen Revolution. Ein Kernsatz aus diesen Thesen lautet: „Die Eigenart der gegenwärtigen Lage in Rußland besteht im Übergang von der ersten Etappe der Revolution, die infolge des ungenügend entwickelten Klassenbewußtseins und der ungenügenden Organisiertheit des Proletariats der Bourgeoisie die Macht gab, zur zweiten Etappe der Revolution, die die Macht in die Hände des Proletariats und der ärmsten Schichten der Bauernschaft legen muß."

Seit dem Frühjahr 1917 überstürzen sich fast die Ereignisse. Dazu in Stichpunkten die wichtigsten Daten:

- Im Februar entsteht die Doppelherrschaft: Einerseits die von Vertretern der Kapitalisten und Gutsbesitzer gebildete Provisorische Regierung; andererseits
- die Sowjets (Räte) der Arbeiter und Soldaten, eine Art Nebenregierung.
- Am 5. März erscheint die erste legale Ausgabe der „Prawda".
  Im April erregen Lenins Aprilthesen die Gemüter. Die ersten Einheiten der Roten Garde, der bewaffneten Macht der Arbeiterklasse, werden gebildet.
- Anfang Juni beginnt der I. Gesamtrussische Kongreß der Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten, vor dem Lenin zwei Reden hält. Die Mehrheit auf diesem Kongreß haben aber nicht die Bolschewiki, sondern die Menschewiki und Sozialrevolutionäre. (Menschewiki wurden jene Mitglieder der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands [SDAPR] genannt, die gegen Lenins Weg der Revolution waren. Die Sozialrevolutionäre waren eine kleinbürgerliche Splitterpartei, die mit den Menschewiki zeitweise gemeinsame Sache machten.) Die Bolschewiki kämpfen noch um die Mehrheit in den Sowjets.

- Am 18. Juni demonstrieren 500 000 Petrograder Arbeiter, Soldaten und Matrosen gegen die Politik der Provisorischen Regierung, die eine militärische Offensive an der Südwestfront befohlen hat.
- Die Offensive endet mit einem völligen Mißerfolg.
- Anfang Juli demonstrieren erneut 500 000 in Petrograd. Die Teilnehmer fordern die Übergabe der Macht an die Sowjets. Die Provisorische Regierung läßt auf die Demonstranten schießen. Es gibt 400 Tote und Verwundete. In den Sowjets kapitulieren die Menschewiki und die Sozialrevolutionäre vor der Provisorischen Regierung. Die Doppelherrschaft endet.
- Im Juli tagt der VI. Parteitag der Bolschewiki. Er beschließt: Der bewaffnete Aufstand ist vorzubereiten.
- Ende August wird ein Putsch des zaristischen Generals Kornilow, der eine Militärdiktatur errichten will, von den revolutionären Volksmassen unter Führung der Bolschewiki niedergeschlagen.
- Anfang September gehen die Sowjets von Petrograd und Moskau auf die Seite der Bolschewiki über.
- Anfang Oktober beschließt das Zentralkomitee der Bolschewiki, alle Maßnahmen zur Durchführung des bewaffneten Aufstandes zu treffen. Unter dem Vorsitz Lenins beginnt ein Politisches Büro zur Vorbereitung und Leitung des Aufstandes mit der Arbeit.
- Am 12. Oktober bildet der Petrograder Sowjet ein Revolutionäres Militärkomitee als Stab des bewaffneten Aufstandes.

Noch zwölf Tage

Wann beginnt die entscheidende Phase der Revolution? Diese Frage stellen sich alle, die den Frieden wollen und die die Kapitalisten und Gutsherren zum Teufel wünschen. Überall im Lande brodelt es. Abgesandte der Bolschewiki, politische Kommissare, agitieren in den Truppenteilen der russischen Armee und gewinnen immer mehr Soldaten für die Revolution. Die Bolschewiki haben in den meisten Sowjets die Mehrheit gewonnen. Überall hört man die Losung: Alle Macht den Sowjets! Über die Stimmung und die Situation in diesen Tagen schreibt ein berühmter Zeuge der Oktoberrevolution, der amerikanische Kommunist, Journalist und Schriftsteller John Reed: „Während alle Welt erwartete, die Bolschewiki eines Morgens plötzlich auf der Straße erscheinen zu sehen, um jeden niederzuschießen, der einen weißen Kragen umhatte, ging der Aufstand in Wirklichkeit ganz anders, sehr natürlich und in aller Öffentlichkeit vor sich. Die Provisorische Regierung plante die Entsendung der Petrograder Garnison an die Front. Derselben Petrograder Garnison von zirka sechzigtausend Mann, die einen so großen Anteil an dem Siege der Revolution gehabt hatte. Die Petrograder Truppen waren es gewesen, die die Kämpfe der Märztage entschieden, die die Sowjets der Soldatendeputierten geschaffen und die Kornilow von den Toren der Stadt verjagt hatten.
Jetzt waren sie zum großen Teil Bolschewiki. Als die Provisorische Regierung sich mit dem Gedanken trug, Petrograd preiszugeben, war es die Garnison, die erklärte: ‚Wenn ihr unfähig seid, die Hauptstadt zu verteidigen, so schließt Frieden. Könnt ihr den Frieden nicht schließen, dann tretet



zurück und macht einer Volksregierung Platz, die beides vermag.'
Es lag auf der Hand, daß das Schicksal jedes Aufstandsversuchs von der Haltung der Petrograder Truppen abhing ...
Bis zu einem gewissen Grade traf es sicher zu, daß die Garnisonsregimenter nur geringe Lust verspürten, ihr verhältnismäßig angenehmes Leben gegen die Mühsale eines Winterfeldzuges zu vertauschen. Aber es waren andere Gefühle, weshalb sie sich weigerten zu gehen. Der Petrograder Sowjet mißtraute der Regierung, und von der Front kamen Hunderte Delegierte der breiten Soldatenmassen, die erklärten: ‚Es ist wahr, wir brauchen Verstärkung; aber wichtiger ist uns, Petrograd und die Revolution in guten Händen zu wissen. Hütet ihr die Heimat, Genossen! Wir werden die Front halten' ...
Die Stadt war in höchster nervöser Spannung. Jeder scharfe Laut ließ sie auffahren. Aber noch immer kein Zeichen von den Bolschewiki; die Soldaten blieben in ihren Kasernen, die Arbeiter in ihren Fabriken ..."
John Reed eilte zum Smolny, einer ehemaligen Klosterschule, nun Sitz der Zentrale des Aufstandes und der Revolution, um die neueste Lage zu erkunden: „Ununter-

Lenin im Kreise politischer Mitarbeiter im Jahre 1917

brochen kamen und gingen Kuriere und Kommissare. Vor der Tür warteten wohl ein Dutzend Freiwillige, bereit, die Anordnungen des (Revolutionären Militär-) Komitees sofort in die entferntesten Stadtviertel zu tragen. Einer von ihnen, in der Uniform eines Leutnants, sagte zu mir auf französisch: ‚Alles ist bereit. Ein Druck auf den Knopf, und wir marschieren.' ...
Als ich um drei Uhr morgens den Smolny verließ, bemerkte ich, daß das Haupttor von zwei Schnellfeuergeschützen flankiert war. Die Eingänge und die nächsten Straßenecken wurden von starken Soldatenpatrouillen bewacht. Bill Schatow (aktiver Teilnehmer an der Revolution) kam die Stufen heraufgestürmt: ‚Es geht los. Kerenski hat die Offiziersschüler geschickt, um unsere Zeitungen ‚Soldat' und ‚Rabotschi Put' (Arbeiterweg) zu schließen. Aber unsere Truppen sind bereits hinunter, um die Regierungssiegel abzureißen, und jetzt sind wir dabei, Abteilungen loszuschicken, die die Büros der bürgerlichen Zeitungen besetzen sollen.' Er klopfte mir vergnügt auf die Schulter und rannte ins Haus."
Das war am Morgen des 24. Oktober. Was ist mit Lenin, dem Führer der Revolution? Seit den Juliereignissen machen die reaktionären Kräfte um den Politiker Kerenski wieder Jagd auf Revolutionäre, und Lenin muß sich versteckt halten. Im Sommer findet er ein Quartier an dem See Rasliw bei Petrograd, später geht er nach Finnland und arbeitet dort an der Vorbereitung des bewaffneten Aufstandes. Erst im Oktober kehrt er nach Petrograd zurück und hält sich in der Wohnung einer Genossin im Arbeiterbezirk Wyborg auf.
Am Nachmittag des 24. Oktober schreibt Lenin drei Briefe an das ZK der Partei der Bolschewiki. In einem dieser Briefe heißt es: „Die Lage ist über alle Maßen kritisch. Es ist sonnenklar, daß jetzt eine Verzögerung des Aufstandes schon wahrhaftig den Tod bedeutet ... Eine Verzögerung wird die Geschichte den Revolutionären nicht verzeihen, die heute siegen können (und heute bestimmt siegen werden), während sie morgen Gefahr laufen, vieles, ja alles zu verlieren ...
Eine Verzögerung der Aktion bedeutet den Tod."
Es ist zu diesem Zeitpunkt wirklich alles vorbereitet. Der bewaffnete Aufstand als Krönung der Revolution soll mit der Genauigkeit eines Uhrwerks ablaufen. Denn von seinem Erfolg hängt das Gelingen der Revolution ab. Deshalb legt Lenin auch den größten Wert auf eine absolut exakte, militärisch bis in die letzte Kleinigkeit errechnete Vorbereitung und Durchführung des Aufstandes. Gedanken von Marx aufgreifend, hat er fünf Grundsätze dafür formuliert:

- Nie mit dem Aufstand spielen, dazu ist die Sache zu ernst.
- Am richtigen Ort im entscheidenden Augenblick das Übergewicht über die Kräfte des Feindes gewinnen.
- Stets im Angriff bleiben und den Verlauf des Aufstandes bestimmen.
- Den Feind überrumpeln.
- Täglich und stündlich Erfolge erringen.

Genau so geschieht es auch. Lenin am 24. Oktober: „... die Sache ist unbedingt heute abend oder heute nacht zu entscheiden ..."
Und sie wird entschieden.
So laufen die Meldungen im Smolny ein:
24. Oktober abends: Druckereien der bürgerlichen Zeitungen besetzt.
24. Oktober kurz vor Mitternacht: Postamt und Telegrafenamt besetzt.
25. Oktober morgens: Staatsbank besetzt. Zugänge zum Winterpalast, dem Sitz der Provisorischen Regierung, abgeriegelt.
25. Oktober abends: Hauptquartier der Russischen Armee besetzt.
25. Oktober 22.00 Uhr: Schuß des Panzerkreuzers „Aurora" leitet Sturmangriff auf den Winterpalast ein. Die Provisorische



Regierung wird verhaftet, ihr Chef Kerenski flüchtet. Die Revolution hat gesiegt. In der Nacht tritt der II. Sowjetkongreß zusammen und beschließt: Die Macht geht allerorts an die Sowjets der Arbeiter-, Soldaten- und Bauerndeputierten über, die eine wirkliche revolutionäre Ordnung zu gewährleisten haben. So beginnt der Sowjetkongreß mit der Arbeit. Er richtet einen Aufruf an alle kriegführenden Staaten und an die Völker, sofort einen gerechten und demokratischen Frieden zu schließen. Er bildet eine revolutionäre Regierung, genannt Rat der Volkskommissare. Vorsitzender wird Wladimir Iljitsch Lenin.

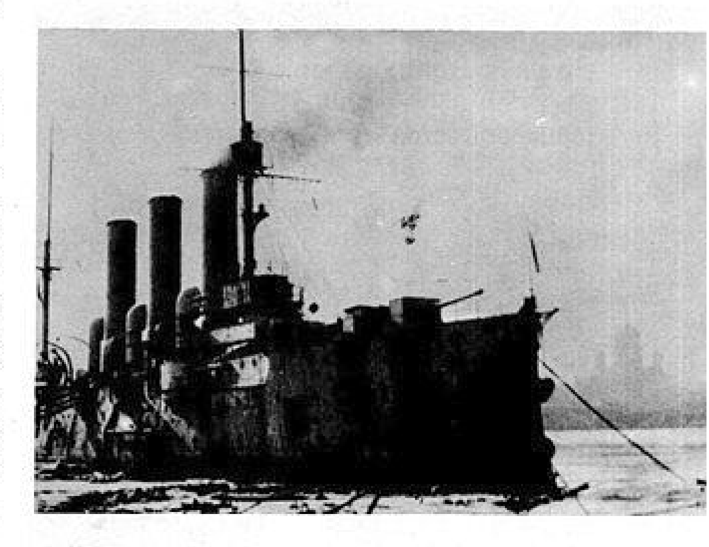
Der Rat der Volkskommissare beginnt sofort zu regieren. Er erläßt eine Reihe Dekrete (Verordnungen), die das Leben in Rußland revolutionär verändern, umwälzen, und die Macht der Arbeiter und Bauern sichern. Die Revolution breitet sich über ganz Rußland aus. Überall nehmen die Arbeiter die Macht in ihre Hände. Das Land der Gutsherren wird enteignet, die Fabriken der Kapitalisten werden Volkseigentum.

Der Sieg ist unwiderruflich. Und er leitet einen Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit ein. Zum ersten Mal besteht ein Staat, der nicht auf Ausbeutung des

Juli 1917 — Demonstration russischer Soldaten in Petrograd gegen die Provisorische Regierung

Der Panzerkreuzer „Aurora"

Menschen durch den Menschen beruht. Der Beweis ist erbracht, die Welt kann anders regiert werden als nur durch diejenigen, die allen Reichtum, alles Land, alle Fabriken als Privateigentum besitzen. Die Welt kann durch die Arbeiter und Bauern, die die absolute Mehrheit der Bevölkerung ausmachen, viel besser regiert werden, weil alles in ihrem Interesse und zum Nutzen aller geschieht. Der Sowjetstaat ist der erste Staat dieser Art, ein Staat der Werktätigen, die unter Führung ihrer marxistisch-leninistischen Partei den Sozialismus errichten. Aber mit großen Schwierigkeiten geht das vor sich. Das junge Sowjetrußland hat schwere Zeiten zu überstehen:
Die Gegenrevolution der gestürzten Klassen und ihrer ausländischen Verbündeten aus vierzehn Staaten, deren Truppen in Rußland einfallen und die Revolution vernichten wollen; Hungerkatastrophen, Mißernten; internationaler politischer und wirtschaftlicher Boykott durch die kapitalistischen Staaten. Denn die kapitalistische Welt wird durch die Große Sozialistische Oktoberrevolution tief erschreckt und erschüttert. Es ist ein Schlag, ein Glockenzeichen, das ihr Ende einläutet. Das haben sie wohl begriffen, aber sie können es nicht verhindern.



Mit der
Oktoberrevolution
beginnt
das Zeitalter
des
Sozialismus.

Auf Panzer! OP 3 — links 20, am Waldrand! Panzergranate! Feuer!

Werner Kießhauer



So oder ähnlich klingen die Kommandos, die den Bedienungen der Panzerabwehrgeschütze, der Startfahrzeuge der Panzerabwehrlenkraketen, der Panzerbüchsen erteilt werden.
Die Panzertruppen werden als Hauptstoßkraft der Landstreitkräfte moderner Armeen bezeichnet. Sie können sowohl selbständig zur Lösung von Gefechtsaufgaben als auch zur Unterstützung der Gefechtshandlungen der motorisierten Infanterieeinheiten eingesetzt werden.
Die modernen Panzer verfügen über eine hohe Geländegängigkeit und Fahrgeschwindigkeit. Sie sind mit weitreichenden Kanonen, schweren Maschinengewehren und zum Teil mit Abschußvorrichtungen für Panzerabwehrlenkraketen ausgerüstet. Ihre Panzerung bietet Schutz vor leichten Geschossen, Kugeln, Splittern. Sie schützen ihre Besatzungen auch weitestgehend vor den Wirkungsfaktoren der Kernwaffen.
Panzer und gepanzerte Gefechtsfahrzeuge greifen in der Regel im Verband an. Hierin liegt ihre besondere Stärke. Wer einmal eine Parade von Panzereinheiten aus unmittelbarer Nähe erlebt hat, kann sich eine gewisse Vorstellung von der moralischen Wirkung eines Panzerangriffs machen: eine stählerne Wand, die sich

Panzerbüchsen sind eine wirksame Waffe gegen alle gepanzerten Ziele

unter ohrenbetäubendem Lärm schnell heranschiebt. Dazu schießt der Angreifer unaufhörlich aus Kanonen und schweren Maschinengewehren. Mit der MPi auf einen angreifenden Panzer zu schießen ist zwecklos. Ihn mit einem Geschütz zu treffen ist schwer, denn er steht nicht still. Und ein Panzer kann töten und zerstören, ohne daß er schießt. Er braucht nur zu fahren ...

Die Panzerabwehr gehört deshalb zu den wichtigsten Aufgaben bei der Sicherung der eigenen Truppen, der eigenen Gefechtshandlungen. An ihr nehmen alle Waffengattungen der Landstreitkräfte sowie Teile der Luftstreitkräfte teil. Da jede Waffengattung ihre spezifischen Panzerabwehrmittel hat, müssen diese im System der Panzerabwehr so eingeordnet sein, daß das gesamte Gefechtsfeld wirksam unter Feuer genommen werden kann.

Gepanzerte Ziele sind:
- Panzer,
- Selbstfahrlafetten (SFL), das sind gepanzerte Geschütze auf Panzerfahrgestell,
- Schützenpanzer,
- Schützenpanzerwagen (SPW).

Weiter rechnet man Panzerkuppeln und Stahlbetonbunker zu den gepanzerten Zielen. Das sind zwar ortsfeste Verteidigungsanlagen, wie es in der militärischen Sprache heißt, deshalb aber nicht leicht zu vernichten, da sie gut getarnt werden können.

Panzerabwehrmittel sind:
- die eigenen Panzer,
- Panzerabwehrlenkraketen,
- Geschütze aller Arten,
- Panzerbüchsen,
- Panzernahbekämpfungsmittel,
- Panzerminen,
- Panzersperren und -gräben.

Die Luftstreitkräfte beteiligen sich an der Panzerabwehr mit dem Einsatz von Flugzeugen und Kampfhubschraubern, deren



Raketen nicht weniger wirkungsvoll als die der Landstreitkräfte sind.

Panzer und gepanzerte Fahrzeuge außer Gefecht zu setzen heißt, sowohl ihre Bewaffnung bzw. ihre Besatzung kampfunfähig als auch die Fahrzeuge fahrunfähig zu machen. Das ist beides wichtig, denn ein nur fahruntüchtig geschossener Panzer kann selbst weiterfeuern. Ein noch fahrtüchtiger Panzer kann aber, ohne nur einen einzigen Schuß abzugeben, unseren eigenen Soldaten sehr gefährlich werden.

Die Forderung an die Panzerabwehr lautet: Das Ziel ist mit dem ersten Schuß, mit der ersten Rakete, mit dem ersten Handgranatenwurf zu vernichten.

Diese Forderung ist sehr schwer zu erfüllen. Wirkt ein Panzer aus der Nähe groß und wuchtig, so ist er doch auf eine Entfernung von 1 000 und mehr Metern, auf die er schon bekämpft werden muß, ein sehr kleines Ziel. Daran ändert auch die Vergrößerung im Zielfernrohr eines Geschützes nichts. Das heißt aber, daß über größere Entfernungen nur auf das gepanzerte Ziel schlechthin und nicht auf seine verwundbaren Stellen gezielt werden kann. Ob dann die Granate oder die Ra-

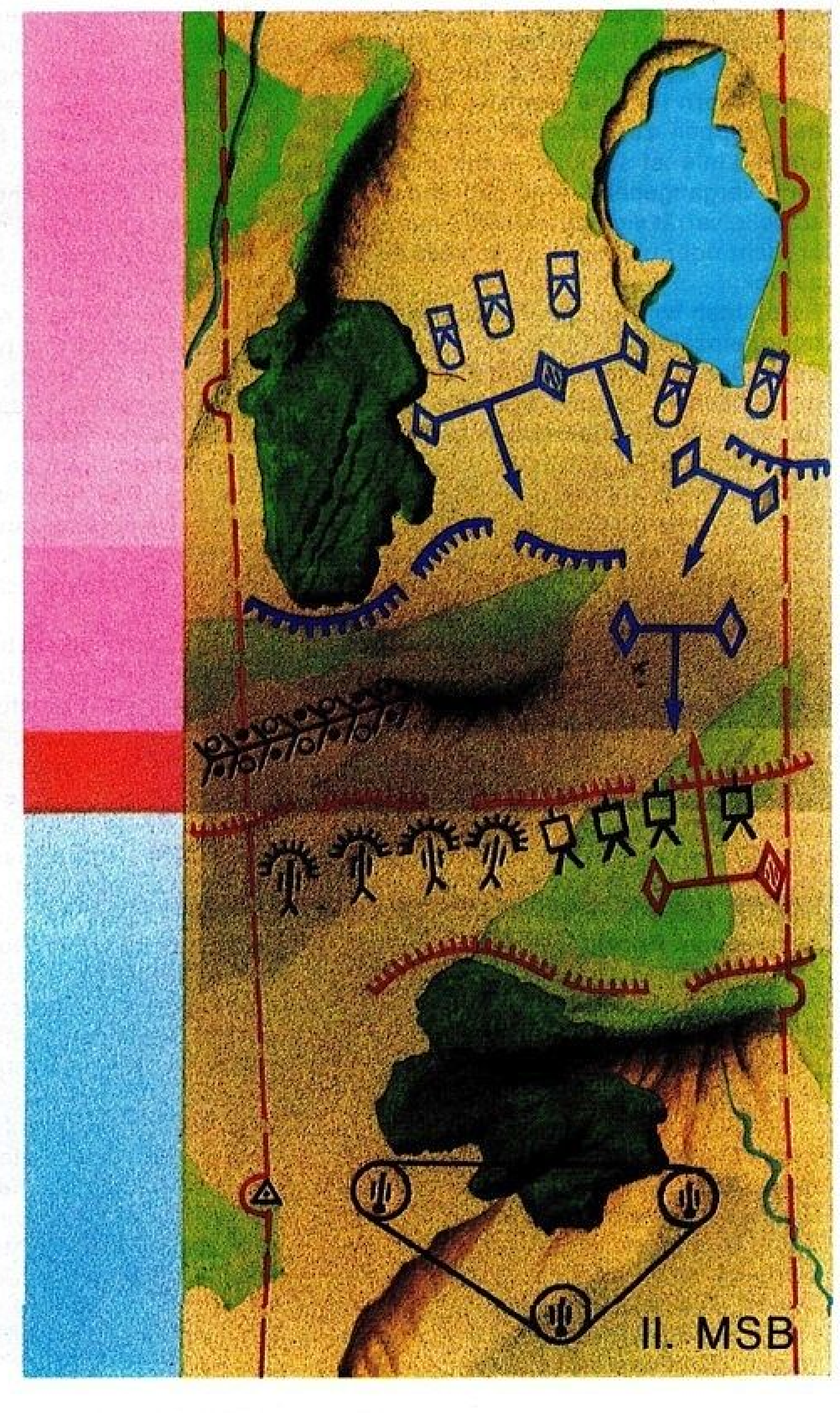
Ein wichtiges Mittel zur Abwehr gegnerischer Panzerangriffe sind die eigenen Panzer mit ihrer wirkungsvollen Kanone



Feuerbereich
der Panzerabwehr-
lenkraketen (PALR)
von 400
bis 3000 m

Feuer
der Artillerie
und der eignen
Panzer und SFL
bis 1100 m

Feuer
der Panzerbüchsen
bis 400 m.
Tote Zone der PALR



Ein Startfahrzeug für Panzerabwehrlenkraketen ist am Waldrand in Stellung gegangen. Der Lenkschütze hat mit dem tragbaren Lenkpult einen für die Beobachtung günstigen Platz neben dem Gefechtsfahrzeug bezogen

Schema
der
Panzerabwehr

kete den gut gepanzerten Turm oder die empfindlichen Gleisketten trifft, ist ungewiß. Also ist die gestellte Forderung nur als Ansporn für eine intensive Ausbildung der Truppen zu verstehen? Das auch. In erster Linie ist sie aber durch die Erfahrung vergangener Kriege begründet: Wer schießt, verrät sich durch sein Feuer. Trifft er nicht oder nicht gut, so schießt das Ziel zurück.

Betrachten wir nun die Panzerabwehrmittel im einzelnen.

Eines der wirksamsten Mittel zur Abwehr gegnerischer Panzer sind die eigenen Panzer und selbstfahrenden gepanzerten Geschütze (SFL). Sie verfügen über eine weitreichende Kanone, zu deren Munition auch panzerbrechende Granaten gehören. Sie sind in der Lage, gezieltes Feuer auf eine Entfernung von 1000 Metern und mehr zu führen, stehen also in der Feuerkraft den besten Panzerabwehrgeschützen nicht nach. Dabei haben sie den Geschützen ihre hohe Beweglichkeit und den Panzerschutz für ihre Besatzung voraus. Dafür sind die Beobachtungsmöglichkeiten des Panzerkommandanten schlechter als die des Geschützführers.

Das zur Zeit wirksamste Mittel der Panzerabwehr sind die Panzerabwehrlenkraketen (PALR). Diese ferngelenkten Geschosse bestehen im Prinzip aus folgenden Hauptteilen:

— dem Gefechtskopf,
— der Lenkeinrichtung,
— dem Raketentriebwerk und
— dem Gehäuse mit Flügeln und Luftrudern.

Betrachten wir die Funktion dieser Hauptteile.

Das Gehäuse verbindet alle Teile miteinander. Die Flügel, die daran kreuzförmig befestigt sind, erfüllen einen doppelten Zweck. Die zwei waagerecht stehenden Flügel wirken wie die eines Flugzeugs, sie tragen die Rakete sozusagen durch die Luft. Alle vier Flügel dienen als Stabilisator des Fluges, damit die Rakete mit der Spitze (dem Zünder) nach vorn fliegt. Die Luftruder sind die ausführenden Organe der Lenkeinrichtung. Sie bewirken, daß die Rakete dorthin gelenkt wird, wohin sie fliegen soll: nach rechts oder links, nach oben oder unten. Die notwendigen Kommandos erhalten die Luftruder von der Lenkeinrichtung an Bord der Rakete, die von der Bordbatterie mit Strom versorgt wird. Die Lenkeinrichtung selbst befolgt Befehle, die der Lenkschütze mittels des Lenkpultes erteilt. Dazu hat die Rakete zwei Spulen mit dünnem, reißfestem und gut isoliertem Draht an Bord, die vor dem Start am Startfahrzeug angeschlossen werden. Die Drähte spulen sich im Fluge ab und stellen somit die notwendige elektrische Verbindung Rakete — Lenkpult her.

Das Raketentriebwerk besteht in der Regel aus Start- und Marschtriebwerk, die beide Pulversätze als Treibstoff verwenden. Das nur kurz brennende Starttriebwerk erzeugt eine große Schubkraft und bringt so die Rakete schnell auf die Marschgeschwindigkeit, die in der Größenordnung von 100 m/s liegt. Das Marschtriebwerk hält mit einer geringeren Schubkraft diese Geschwindigkeit aufrecht. Seine Brenndauer bestimmt die Flugdauer und damit die Reichweite der Rakete. Aus der Brenndauer der PALR-Triebwerke zwischen 20 und 30 Sekunden folgt leicht die Reichweite der Raketen mit 2000 bis 3000 Metern.

Es gibt auch PALR mit anderen Lenkverfahren. Am vorteilhaftesten ist dabei die selbsttätige Zielsuchlenkung, die den Lenkschützen (und damit seine Fehler) ausschaltet. Sie macht aber die Raketen erheblich komplizierter und damit teurer.

Nun zum Gefechtskopf. PALR fliegen verhältnismäßig langsam. Das ist deshalb





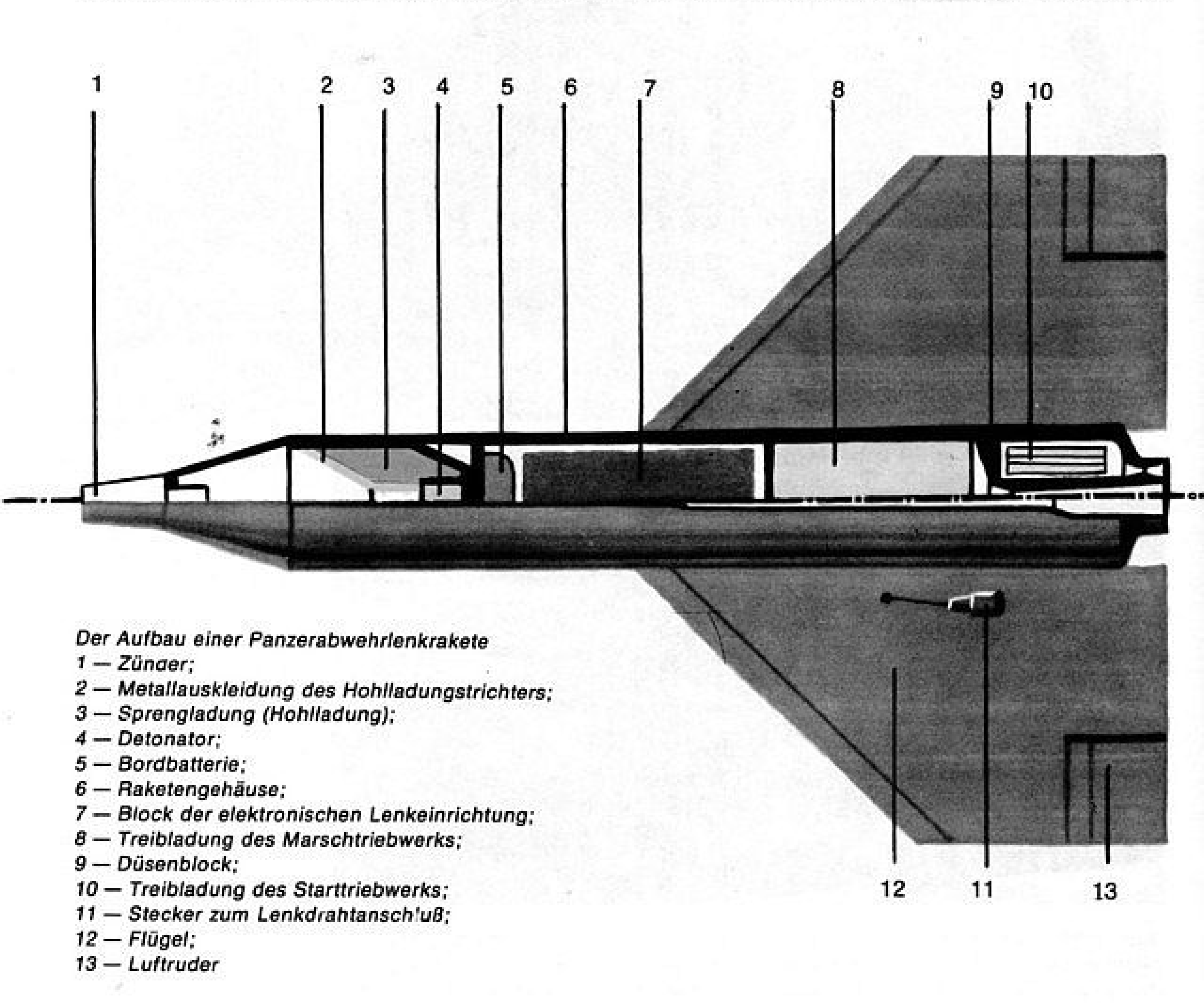


Rückstoßfreie Geschütze zeichnen sich durch ihre geringe Masse und damit durch ihre hohe Beweglichkeit aus

Artilleriegeschütze sind eines der wichtigsten Panzerabwehrmittel

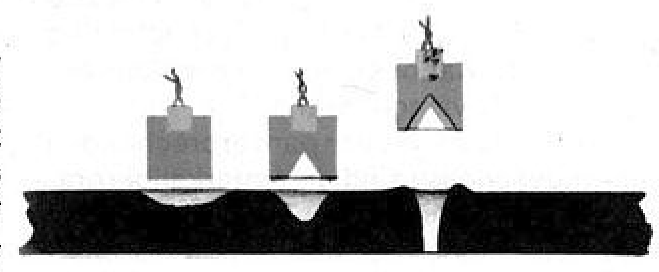
Ein Schützenpanzer wird in Erwartung eines gegnerischen Angriffs in Stellung gebracht

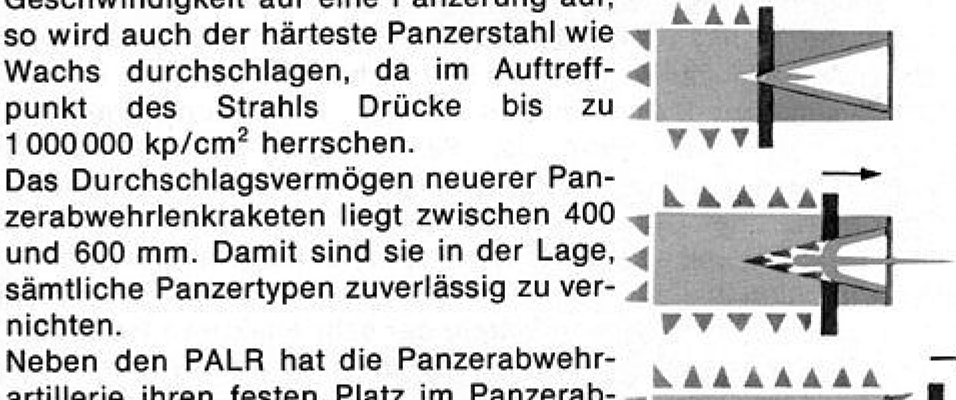
notwendig, damit der Lenkschütze genügend Zeit hat, die Rakete auch sicher zu lenken. Das heißt aber, PALR können niemals eine Panzerung durch die Wucht ihrer Masse durchschlagen, wie das bei einer Artilleriegranate möglich ist. Eine gewöhnliche Sprengladung wäre als Gefechtsladung ebenfalls zu schwach, einen Panzer zu vernichten. Deshalb werden die Panzerabwehrlenkraketen nur mit den sogenannten Hohlladungen ausgestattet.
Läßt man eine zylindrische Sprengladung über einer Panzerplatte detonieren, so erleidet die Platte (vorausgesetzt, sie ist genügend stark) nur eine leichte Beschädigung. Spart man hingegen an der der Panzerung zugewandten Seite der Ladung einen kegelförmigen Trichter aus (womit obendrein die Sprengstoffmasse verringert wird), so ist erstaunlicherweise das Loch in der Panzerplatte nach Detonation der Ladung bedeutend tiefer. Kleidet man den Trichter dieses Hohlraumes (der „Hohlladung") mit einem weichen, aber schweren Metall aus (z. B. mit Kupfer) und läßt man diese Ladung in einer bestimmten Entfernung von der Panzerplatte detonieren, so wird die Platte glatt durchschlagen.
Der Hohlladungseffekt (auch „kumulativer Effekt" genannt) beruht auf folgendem. Durchwandert die Detonationsfront die Sprengladung (in unserem Bild von links nach rechts) und erreicht sie die Spitze



Der Aufbau einer Panzerabwehrlenkrakete
1 — Zünder;
2 — Metallauskleidung des Hohlladungstrichters;
3 — Sprengladung (Hohlladung);
4 — Detonator;
5 — Bordbatterie;
6 — Raketengehäuse;
7 — Block der elektronischen Lenkeinrichtung;
8 — Treibladung des Marschtriebwerks;
9 — Düsenblock;
10 — Treibladung des Starttriebwerks;
11 — Stecker zum Lenkdrahtanschluß;
12 — Flügel;
13 — Luftruder

des Metalltrichters, so wird dieser unter dem hohen Druck der Detonationsgase zusammengepreßt. Das Metall verformt sich und schießt in Form eines Strahls nach vorn aus dem Hohlladungstrichter heraus. Dabei kann die Spitze des Metallstrahls Geschwindigkeiten von 10 000 bis 20 000 m/s und mehr erreichen. Trifft die Strahlspitze zum Zeitpunkt ihrer größten Geschwindigkeit auf eine Panzerung auf, so wird auch der härteste Panzerstahl wie Wachs durchschlagen, da im Auftreffpunkt des Strahls Drücke bis zu 1 000 000 kp/cm^2 herrschen.
Das Durchschlagsvermögen neuerer Panzerabwehrlenkraketen liegt zwischen 400 und 600 mm. Damit sind sie in der Lage, sämtliche Panzertypen zuverlässig zu vernichten.
Neben den PALR hat die Panzerabwehrartillerie ihren festen Platz im Panzerabwehrsystem. Weiter können alle anderen Geschütze (auch die Flak) Panzergranaten verschießen.





Besonders verwundbare Stellen eines Panzers

Die Wirkung verschiedener Sprengladungen auf eine Panzerplatte

Die Bildung des Hohlladungsstrahls

Man unterscheidet ihrer Wirkung nach zwei Kategorien von panzerbrechenden Granaten, nämlich Wuchtgeschosse, die die Panzerung auf Grund ihrer großen Masse und ihrer hohen Auftreffgeschwindigkeit durchschlagen, und Hohlladungsgranaten.

Die ursprüngliche Art der Panzergranaten sind die Vollgeschosse, die vorzugsweise von leichten Panzerabwehrkanonen (Pak) verschossen werden. Ihr Granatkörper besteht aus gehärtetem Stahl. Ihre Flugbahn wird wie bei allen Arten von Panzergranaten durch einen Leuchtsatz sichtbar gemacht.

Die Panzergranaten mit Sprengladung haben einen Bodenzünder, der die Detonation der Granate nach dem Eindringen in die Panzerung bzw. nach dem Durchschlagen der Panzerung hervorruft. Dadurch wird die Wirksamkeit der Granate erhöht. Panzergranaten mit Sprengladung werden von Kanonen mittleren bis schweren Kalibers verschossen.

Eine besondere Art der panzerbrechenden Wuchtgeschosse sind die Unterkalibergranaten (UK-Granaten). Sie sind kurz gebaut und haben einen spulenförmigen Granatkörper aus weichem Metall. An Stelle einer Sprengladung tragen sie im Inneren einen äußerst harten, spitzen Kern aus einem schweren Material (Wolframkarbid o. a.). Wegen dieser Bauart sind die Unterkalibergranaten leichter als andere Panzergranaten. Dadurch werden sie im Rohr der Kanone zu einer höheren Geschwindigkeit beschleunigt. Trifft die Granate auf das Ziel auf, so durchschlägt der Hartmetallkern mühelos die weiche Geschoßspitze (ballistische Haube) und dringt dann in die Panzerung ein. Die Bezeichnung „Unterkaliber"-Granate drückt die Tatsache aus, daß der wirksame Teil der Granate — der Kern — und damit das Loch in der Panzerung einen kleineren Durchmesser als das eigentliche Geschoß hat.

Vergleicht man die Durchschlagskraft einer UK-Granate mit der einer Panzergranate, die das gleiche Kaliber und die gleiche Auftreffgeschwindigkeit hat, so kann man feststellen, daß die UK-Granate wirksamer ist. Der Grund dafür, daß beide Granatarten verwendet werden, liegt in ihrem Flugverhalten. Die leichtere UK-Granate ist auf kurze Schußentfernungen schneller, also wirksamer. Über größere Schußentfernungen bremst der Luftwiderstand die leichteren UK-Granaten mehr als die schwereren Panzergranaten ab. Deshalb ist es vorteilhaft, Panzer auf große Entfernungen mit Panzergranaten zu bekämpfen.

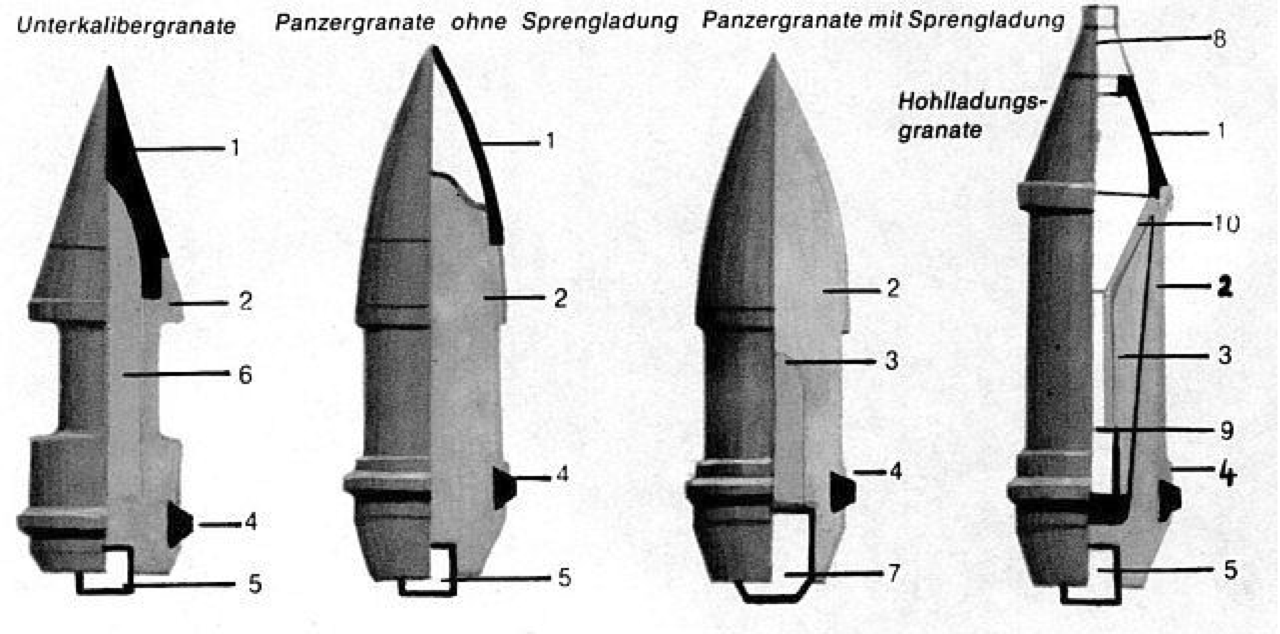
Die Durchschlagskraft der Hohlladungsgranaten, die genauso wie die Gefechtsköpfe der PALR aufgebaut sind, hängt nicht von ihrer Auftreffgeschwindigkeit auf das Ziel, sondern hauptsächlich von dem Durchmesser der Hohlladung ab. Sie werden deshalb auch von Geschützen mit geringerer Anfangsgeschwindigkeit der Granaten (Haubitzen, rückstoßfreie Geschütze) verschossen.

Die Durchschlagsleistung aller Arten panzerbrechender Geschosse hängt zum einen von der Wirksamkeit der jeweiligen Granatart, zum anderen außer von der Festigkeit der Panzerplatten vor allem vom Auftreffwinkel der Granate auf die Zieloberfläche ab. Das ist geometrisch einfach zu beweisen. Ist der Auftreffwinkel klein, so ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß die Granaten (außer Hohlladungsgranaten) von der Panzerung einfach abprallen. Deshalb sind ja die Außenflächen moderner Panzer stark abgeschrägt.

In der westlichen Militärpresse wurde vor einigen Jahren die Frage diskutiert, ob man wegen der sehr effektiven Panzerabwehrlenkraketen nicht auf die Panzerabwehrartillerie verzichten könne. Inzwischen ist die Frage eindeutig beantwortet: sowohl PALR als auch Pak sind notwendig. Einer der Hauptgründe für diese Ent-

Das Werfen von Panzerhandgranaten erfordert nicht nur Kraft, sondern auch eine ordentliche Portion Mut



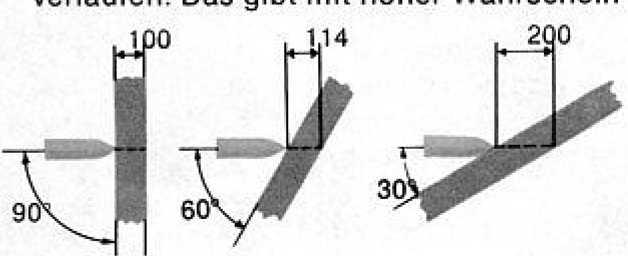


1 — ballistische Haube; 2 — Granatkörper; 3 — Sprengladung; 4 — Führungsring; 5 — Leuchtsatz; 6 — Hartmetallkern; 7 — Bodenzünder mit Leuchtsatz; 8 — Kopfzünder; 9 — Detonationseinrichtung; 10 — Metallauskleidung des Hohlladungstrichters

Der Aufbau verschiedener Arten panzerbrechender Granaten

scheidung liegt im Feuerbereich der einzelnen Waffenarten. Mit einer Pak kann man ein Ziel unter Feuer nehmen, das nur wenige Meter entfernt ist. PALR aber können auf so kurze Entfernungen nicht eingesetzt werden. Zwar ist der Lenkschütze in der Lage, das Ziel anzurichten, die gestartete Rakete aber wird erst nach einer gewissen (technisch bedingten und notwendigen) Zeitspanne automatisch auf die Visierlinie geführt und an den Lenkschützen „übergeben". Vorher kann die Rakete nicht gelenkt werden. Damit entsteht eine tote Zone, die bei den ersten PALR bis zu 500...600 m tief war (bei einer Schußweite bis 2000 m). Neuere PALR haben geringere tote Zonen von 200...300 m bei einer Reichweite bis zu 3000 m. Sind gegnerische Panzer bis an die tote Zone der PALR-Batterien vorgedrungen, so können sie also nur von der Artillerie und mit den Panzerbüchsen der mot. Schützen bekämpft werden.

Mit Geschützen kann man im Unterschied zu PALR nicht über sehr große Entfernungen auf sich bewegende Ziele schießen. Erstens, das weiß jeder vom Luftgewehrschießen her, ist das Treffen auf große Entfernungen schwerer. Zweitens müßte der Richtkanonier laufend neue Schußentfernungen an der Zieleinrichtung einstellen. Das kostet Zeit und stört die Beobachtung. Deshalb eröffnet die Panzerabwehrartillerie ihr Feuer auf der „Entfernung des direkten Schusses". Auf dieser Schußentfernung übersteigt die Höhe der Flugbahn der Geschosse die Höhe der Ziele (man nimmt 2 m als Zielhöhe an) nicht. Richtet der Richtkanonier bei entsprechender Entfernungseinstellung die Unterkante des Ziels an, so muß die Flugbahn jedes Geschosses, wenn es die richtige Richtung hat, durch die Silhouette des Ziels verlaufen. Das gibt mit hoher Wahrschein-

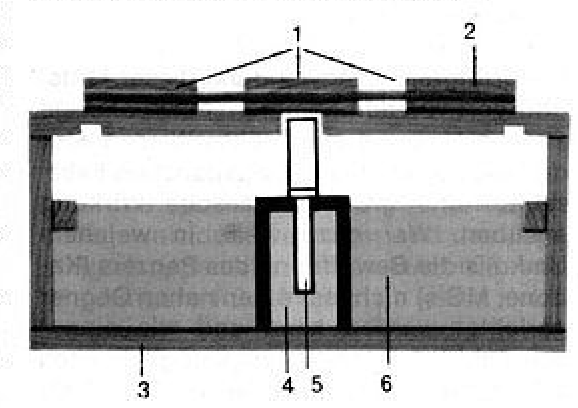


Trifft die Panzergranate nicht unter einem rechten Winkel auf das Ziel auf, so vergrößert sich ihr Weg durch die Panzerung. Damit verringert sich ihre Wirksamkeit

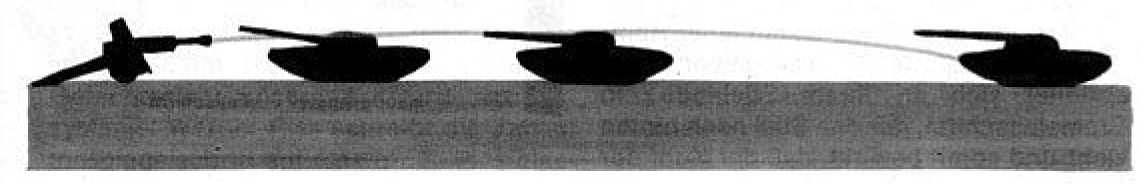


Die Flugbahn von Panzerabwehrlenkraketen gliedert sich in einen Anfangsabschnitt, auf dem die Rakete automatisch zur Visierlinie geführt wird, und den eigentlichen Lenkabschnitt, auf dem die Ziele bekämpft werden können

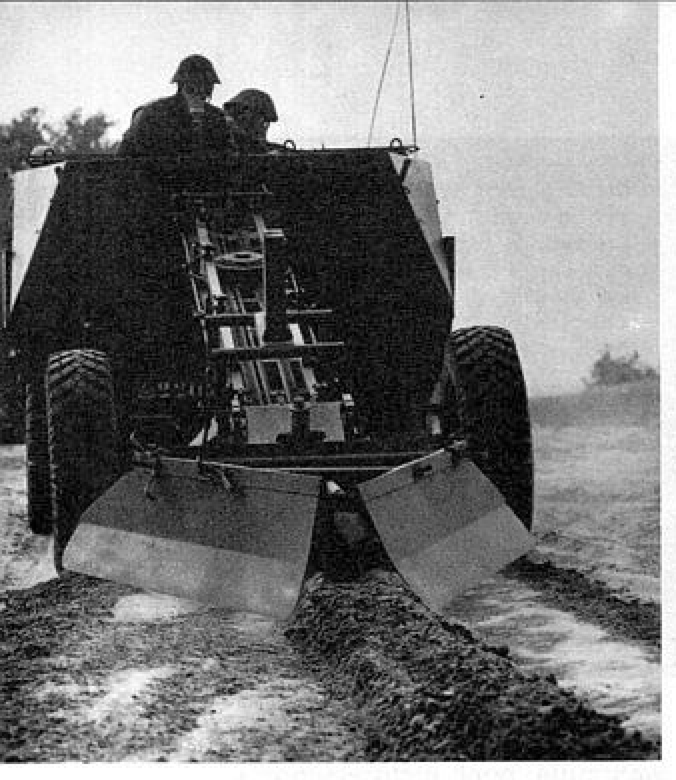
lichkeit Treffer. Die Entfernung des direkten Schusses liegt bei modernen Geschützen bei 1000...1200 m. Auf solche Entfernungen sind auch die Panzergranaten noch mit Erfolg gegen Panzer und gepanzerte Fahrzeuge einsetzbar.
Die Panzerbüchsen, die zur Bewaffnung vor allem der mot. Schützen gehören, sind ein weiteres, sehr effektives Mittel zur Panzerabwehr. Die Panzerbüchse ist im Prinzip ein offenes Rohr mit einer Ziel- und einer Abfeuerungseinrichtung. Das Geschoß ist eine Miniaturrakete mit einem Hohlladungsgefechtskopf. Die Panzerbüchsen haben eine Entfernung des direkten Schusses von rund 300 m. Damit sind die mot. Schützen in der Lage, ein wirksames Feuer gegen gepanzerte Ziele im Bereich der toten Zone der PALR-Batterien zu führen.
Mit den PALR, der Artillerie und den Panzerbüchsen ist das Arsenal der Panzerabwehrmittel noch nicht erschöpft.
Von den Pionieren können in besonders panzergefährdeten Richtungen und Abschnitten Panzergräben und -sperren angelegt sowie Panzerminenfelder verlegt werden. Das Verlegen der Minen erfolgt dabei in der Regel mit Minenverlegegeräten, die von SPW gezogen werden.

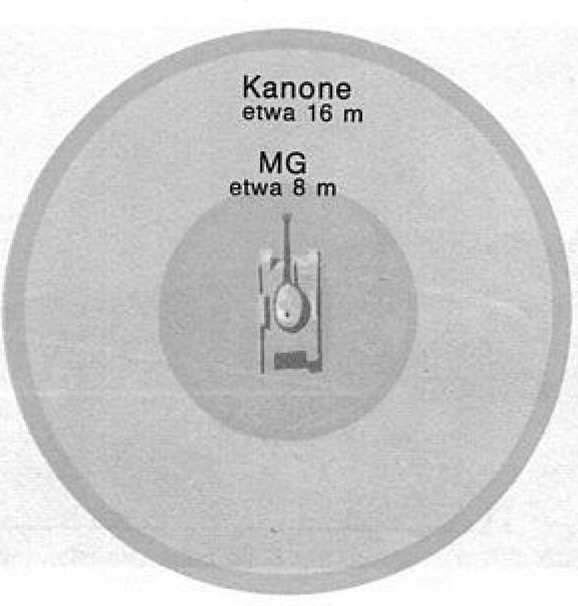


Der Aufbau einer antimagnetischen Panzermine
1 — Druckleisten; 2 — Riegel; 3 — Gehäuse; 4 — Zwischenladung; 5 — Zünder; 6 — Sprengladung



Zur Definition des Begriffs „Entfernung des direkten Schusses"





Gegen feindliche Panzer, die in die Stellungen unserer eigenen Truppen eingedrungen sind, werden die Mittel der Panzernahbekämpfung eingesetzt. Dazu gehören:

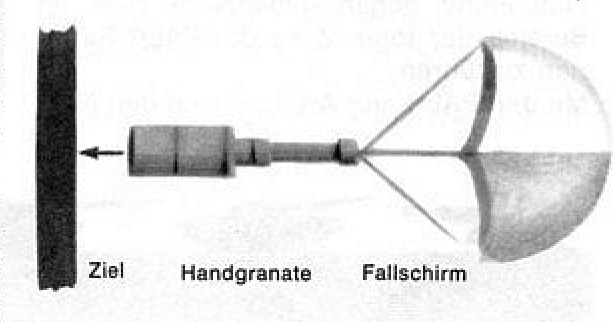
- Panzerhandgranaten,
- Brandflaschen und -kanister,
- geballte Ladungen
- Minen u. a.

Die erfolgreiche Anwendung dieser Mittel erfordert von den Kämpfern eine gehörige Portion Mut und praktisches Wissen. Mut deshalb, weil Panzer und gepanzerte Fahrzeuge eine große moralische Wirkung ausüben. Wer dazu weiß, in welchem Umkreis die Bewaffnung des Panzers (Kanone, MG's) nicht auf einen nahen Gegner gerichtet werden kann und wie eingeschränkt die Beobachtungsmöglichkeiten der Panzerbesatzung sind, der kann die genannten Mittel mit Erfolg anwenden.

Die Panzerhandgranate ist mit einer Hohlladung ausgestattet. Wird sie geworfen, so entfaltet sich an ihrem Stielende ein Bremsfallschirm, der den Stiel nach hinten zieht und somit bewirkt, daß der Kopf der Granate und damit die Hohlladung mit der Trichterseite auf das Ziel auftrifft. Die Durchschlagskraft der Handgranate reicht aus, selbst die starke Wandung eines Panzerturmes zu „knacken".

Brandflaschen, geballte Ladungen und Gleitminen wirken im Vergleich zu Panzerabwehrlenkraketen, Geschützen und Panzerbüchsen primitiv. Richtig angewendet stellen sie aber einen wichtigen Teil des Systems der Panzerabwehr dar.

Vom Truppenkommandeur werden die verschiedenen Panzerabwehrmittel so eingesetzt, daß sie ein geschlossenes System der Panzerabwehr ergeben.



Das Verlegen von Minen erfolgt am schnellsten mit dem Minenverlegegerät

Der tote Raum der Bewaffnung eines Panzers

Die Panzerhandgranate wird im Fluge von dem Bremsfallschirm so gedreht, daß sie mit dem Kopf aufschlägt

Überschall-patrouille

Major Wolfgang Matthées

Zerrissene Wolken ziehen über die blasse Mondscheibe hin. Die Funkmeßantennen der Funktechnischen Kompanie in K. heben sich im fahlen Mondlicht vom Himmel ab. Fast geräuschlos bewegen sie ihr Gitternetz, rotierend oder mit aufgeregtem Nicken.
In einer Station sitzen die Gefreiten Hasbach und Mühlbeck. Auf dem Bildschirm zeichnen sich helle Pünktchen und Striche ab. Luftziele. Schnell und mit gleichbleibender Stimme spricht Gefreiter Hasbach Zahlen in ein Mikrofon ...
Seine Zahlenkolonnen hört 150 Kilometer weiter Soldat Riss, Auswerter in einem Gefechtsstand unseres Luftverteidigungssystems. Werner Riss schreibt die Zahlen in Spiegelschrift auf eine große Plexiglasscheibe, verbindet die Angaben mit Linien. Richtung, Höhe und Geschwindigkeit des Luftziels gehen daraus hervor. Aufschlußreich für die Gefechtsstandoffiziere.
Der Leiter der diensthabenden Schicht gibt einige Anweisungen und zeigt auf ein Ziel, das sich aus westlicher Richtung unserer Staatsgrenze nähert. Wenn es in den nächsten Minuten nicht den Kurs ändert, wird es unsere Grenze verletzen ...
Das Ziel behält seinen Kurs bei. Kommandos werden über Wechselsprechanlagen gegeben — kurz und knapp. Für den Außenstehenden beinahe zu sachlich für diesen Augenblick ...
2.30 Uhr. Soldat Dieter Hauser reckt sich, um die Müdigkeit zu verscheuchen. Um 3.00 Uhr wird er von seinem Fernsprechdienst abgelöst werden. Seine Gedanken verlassen das Dienstgebäude, wandern 300 Kilometer weiter in die Heimatstadt. Wie werden die Kumpel ohne ihn zurechtkommen? Ob der Neuerervorschlag mit der Plastverschalung angenommen wurde? Und die Singegruppe. Vielleicht hatten sie gestern einen Auftritt? Neben Elke wird jetzt, statt ihm, ein anderer stehen ... Jäh wird Dieter aus seinen Grübeleien gerissen. Er zuckt erschrocken zusammen. Durchdringend heult die Sirene. Dauerton, also müssen die Flugzeugführer sofort starten. Schon steht der Flugleiter, Major Jürgen Kattner, neben ihm und spricht über die Wechselsprechanlage mit dem Gefechtsstand des Jagdfliegertruppenteils. In den kurzen Sätzen, Meldungen, Rückfragen ist keine Hektik zu spüren. Überall ist es lebendig geworden. Eilige Schritte, klappende Türen ...
Die beiden Flugzeugführer, Hauptmann Ebert und Hauptmann Hempel, ziehen ihre Druckanzüge an. Unteroffizier Künzel hilft ihnen. Keiner verliert ein Wort dabei. Nur das schnurrende Geräusch, das beim Zuziehen der soliden Reißverschlüsse entsteht, ist zu hören.



Draußen decken die Flugzeugtechniker, Oberfeldwebel Eisermann und Unterfeldwebel Möller, die Maschinen ab. Jeder weiß genau, was er zu tun hat. Sie machen keinen Schritt zuviel. Jede ihrer Bewegungen ist genau auf ein Ziel abgestimmt. Es ist tausendfach Geübtes. Das Anlaßaggregat läuft bereits. Oberfeldwebel Eisermann schließt das dicke Kabel an der Unterseite der MiG-21 an, die Hauptmann Ebert fliegen wird. Da kommen auch schon die beiden Flugzeugführer angerannt, Knieplanschett, Karte und Sauerstoffmaske in der Hand. Nur wenig ist der Minutenzeiger seit Auslösung des Alarms vorgerückt. Anschnallen, Meldung über Funk an den Gefechtsstand, daß alles einsatzbereit ist. Der Befehl zum Anlassen wird gegeben. Wimmernd beginnen die Turbinenschaufeln, durch starke Elektromotoren getrieben, zu rotieren. Immer höher wird die Drehzahl. Das Triebwerk wird gezündet. Sein Heulen geht in ein

Flugzeugführer-Ingenieur Hauptmann Ebert

Startvorbereitung





ohrenbetäubendes Donnern über. Mit der Ansaugöffnung am Bug frißt die MiG Luft kubikmeterweise in sich hinein. Kraftstoff und Luft vermischen sich, werden verbrannt, erhöhen ihr Volumen um ein Beträchtliches und erzeugen eine gewaltige Kraft, die jetzt die gebremste Maschine nach unten drückt. Inzwischen speit auch das Jagdflugzeug von Hauptmann Hempel seinen feurigen Atem aus dem Schubrohr ...
Die Flugzeugtechniker haben Bremsklötze und Sicherungen entfernt. Die Kabinendächer sind geschlossen. Ein letztes Handzeichen, und die Flugzeuge rollen zur Start- und Landebahn, wo sie sich gestaffelt zum Start aufstellen. Längst schon sitzt der Flugleiter, Major Kattner, in seinem „Glaskasten", dem Startkontrollpunkt. Kurze Verständigung mit seinen Flugzeugführern, dann gibt er die Starterlaubnis. Von heißem Gasstrahl getrieben, rasen die beiden Jagdflugzeuge über die Betonpiste, deren Flanken von der Platzbefeuerung wie mit gelben Ketten markiert sind. Hauptmann Ebert zieht den Steuerknüppel an. Die tonnenschwere MiG hebt ihre Nase in den nächtlichen Himmel. Eine Kontrollampe erlischt, das Fahrwerk ist eingefahren. Alle Geräte arbeiten normal. Das Flugzeugpaar verschwindet mit feurigem Kometenschweif in einer Wolkenwand.
Hauptmann Ebert meldet sich bei Flugleiter Major Kattner ab und drückt den Leitkanal des Funkgeräts. Jetzt ist er mit dem

Alarm!
Hauptmann Ebert (links) und Hauptmann Hempel werden in kurzer Zeit zum Gefechtsflug starten

Gefechtsstand verbunden. Eine ruhige Stimme übermittelt ihm Kurs, Höhe, Geschwindigkeit, Zielzuweisung: „... Zielkurs 180 Grad, Geschwindigkeit des Ziels 1000 km/h ..."

Fast 1000 Flugstunden stehen in Hauptmann Jürgen Eberts Flugbuch. Der Vierunddreißigjährige ist seit 1961 Flugzeugführeringenieur. Über 20 Starts im diensthabenden System, alle mit dem Ergebnis „Aufgabe erfüllt", zeugen von großem fliegerischem Können.

Hauptmann Hempel fliegt gestaffelt hinter Hauptmann Ebert, dessen Maschine er als Silhouette vor sich sieht. Die Anweisungen des Gefechtsstands führt er parallel zu Hauptmann Ebert aus: „Ihr Kurs 360 Grad, Rechtskurve auf 090, Schräglage 60 Grad, Ziel von rechts nach links, Entfernung 15 Kilometer ..." Da ist es. Hauptmann Hempel sieht auf seinem Funkmeßvisier das Zielzeichen. Hauptmann Ebert hat es ebenfalls auf dem Bildschirm. Karl-Heinz Hempel hört die Meldung Hauptmann Eberts an den Gefechtsstand. Jetzt geht es los ...

Das Ziel hatte die Staatsgrenze überflogen, war nach links eingekurvt und flog nun parallel zur Grenze im Hoheitsgebiet der DDR nördlich weiter. Die beiden MiG's haben sich dem Ziel auf etwa 6 000 Meter genähert. Hauptmann Ebert und Hauptmann Hempel schalten die Funkmeßvisiere auf Zielbetrieb um. Plötzlich verschwindet der Grenzverletzer aus ihrem elektronischen Sichtbereich. Mit einer harten Kursänderung fliegt das Ziel nach Westen ...

Da kommt auch schon die Aufforderung vom Gefechtsstand, den Kampfauftrag abzubrechen. War es eine Provokation, oder hatte sich das Ziel verflogen? Das bleibt ungewiß. Gewiß ist, daß die Maschinen mit Hauptmann Ebert und Hauptmann Hempel dem Eindringling sehr schnell den Weg zurück gewiesen haben.

Die Reifen radieren beim Aufsetzen der Maschinen über den Beton und hinterlassen schwarze Striche. Flugzeugtechniker und Mechaniker erwarten sie bereits auf dem Abstellplatz. Mit gedrosseltem Triebwerk rollen sie langsam heran. Jetzt gibt es Arbeit für die Genossen in den schwarzen Kombinationen. Kontrolle der wichtigsten Aggregate und Bauelemente, Auftanken, Zuführung von Sauerstoff und Preßluft — damit die Flugzeuge, wenn nötig, sofort wieder starten können.

Längst schon sind Hauptmann Ebert und Hauptmann Hempel im Aufenthaltsraum des Dienstgebäudes und pellen sich aus ihren Druckanzügen. Über den Einsatz wird nicht mehr viel gesprochen. Von ihnen wurde etwas verlangt, und sie haben, wie immer, ihr Bestes gegeben. Major Kattner versetzt beiden einen leichten Klaps auf die Schulter, was heißt: Das habt ihr gut gemacht!

Jürgen Kattner, 33 Jahre alt, ist während des Einsatzes im diensthabenden System als Flugleiter Vorgesetzter vieler dienstbarer „Geister", die bei Bedarf einen schnellen Start der MiG's ermöglichen. Flugzeugtechniker und Mechaniker; Kraftfahrer vom Anlaßaggregat, der Feuerwehr, des Sanitätswagens, des Bergungsfahrzeugs, eines Lastkraftwagens; Besatzungen der Landescheinwerfer, des Startkontrollpunkts, des Landeleitsystems, des Fernfunkfeuers, des Nahfunkfeuers und des Funkpeilers.

Zu Flugleitern im diensthabenden System werden die erfahrensten Flugzeugführer befohlen. Bedingung für den Einsatz der Flugzeugführer und des Flugleiters ist das Klassifizierungsabzeichen der Stufe I. Mit dieser Qualifikation besitzen sie die Fähigkeit, bei Tag und Nacht, unter allen für einen Flug noch zulässigen Wetterbedingungen Kampfaufträge zu erfüllen. Der Weg bis dahin ist weit. In der Regel dauert es einige Jahre, bis ein Flugzeugführer diesen Entwicklungsstand erreicht hat.

Jeder Flug wird physisch und psychisch intensiv vorbereitet. Ein Stapel Vorschriften ist ständig im Gebrauch, beispielsweise die Vorschrift für besondere Fälle, die mögliche Havarien behandelt und entsprechende Handlungen des Flugzeugführers regelt, die allgemeine Vorschrift für das diensthabende System oder die Flugbetriebsordnung. Flugzeugtypen des Gegners müssen ebenso bekannt sein wie seine Taktik; daraus ergeben sich mögliche Varianten des Abfangens in den Wolken und in geringen Höhen. Und vor jedem Flug beziehungsweise vor jedem Dienst orientiert sich der Flugzeugführer in der Kabine der Maschine im sogenannten Kabinentraining über technische Einzelheiten.

Technische Lösungen kann man sich einprägen, praktische Tätigkeiten üben, doch so zu handeln, wie es bei der Vergatterung am Vortage hieß: „... zum Schutz des Luftraumes der DDR und der sozialistischen Staatengemeinschaft ...", dazu bedarf es mehr als technischen Wissens und praktischer Fähigkeiten. Jagdflieger, wie Major Kattner, Hauptmann Ebert und Hauptmann Hempel, sind Persönlichkeiten, die mit einer großen inneren Bereitschaft ihrer Verantwortung als Offizier



täglich gerecht werden. Die MiG ist eine zuverlässige und schlagkräftige Waffe. Davon konnten sich Piloten der USA-Luftwaffe in Vietnam nachdrücklich überzeugen. „Die Kampftechnik ist sehr gut — doch das letztlich Entscheidende ist wohl, wer sie führt", sagt Major Kattner. Für unsere Flugzeugführer ist das Fliegen kein Job, sondern ein wichtiger gesellschaftlicher Auftrag, der mit vielen persönlichen Härten verbunden ist. Es ist für sie Selbstverständliches. Das zeichnet einen Kommunisten aus. Alle drei Flugzeugführer kamen mit etwa 18 Jahren mit fast gleichen romantischen Vorstellungen zur Fliegerei. Ernüchterungen kamen bald, aber auch die Erkenntnis über die Bedeutung ihres Berufs. Ein wenig Romantik ist geblieben: Keiner möchte das Fliegen in seinem Leben missen. „Unsere Republik ist von oben gesehen besonders schön, ein nicht unerheblicher Grund, sie vor Eindringlingen zu bewahren", meint Hauptmann Hempel.

So, wie diese drei Genossen, wachen täglich viele diensthabende Kräfte darüber, daß unser Himmel sauber bleibt.



Flugzeugführer-Ingenieur Hauptmann Hempel

Brigada Internacional — ein Ehrenname

Es geschah vor 40 Jahren:
Unmittelbar nach dem Putsch reaktionärer Generale gegen die Spanische Republik beschließt die Kommunistische Internationale, wirksame Solidaritätsaktionen zu organisieren, um dem faschistischen Anschlag auf Freiheit, Demokratie und Frieden zu begegnen. Als vordringlich erweist sich, weitreichende militärische Hilfe zu leisten; denn die von den Arbeiterparteien und Gewerkschaften aufgestellten Milizen sind kaum ausgebildet und ungenügend bewaffnet. Die auf Initiative der kommunistischen Weltbewegung gebildeten Internationalen Brigaden sollen dazu beitragen, die Putschisten und Interventen auf dem Gefechtsfeld zu schlagen.
Das Zentralkomitee der KPD ruft im August 1936 alle militärisch ausgebildeten deutschen Antifaschisten auf, sich der spanischen Volksfront zur Verfügung zu stellen. Gleichzeitig schlägt es dem Vorstand der SPD vor, den Freiheitskampf in Spanien mit gemeinsamen Aktionen zu unterstützen. Doch die rechten Führer der SPD lehnen dies unter verschiedenen Vorwänden ab.
Dem Ruf der KPD folgen mehr als fünftausend deutsche Antifaschisten unterschiedlicher Parteizugehörigkeit und Weltanschauung, darunter auch Sozialdemokraten. In den Internationalen Brigaden, die einen Teil der spanischen Volksarmee bilden, vereint sie unerschütterliche Waffenbrüderschaft mit Antifaschisten aus dreiundfünfzig Ländern; Kommunisten, Sozialdemokraten und Parteilose, Arbeiter, Bauern und Intellektuelle stehen Seite an Seite. Ihre Geschlossenheit ist die Voraussetzung aller militärischen Erfolge. Im Kampf gegen den gemeinsamen Feind finden die Interbrigadisten die Richtigkeit der kommunistischen Einheits- und Volksfrontpolitik bestätigt.
Gemeinsam mit sowjetischen, polnischen, tschechoslowakischen, ungarischen, bulgarischen, rumänischen, jugoslawischen, italienischen und französischen Interbrigadisten sowie Freiwilligen vieler anderer Nationen helfen deutsche Antifaschisten, die Streitkräfte des spanischen Volkes aufzubauen. Unter den komplizierten Bedingungen des Krieges eignen sie sich die erforderlichen Fähigkeiten an. Der hohe Kampfwert der Internationalen Brigaden beruht auf politisch-ideologischer Klarheit, militärischer Meisterschaft der Kommandeure, eiserner Disziplin und ständiger Erhöhung des Ausbildungsstandes



aller Kämpfer. Die deutschen Interbrigadisten stellen eines der stärksten Kontingente ausländischer Freiwilliger in der spanischen Volksarmee. Sie kämpfen in den verschiedensten Truppenteilen und Waffengattungen sowie in Partisaneneinheiten, im Sanitätswesen und in der Verteidigungsindustrie. Auf den Schlachtfeldern Spaniens entstehen die ersten militärischen Formationen einer sich herausbildenden deutschen Einheits- und Volksfront. Ihrem Wesen nach sind sie eine Keimform einer antifaschistisch-demokratischen Volksarmee.

Den Aufbau der Nationalen Volksarmee der DDR leiteten an hervorragender Stelle viele ehemalige Interbrigadisten, zum Beispiel Genosse Heinz Hoffmann, heute Mitglied des Politbüros des ZK der SED und Minister für Nationale Verteidigung. Und die Kampftraditionen der Internationalen Brigaden sowie die Lehren des spanischen nationalrevolutionären Krieges sind und bleiben eine wichtige Quelle der sozialistischen Wehrerziehung in unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat.

Die folgenden Erlebnisse ehemaliger Spanienkämpfer vermitteln einen Eindruck vom mutigen und opfervollen Einsatz der Interbrigadisten an den verschiedenen Frontabschnitten des spanischen Freiheitskrieges. Sie sind dem 1. Band des Buches „Brigada Internacional" entnommen.

Die Centuria „Thälmann", von der der erste Beitrag handelt, war ein Vorläufer der Internationalen Brigaden, eine der internationalen Formationen, die unmittelbar nach dem Putsch Francos im Rahmen der spanischen antifaschistischen Milizen

Die Centuria „Thälmann" in der Kaserne „Carlos Marx". Rechts außen Albert Schreiner, Kommandant der Centuria

gebildet wurden. Am 29. August 1936 ging sie bereits an die Aragónfront, wo sie in schweren Nahkämpfen und unter großen Verlusten bei Tardienta den Faschisten erste Niederlagen bereitete. Diese schwere Bewährungsprobe lag hinter der Centuria, als sich folgendes ereignete.





Die umfangreichste Hilfe leistete die Sowjetunion dem spanischen Volk. Sowjetischer Panzer T-26

Madrid ruft!

Hanns Maaßen

Drei Tage später stand die Centuria „Thälmann" wieder auf dem weiten Hof der Pedralbeskaserne, die jetzt „Carlos Marx" hieß und von der sie ausgezogen waren in den nördlichen Aragón.
Kurt hatte das Kommando übernommen. Fiel der militärische Leiter aus, trat der Kommissar an seine Stelle.
Die sozialistische Frauenorganisation von Barcelona hatte den Helden von Santa Quiteria ein seidenes Banner gestickt, das ihnen jetzt feierlich übergeben wurde.
„Kameraden, stillgestanden!"
Kurt rief den jüngsten Kämpfer aus der Centuria, den achtzehnjährigen Age Nielsen, vor die Front. Age ging mit Hans Beimler die Stufen zur Galerie hinauf und nahm für den gefallenen Willi Pukallus die Fahne in Empfang. Er hob sie quer über die Brüstung. Alle konnten die silbern gestickte Inschrift lesen: „Columna ‚Internacional'/Centuria ‚Thälmann'." Begeistert schauten die Kameraden nach oben. Hans Beimler sprach: „Wir empfangen sie zur Ehrung für unsere Gefallenen und Verwundeten, als Dank für den selbstlosen Einsatz der gesamten Centuria. Die Fahne wird uns immer voranwehen bis zu jenem Tag, da wir mit vielen anderen roten Fahnen auch in Deutschland zum Gefecht marschieren und die Freiheit über den Faschismus endgültig triumphiert..."
„Salud!" riefen die Männer und hoben die rechte Faust zum Gruß.
Von der See wehte eine leichte Brise herüber, die harten Palmenblätter im Hof der Kaserne raschelten, das rote Fahnentuch entfaltete sich über Ages Blondschopf.

Die ergreifende Feier hatte eine unerwartete Wirkung. Gleich nach dem Appell kam Kurt zu Hans Beimler und sagte: „Es hält

Artilleristen der Internationalen Brigaden

die Männer nicht mehr in Barcelona, alle wollen weg, auch Willi Wille."

„Wo wollen sie denn hin?"

„Nach Albacete. Sie haben gehört, daß dort die Internationalen Brigaden zusammengestellt werden, und glauben, daß sie zu spät kommen könnten."

„Das sind Kämpfer! Hol mir den Willi mal her."

„Wollt ihr nicht wenigstens auf die Leichtverwundeten warten", fragte dann Hans Beimler Willi. „Die kommen sich ja wie von euch verlassen vor. Drei Tage Ruhe täte übrigens auch euch gut!"

„Ich befürchte, dann gehen sie einzeln", gab Kurt zu bedenken.

Hans Beimler dachte einen Augenblick nach. „Gut", entschied er, „mag Willi mit den Ungeduldigsten gehen. Wie viele sind es denn?" fragte er ihn.

„Na, so an die zwanzig, fünfundzwanzig Mann..."

„Du hast die Verantwortung für die Leute, Willi", schärfte er ihm ein. „Betrachtet euch als Vortrupp der Centuria. Wir bleiben noch einige Tage hier. Salud!"

Willi Wille nahm Haltung an und hob die geballte Faust an den Rand der Filzmütze, die alle Kameraden seit ihrer Rückkehr nach Barcelona trugen.

„Auf Wiedersehen in Madrid, Kommissar!"

Am 6. November verließ der Rest der Centuria Barcelona in Richtung Albacete. Die Schlacht um Madrid war bereits entbrannt.

Das „Thälmann"-Bataillon geht in Stellung

Hanns Maaßen

Am Tage nach dem schweren Luftbombardement vom 16. November wurde die XII. Brigade, die seit vier Tagen südlich von Madrid vor dem festungsartigen Cerro de los Angeles eingesetzt war, überraschend an den Nordflügel des Verteidigungsringes der Hauptstadt geworfen, wo die Schwesterbrigade in schwerer Lage kämpfte. Die Angreifer hatten das Schwergewicht auf den zwischen der Casa de Campo und dem Universitätsviertel gelegenen Westpark verlegt. Hier war es ihnen am Vortage gelungen, den Manzanares zu überschreiten, und sie waren bestrebt, einen tiefen Keil in die republikanische Verteidigung zu treiben. „Thälmann", das aus zwei deutschen und zwei slawischen Kompanien bestand, sollte das „André"-Bataillon ablösen, das seit zehn Tagen ununterbrochen im Kampf stand.

Major Hans Kahle wies Ludwig Renn am Hohlweg der Moncloa in die unübersichtliche Stellung ein. „Das buschbestandene Gelände ist für die vorgehenden Marokkaner außerordentlich günstig", sagte er zu Renn. „Laß deine Vorposten in der Dunkelheit stündlich ablösen", riet er. „Es ist



Hans Beimler, ehemaliger Reichstagsabgeordneter der KPD, am 1. Dezember 1936 vor Madrid gefallen



höchste Wachsamkeit geboten. Es gilt, die Stellung unter allen Umständen zu halten!"

Renn studierte das Gelände durch das Fernglas und ließ sich noch einige Erklärungen geben. „Jenseits des Parks, hinter dem Damm, fließt der Manzanares", erläuterte Hans. „Mein Bataillonsstab ist dort rechts im Poloklub an der Playa untergebracht, falls du mich brauchst!" verabschiedete er sich.

In einem zerschossenen Haus im Kampfgelände bezog Renn provisorisch Stabsquartier. Dort meldete sich ein spanischer Offizier, der mit 10 Panzern zur Unterstützung des „Thälmann"-Bataillons abkommandiert war. Nachdem Ludwig Renn seine Kompanien in Stellung gebracht und die Erste in Reserve behalten hatte, befahl er höchste Wachsamkeit. Es war die fünfte Nacht ohne Schlaf! „Ihr könnt umschichtig schlafen", meinte er, „aber die Hälfte muß unter allen Umständen wach bleiben!" Er überlegte, wie er ihnen noch Mut zusprechen konnte. Er wandte sich an die Offiziere der Balkankompanie, die unten am roten Haus die Stellung halten. „Wir haben Panzer, Genossen. Aber die können nur bei Tage eingesetzt werden. Diese Nacht müßt ihr so durchhalten."

Renn inspizierte die Stellungen, dann legte er sich nieder, um ein wenig auszuruhen. Er fiel sofort in einen tiefen Schlaf, obwohl der starke Feuerwechsel ununterbrochen anhielt, Gewehr- und MG-Feuer und zwischendurch immer wieder Granatwerfereinschläge. In der Nacht wurde er durch den Brigadekommandeur geweckt, der sich über die Lage im Sektor des Bataillons informieren wollte. General Lukácz schien befriedigt und dankte. Im Morgengrauen erwachte Ludwig Renn durch heftiges Feuer, immer wieder übertönt von hohlen Schüssen aus Panzerkanonen. Allgemeine Unruhe und erregtes Sprechen vor der Unterkunft ließen ihn aufhorchen. „Der Kommissar und der Kompanieführer, alle sind tot!"

Im Nu hellwach, sprang er auf. Im Hinausstürzen schnallte er sich das Koppelzeug um. „Von welcher Kompanie?" fragte er besorgt.

„Von der polnischen, Major", sagte ein Melder.

„Was ist geschehen...?"

„Im Morgengrauen brachen Panzer in unsere Stellung am Park ein. Wir gingen mit Handgranaten gegen sie vor, aber wer die Deckung verließ, wurde von den Panzer-MGs niedergeschossen."

„Franz!" befahl er Kompanieführer Raab

Interbrigadisten haben eine feindliche Stellung erobert

von der Ersten. „Setzt sofort zum Gegenangriff an! Ich schicke unverzüglich Panzer zur Unterstützung." Auch die Balkankompanie hatte Verluste. Das rote Haus und die Villa Palacete waren verlorengegangen. Das traf uns am meisten.
Als die Bresche wieder geschlossen war, rief Ludwig Renn die stellvertretenden Kompanieführer und ihre Politdelegierten zusammen und ließ sich die Einzelheiten über den Ablauf des faschistischen Überraschungsangriffs berichten, um daraus Lehren zu ziehen. „Wie haben sich die Kämpfer verhalten? Wer hat sich durch Tapferkeit und Übersicht besonders ausgezeichnet? Wer soll nun als Zug- und Kompanieführer, Politdelegierter oder Kommissar eingesetzt werden?" Es war nicht schwer, die Besten zu nennen, im allgemeinen wurden die stellvertretenden Kameraden bestätigt. Dann erst setzte sich Major Renn telefonisch mit dem Brigadestab in Verbindung.
General Lukácz schien ungehalten. „Ich habe dir doch ausdrücklich Verhaltensmaßregeln für die Nacht gegeben: höchste Alarmstufe, stündliche Ablösung der Vorposten, ständige Feuerbereitschaft ... Wie konnte das passieren?"
„Haben wir alles gemacht", wehrte Renn ab, „es war ein überraschender Panzereinbruch, und wir haben weder ein Pakgeschütz noch panzerbrechende Gewehrmunition. Unsere Jungen konnten nur mit Handgranaten arbeiten, und unsere Offiziere haben sich dabei zu sehr exponiert. Als die Offiziere ausgefallen waren, griff Verwirrung um sich. Die dritte Kompanie ging etwa dreihundert Meter zurück..."
Der General hatte schweigend zugehört. „Ich komme sofort. Wir werden an Ort und Stelle entscheiden."
Eingehend besichtigte er mit Renn das unübersichtliche Gelände vom Bahndamm bis zum roten Haus und der Villa Palacete im Zentrum. Er ließ die neuen Kommandeure der polnischen und der Balkankompanie sowie Vöckel, Raab, Thoß und Szinda von den deutschen Kompanien kommen und überprüfte mit ihnen die Stellungen. Dann erhob er sich und zeigte auf das große Gebäude im Hintergrund und sagte: „Die Stellung dort hatten wir vom André-Bataillon übernommen, die werden wir unserer Ablösung ebenfalls übergeben. Morgen mittag werdet ihr Palacete wieder nehmen!"
Die Kameraden nahmen Haltung an. Sie schwiegen, das war ein Befehl. Aber der General schien nicht befriedigt.



„Und was ist eure Meinung, Genossen?" fragte er und ließ den Blick von einem zum anderen gleiten.
„Ich zweifle, ob es einen unter uns gibt, der anderer Meinung wäre", sagte Kompanieführer Addy. Zustimmende Worte wurden unter den übrigen laut.
„Gut", wandte sich der General an Major Renn. „Du greifst mit zwei Kompanien den Bau mit Flankenstoß vom Bahndamm her an. Gegen Panzer werden Panzer eingesetzt. Mit Stoßtrupps wird der Sturm eingeleitet. Alles klar...?"
„Alles klar."
Am Morgen vor dem Angriff kam Major

Maschinengewehrgruppe der XI. Brigade wehrt faschistischen Angriff ab

Kahle, der Kommandeur des Nachbarbataillons von der XI. in die Stellung von „Thälmann", begleitet von Hans Beimler. In schwierigen Situationen war Hans Beimler auch immer zur Stelle und kümmerte sich persönlich um die Kameraden. Sie wollten den Genossen des „Thälmann"-Bataillons ihre Unterstützung zusichern. Von Palacete hing viel ab. Während sie die bevorstehende Aktion noch durchsprachen, meldeten sich der neue Führer der polnischen Kompanie, Mietek, und sein Kommissar. Sie wollten den Bataillonschef sprechen. Sie brachten ihm noch einmal ihr Bedauern zum Ausdruck, daß sie dem gegnerischen Überraschungsangriff am Vortage nicht standgehalten und den Kopf verloren hätten, nachdem ihr Führer und der Kommissar gefallen waren. „Unsinn", sagte Ludwig Renn warmherzig. „Eure gefallenen Kameraden waren Helden, einer wie der andere. Nur eure ungenügende militärische Ausbildung ist schuld, daß sie sich so dem Gegner aussetzten und die Kompanie ohne Führung blieb. Versteht ihr nicht?"
Sie nickten, schienen aber doch nicht ganz davon überzeugt zu sein, bis Hans Beimler ihnen die Sache noch einmal mit anderen Worten erklärte.
Dann erst kamen sie mit ihrem eigentlichen Anliegen heraus.
„Wir bitten, daß unsere Kompanie den Befehl erhält, die verlorengegangene Stellung wieder einzunehmen. Auch die Genossen aus der Balkankompanie möchten mit angreifen..."
„Ihr seid prächtige Kerle", sagte der Bataillonskommandeur, der seine Bewegung nur schwer verbergen konnte. „Ich werde die Maschinengewehrkompanie zu eurer Unterstützung mit einsetzen, sie wird euch Feuerschutz geben."
Hans Beimler nahm die Politkommissare der Kompanien zusammen und sprach mit ihnen den Angriffsplan genau durch. Die Kameraden und Genossen aus verschiedenen Nationen mußten wissen, daß sie sich aufeinander verlassen konnten.
An jenem Tag wechselte Palacete mehrmals den Besitzer. Am Abend war aber der größte Teil unserer alten Stellung wieder zurückerobert.

Der Tod Hans Beimlers

Artur Dorf

Ich begegnete Hans Beimler zum ersten Mal 1934 in Paris. Er betreute damals die nach Frankreich emigrierten deutschen Antifaschisten, deren Leben im faschistischen Deutschland bedroht war.
Vom ersten Tag an verband uns eine tiefe Kameradschaft. Hans war die Flucht aus dem Konzentrationslager, mir die Flucht aus dem Gestapogefängnis gelungen. Vielleicht war es, wenn auch unausgesprochen, diese Gemeinschaft, die uns so schnell zueinander finden ließ.
Unsere Wege trennten sich doch bald wieder. Hans wurde mit einer neuen Aufgabe betraut. Ich ging auf Beschluß der Partei zur illegalen Arbeit nach Deutschland zurück. Als wir uns trennten, hat wohl keiner von uns beiden daran gedacht, daß wir uns zwei Jahre später in Spanien wiedersehen würden.
Hans Beimler befand sich seit Anfang August 1936 in Spanien. Als Vertreter des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Deutschlands war er für alle deutschen Antifaschisten verantwortlich, die an der Seite der spanischen republikanischen Armee in militärischen Formationen kämpften.
Am 8. November 1936 zogen wir mit dem ersten internationalen Bataillon „Edgar André" in Madrid ein. Am 9. November früh war Hans Beimler schon bei uns. Es

war ein herzliches Wiedersehen, wenn auch unter dem Kanonendonner der Faschisten.
Die Francoputschisten standen unmittelbar vor Madrid und konnten unsere Stellungen im Technikum unter Artilleriebeschuß nehmen.
Das erste, womit sich Hans Beimler beschäftigte, war die Frage nach den Kadern. Nachdem er sich mit unserem Brigadekommandeur Hans Kahle beraten hatte, forderte er mich auf, die Funktion des Kommissars im Bataillon zu übernehmen. Ich versuchte ihm klarzumachen, daß ich keinerlei militärische Erfahrungen hätte und es für mich wohl richtiger wäre, erst einmal in vorderster Linie zu kämpfen. Doch darüber ließ Hans Beimler nicht mit sich reden. Seine Argumente waren einfach. „Das Bataillon verfügt über einen qualifizierten Kommandeur, und ihm obliegen die militärischen Entscheidungen. Aber die Kameraden müssen gleichzeitig wissen, gegen wen und wofür sie kämpfen. Wenn wir Franco schlagen, ist das auch eine Niederlage für Hitler. Auf spanischem Boden kämpfen wir auch für das zukünftige antifaschistische Deutschland. Es geht also auch um qualifizierte politische Arbeit im Bataillon."
Da ich dagegen nichts einwenden konnte, fragte ich: „Und worin besteht meine Hauptaufgabe als Kommissar?"
„Du hast durch deine Arbeit dafür zu sorgen, daß die Befehle des Kommandeurs politisch bewußt und militärisch bedingungslos ausgeführt werden."
Damit war die Sache entschieden. Hans fackelte nun einmal nicht lange, wenn es um notwendige Entscheidungen ging. Er sagte mir noch, daß ich mich bei Schwierigkeiten jederzeit an ihn wenden könne. Kraft und Zuversicht gingen von ihm aus. Seine Worte wurden mir zur Richtschnur, als ich wenige Wochen später zum Kommissar der XI. Brigade ernannt wurde.



Am Abend, bevor er fiel, begegneten wir uns noch einmal. Hans Beimler nahm an einer Zusammenkunft aller leitenden Kommissare der Madrider Front teil, in der über die bestehende Lage und die weiteren Aufgaben informiert wurde.
Die Front war in jenen Tagen ständig in Bewegung. Die Distanz zum Gegner betrug oftmals nur 50 bis 100 Meter. Dauernd mußten wir umgruppieren. Jeder Aufenthalt in der vordersten Linie war mit besonderer Gefahr verbunden. Aber Hans Beimler hielt es an diesem Tag dennoch für notwendig, die Kameraden des „Thälmann"-Bataillons aufzusuchen, weil sie nicht nur eine gefährliche, sondern auch äußerst wichtige Stellung halten mußten. Sie standen Auge in Auge mit dem Gegner. Hans Beimler wollte durch sein persönliches Auftreten dafür sorgen, daß sie standhaft blieben.
Als er vorn bei den Kameraden eintraf, bewunderten sie natürlich seinen Mut. Doch darum ging es ihm nicht, er selbst schärfte den Kameraden immer wieder ein: „Begebt euch nicht unnötig in Gefahr. Vorsicht ist nicht Feigheit und Leichtsinn kein Heldentum."
In seiner Begleitung befand sich der Kommissar Louis Schuster.
Auf dem Rückweg am 1. Dezember, un-

Die Kampfgefährten nehmen Abschied von dem teuren Toten

weit des Gehöftes Palacete, geschah es dann. Sein Fahrer Calve Ariballos erzählte: „Wir mußten den Wagen zurücklassen und die letzten fünfhundert Meter zu Fuß gehen. Es war gegen dreizehn Uhr. Hans ging wie immer an der Spitze der Gruppe. Als wir den gefährlichsten Punkt erreichten, traf ihn die tödliche Kugel. Herzschuß."

Als Louis Schuster hinzusprang, wurde auch er tödlich getroffen. Nur unter schwierigsten Umständen konnten beide Genossen aus dem Feuer der faschistischen Scharfschützen geborgen werden. Als Hans Beimler in Madrid aufgebahrt war, hielten die bewährtesten Kämpfer Ehrenwache.

Auf der Trauerfeier wurden bewegende Worte gesprochen. Es sprach die Genossin Pasionaria. Sie betonte mit bewegter Stimme: „Dieser Tod ist kein nutzloser Tod!"

Und der Vertreter der Sozialistischen Partei und der CNT sagte: „Der Tod des heldenhaften Hans Beimler vereinigt uns alle..."

Die Worte Ludwig Renns klangen wie ein Schwur aller Interbrigadisten. „Wir versprechen dir, Genosse Hans, wir werden die Liebe, die wir zu dir hegen, und unseren Schmerz über deinen Tod dadurch zeigen, daß wir entschlossen auf unserem Kampfposten verharren."

Es sprachen General Kléber und viele andere Genossen ehrende Worte. Für immer ist mir auch eine andere Szene in tiefer Erinnerung geblieben: Als einer der letzten erschien direkt von der Front ein aus dem Volk hervorgegangener spanischer Armeeführer. Er kam, zog seinen Mantel aus, hatte keine Jacke darunter, stand da mit aufgerollten Hemdsärmeln und sprach vor Trauer bittere, zornige Worte: „Genosse Hans, wir werden dich rächen. Die Faschisten werden deinen Tod noch teuer bezahlen." Dann zog er seinen Mantel wieder über und kehrte an die Front zurück.

Vom Tage der Aufbahrung bis zur Beisetzung auf dem Bergfriedhof von Montjuich in Katalonien nahmen über zwei Millionen Spanier von Hans Beimler Abschied. Man sagte, daß so viel Anteilnahme selbst spanischen Königen nie zuteil geworden sei.

Die erste offizielle Nachricht über Hans Beimlers Tod gab die militärische und politische Leitung der Internationalen Brigaden heraus. Darin hieß es: „Uns konnte kaum ein Verlust schwerer treffen als der unseres Genossen Beimler. Alle kannten ihn. Jeder sprach mit ihm. Jeder hatte Vertrauen zu ihm. Mit vielen von uns war er eng verbunden. In Moskau, Paris, Prag und Zürich haben wir mit ihm zusammengearbeitet und schätzten seine kräftige Art, große wie kleine Fragen anzupakken ... Mit unseren Fahnen senken sich vor ihm auch die Fahnen der spanischen Bataillone.

Der Chef des Sektors Nord: General Kléber.

Die Kommandanten und Politkommissare der XI. und XII. Brigade: Hans und Nicoletti, Lukácz und Gallo.

Die Kommandanten und Politkommissare der Bataillone 'Edgar André' und 'Ernst Thälmann': Foeckel und Artur, Richard."

Nach dem Tode Hans Beimlers wurde Genosse Albert Denz, bis dahin Kompanieführer im „Thälmann"-Bataillon, kommissarisch als Kaderchef mit in die Brigadeführung aufgenommen.

Auch das Zentralkomitee hatte bereits Maßnahmen getroffen. Genosse Franz Dahlem traf bald darauf in Spanien ein.

Brunete — die Entlastungsschlacht für den Norden

Armeegeneral Heinz Hoffmann

Die Faschisten hatten ihr Hauptziel, die Eroberung Madrids, nicht erreichen können, ganz im Gegenteil, sie hatten bei ihrem letzten Vormarsch vor Guadalajara eine empfindliche Niederlage hinnehmen müssen. Franco hatte sich daraufhin auf den Norden verlegt, wo er gegen das vom zentralen Gebiet der Republik abgeschnittene Baskenland und Asturien leichtere Siege erhoffte, die sein angeschlagenes Prestige wiederherstellen sollten. Dazu hatte er seine Nordarmee, die italienischen Divisionen und die faschistische deutsche „Legion Condor" eingesetzt.

Das republikanische Oberkommando beschloß eine breit angelegte Entlastungsoffensive für den tödlich bedrohten Norden der Republik. Es erwählte dazu die Zentralfront Madrid. Die XI. Internationale Brigade gehörte zu dieser Zeit der Hauptreserve der Zentralfront an.

Nach dem Handstreich bei Utande gingen wir in Ruhestellung und wurden in die 35. Division eingegliedert, die unter dem Kommando von General Walter stand. Kommandeur des „Hans-Beimler"-Bataillons war zu dieser Zeit Genosse Heinz Schramm — ein kluger, sehr tapferer Mann und ein guter Kamerad.

Mitte Juni war der Brigade ein weiteres, ein spanisches Bataillon zugeteilt worden, das in ein österreichisch-spanisches umgewandelt und als 4. Bataillon unter dem Namen „12. Februar" in die XI. Internationale Brigade eingereiht wurde. Die Bezeichnung erinnerte an die Erhebung des österreichischen Proletariats gegen das klerikal-faschistische Regime Dollfuß im Februar 1934.

Nun war die Brigade aufgefüllt und setzte sich aus spanischen, deutschen, österreichischen, holländischen und skandinavischen Genossen zusammen. Ich kann mich noch gut an den Tag erinnern, an dem die skandinavischen Genossen zu uns kamen. Immer wieder beteuerten sie: „Wir sind eigentlich Seeleute und taugen nicht für den Landkrieg!" Aber sie waren tapfere, ausdauernde und zuverlässige Kämpfer und derselben Überzeugung wie wir, nämlich durch den Sieg des spanischen Volkes über Franco einen großen Krieg in Europa, der sich damals bereits drohend abzuzeichnen begann, zu verhindern, mindestens aber zu verzögern. Doch im neuen 4. Bataillon fehlten Ende Juni immer noch 726 Gewehre!

Viel erfuhren wir damals über die Lage an den übrigen Fronten nicht. Ende Juni, Anfang Juli aber häuften sich die Nachrichten, daß sich an der Nordfront eine besonders bedrohliche Lage entwickelte. Am 19. Juni war Bilbao den Faschisten in die Hände gefallen, und nun bedrohten sie auch Santander. Der Plan der Faschisten bestand offensichtlich darin, die spanischen Nordprovinzen voll in ihren Besitz zu nehmen und damit die spanische Republik von ihren wichtigsten Rohstoffbasen und Industriezentren abzuschneiden. Das lag übrigens auch im Interesse der deutschen und italienischen Faschisten, die mit Franco übereingekommen waren, nach der Einnahme dieser Gebiete die reichen Eisenerzvorkommen Nordspaniens für ihre eigene Rüstungsproduktion auszunutzen.

Während das 1. und 2. Bataillon der XI. Brigade Ende Juni die 70. Brigade ablösten und sich das „Beimler"-Bataillon und das Bataillon „12. Februar" noch immer in Ruhestellung befanden, hörten wir zum erstenmal davon, daß die Volksfrontregierung, an deren Spitze seit Mai 1937 der Sozialist Juan Negrín stand, eine



große Offensive vorbereitete. Wir vermuteten zwar, daß sie mit der bedrohlichen Lage an der Nordfront im Zusammenhang stehen könnte. Genaueres erfuhren wir jedoch zunächst nicht, obwohl wir den Befehl erhalten hatten, uns auf einen baldigen Einsatz vorzubereiten.
Am 2. Juli 1937 führten wir deshalb im „Beimler"-Bataillon eine Versammlung durch, in der wir alle Genossen über das informierten, was wir bisher erfahren hatten. Anschließend nahmen wir eine Resolution an. Die Genossen unseres Bataillons gaben darin das Versprechen, eiserne Disziplin zu halten, treu und aufopferungsvoll zur militärischen Führung zu stehen und dem Gegner vernichtende Schläge zu versetzen.
Die Operationen begannen am 5. Juli im Süden der Madrider Front mit einem heftigen Angriff auf die faschistischen Stellungen von Cuesta de la Reina und Seseña. Hatte unser Handstreich bei Utande im vergangenen Monat dazu gedient, die Operationsfähigkeit der Brigade zu erhöhen, so diente die militärische Aktion bei Cuesta de la Reina und Seseña dazu, den Gegner zu irritieren. Sie sollte die Aufmerksamkeit der Faschisten von den tatsächlichen Angriffsabsichten der Republikaner ablenken und mit Angriffen unserer Fliegerkräfte auf Navalcarnero und Valdemoro den Hauptschlag vorbereiten, der vom Norden her gegen das rückwärtige Gebiet des Gegners geführt werden sollte. Dazu waren das V. und das XVIII. Armeekorps eingesetzt, unter ihnen die XI., XII., XIII. und XV. Internationale Brigade. Nur die französische XIV. Brigade blieb in ihrem Sektor El Escorial, wo sie als Korpsreserve stand. Der Offensivplan sah vor, daß diese Kräfte durch einen massiven

Dolores Ibarruri spricht zu Soldaten und Offizieren der republikanischen Volksarmee an der Front vor Madrid

Stoß auf die Nordflanke der faschistischen Truppen über Brunete hinaus nach dem Süden durchstoßen sollten, um die Belagerungsarmee vor Madrid abzuschneiden. Aber das ahnten wir nur, das konnten wir damals in der Truppe natürlich nicht wissen.

Selbst nachdem die Kampfhandlungen einige Tage später begonnen hatten, besaßen wir im Bataillon keinen vollständigen und lückenlosen Überblick über Ausmaß und Ziel der Offensive. Erst nach und nach, durch Meldungen, Befehle und Gespräche, konnten wir uns wenigstens annähernd ein Bild machen.

Das Ziel dieser bis dahin größten Offensive der Volksfront war es vor allem, den Faschisten vor Madrid einen entscheidenden Schlag zu versetzen und den Gegner damit gleichzeitig zu zwingen, seine Offensive an der Nordfront abzubrechen sowie seine Angriffsvorbereitungen im Süden einzustellen.

Das V. Armeekorps unter dem Oberbefehl von General Modesto und des XVIII. Armeekorps erhielten die Aufgabe, im Raum südlich von Valdemorillo, und zwar im Abschnitt Navalagamella-Villanueva del Pardillo, das faschistische Stellungssystem überraschend zu durchbrechen.

Während das V. Armeekorps über Quijorna und Brunete bis in den Raum Villaviciosa de Odón vorstoßen und dabei gleichzeitig die rechte Flanke der Hauptkräfte decken sollte, hatte das XVIII. Armeekorps unter Führung von Oberst Jurado die Aufgabe, Villanueva del Pardillo und Villanueva de la Cañada einzunehmen und bis auf die Höhe von Romanillos-Mosquito vorzustoßen. Dadurch sollten die Verbindungswege der faschistischen Belagerungstruppe vor Madrid unterbrochen werden. Ein zu gleicher Zeit vorgetragener Angriff des II. Armeekorps aus dem Raum Villaverde in Richtung Alcorcón-Boadilla del Monte sollte den Ring um die faschistischen Kräfte der Zentralfront schließen. Im Zentrum der Hauptstoßrichtung lag das Dorf Brunete. Nach ihm erhielt unsere Offensive später die Bezeichnung Bruneteoffensive.

Als die Offensive in der Nacht vom 5. zum 6. Juli begann, lag die XI. Brigade nördlich von Valdemorillo noch in Reservestellung. Bereits in den Morgenstunden des 6. Juli wurden aber unsere Bataillone „Edgar André" und „Ernst Thälmann" der 11. Division zugeteilt, einen Tag später auch das 4. Bataillon, so daß dem unmittelbaren Befehl des Stabes der XI. Brigade nur noch das „Beimler"-Bataillon unterstand.

Doch am 8. Juli war es auch für das „Beimler"-Bataillon soweit. Zu diesem Zeitpunkt war Brunete bereits in unserer Hand. Der Einbruch in der Hauptstoßrichtung war also gelungen. An zwei Punkten leistete der Gegner jedoch noch immer erbitterten Widerstand: bei Villanueva del Pardillo und bei Quijorna.

An den vorangegangenen beiden Tagen war zwischen der 46. und der 11. Division eine Lücke entstanden. Wir sollten sie schließen und in den Nachmittagsstunden desselben Tages zusammen mit anderen Kräften unserer Brigade vom Süden und Südwesten her Quijorna angreifen. Zur gleichen Zeit sollte die nördlich Quijorna liegende spanische Division einen Angriff auf Quijorna vortragen.

Noch hatten wir aber unseren Entfaltungsabschnitt nicht erreicht. Während die Verbindung zum linken Nachbarn rasch hergestellt war, gab es zum rechten Schwierigkeiten. Ich ging hin und stellte fest, daß wir ein mehrere 100 Meter breites Plateau überwinden mußten, um Verbindung zu unseren rechten Nachbarn aufzunehmen und damit die Lücke zu schließen. Diese fast ebene, keinerlei Deckung bietende Fläche konnte vom Gegner vollständig eingesehen werden und lag unter



dauerndem Beschuß. Und trotzdem mußten wir hinüber. Gelang uns das nicht, so bestand die Gefahr, daß unser Nachbarbataillon binnen kurzem von den Faschisten abgeschnitten wurde.
Uns allen war klar, daß das Überwinden des Abschnittes ein Wettlauf mit dem Tod sein würde. Viele Kameraden hielten die Aufgabe sogar für undurchführbar. Ich rief deshalb die Kommunisten des Bataillons zusammen, und wir beschlossen, den Geländeabschnitt als erste zu überwinden und dadurch die anderen Kameraden mitzureißen. Keiner der Genossen, mit denen ich mich beriet, wollte sich ausschließen. Nun lag es bei mir, zu entscheiden, wer mitging. Ich wählte einige Genossen aus und ging voran. Und wir schafften es. Die Verbindung zum Nachbarbataillon wurde hergestellt und damit die Gefahr einer Umklammerung durch die Faschisten abgewendet.
Viele Jahre später wurde ich in einem Gespräch mit jungen Genossen unserer Nationalen Volksarmee danach gefragt, welches die bisher schwerste Entscheidung in meinem bisherigen Leben gewesen sei. Eine komplizierte Frage! Aber wenn ich mir heute, Jahrzehnte später, das Geschehen an jenem 8. Juli südlich von Quijorna ins Gedächtnis zurückrufe, dann weiß ich, daß ich damals eine der schwerwiegendsten Entscheidungen meines Lebens zu treffen hatte. Menschen für eine Aufgabe auswählen zu müssen, die für sie den sicheren Tod bedeuten konnte, das gehört im Krieg naturgemäß zu den Pflichten des Vorgesetzten und Kommandeurs, aber es ist schwer, sehr schwer sogar. Ein Mensch mit all seinen Freuden, Hoffnun-

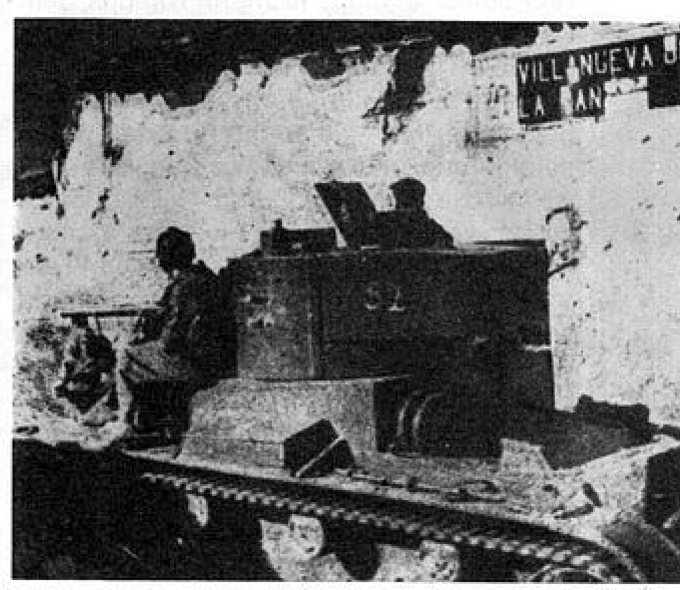
Soldaten der XI. Internationalen Brigade auf dem Marsch

gen und Sorgen lebt nur ein einziges Mal. Ihm als Kommandeur einen Befehl geben zu müssen und gleichzeitig zu wissen, daß er in wenigen Minuten vielleicht schon gar nicht mehr lebt, das ist eine Verantwortung, die an Tragweite wohl kaum durch etwas anderes übertroffen wird. Ich glaube, man kann sie überhaupt nur übernehmen und tragen, wenn man selbst die ehrliche, innere Bereitschaft hat, bedingungslos sein Leben einzusetzen. Und darum denke ich heute, daß ich damals bei Quijorna richtig gehandelt habe, wenn ich selbst vorangegangen bin. Ich muß das sagen, auch wenn ich heute weiß, daß der Platz des Kommandeurs im Gefecht nicht dort sein kann, wo die Gefahr für sein Leben am größten ist.

Ich kann mich noch erinnern, daß ich, nachdem wir es geschafft hatten, irgendwie froh und auch zufrieden mit mir war. Eine Aufgabe war gelöst.

In den Nachmittagsstunden des 8. Juli bereiteten wir uns zum Sturm auf Quijorna vor. Die Schwierigkeit des bevorstehenden Einsatzes bestand darin, daß die Stellungen des Gegners am Friedhof von Quijorna lagen. Dieser Friedhof befand sich etwa 300 Meter südlich des Dorfes auf einer Höhe, von der aus die Faschisten, es waren Moros, das Dorf beherrschten und nach allen Seiten ausgezeichnetes Schußfeld hatten. Das war auch der Grund, weshalb es unseren Verbänden bisher nicht gelungen war, Quijorna zu nehmen. Sie waren deshalb rechts und links von Quijorna vorbei weiter nach Süden vorgestoßen, während sich die Faschisten in ihrer gut ausgebauten Höhenstellung noch immer verbissen verteidigten. Sie wußten, daß sie von den Ihren abgeschnitten waren, und diese Tatsache steigerte die Verzweiflung und Zähigkeit, mit der die Moros alle bisherigen Angriffe abgeschlagen hatten.

Gegen Abend kam Ludwig Renn, Stabschef der XI. Brigade, in unsere Stellung. Sie lag in einer Mulde und war vom Gegner nicht einzusehen. Er brachte fünf Panzer mit, die unseren Angriff vortragen und mit uns in die gegnerischen Stellungen einbrechen und sie vernichten sollten. An einen der Panzerleute, die sich mir vorstellten, kann ich mich gut erinnern: Es war Heinrich Dollwetzel, später General der Nationalen Volksarmee.



Republikanische Panzer bei Villanueva de la Cañada



Der Kriegskommissar des „Hans-Beimler"-Bataillons, Heinz Hoffmann (links), mit dem Kommandeur des Bataillons, Heinz Schramm

Inzwischen mochte es 20.00 Uhr geworden sein. Der Angriff begann. Die Panzer fuhren voraus, beschrieben einen großen Bogen und kehrten dann wegen der hereinbrechenden Dunkelheit zurück. Das Zusammenwirken mit den Panzern war mißglückt.
Uns selbst schlug, je mehr wir uns dem Gegner näherten, ein mörderisches Infanteriefeuer entgegen. Lediglich der rechte Flügel des Bataillons erreichte die Friedhofsmauer. Wir versuchten, jede Geländefalte auszunutzen, bewegten uns teilweise kriechend, um dem Gegner möglichst wenig Zielfläche zu bieten, aber trotzdem schafften wir es nicht. Im Zentrum unseres Angriffsabschnittes und links davon ging und ging es nicht voran. Wir hatten hohe Verluste.
Unser Angriff, der so viele Opfer kostete, war mißglückt. Schließlich erhielt ich von Ludwig Renn den Rückzugsbefehl. Wir gingen in unsere Ausgangsstellung zurück und verbrachten dort die Nacht.
In den Morgenstunden des folgenden Tages, es war der 9. Juli, wiederholten wir den Angriff. Auf Grund der hohen Verluste vom Vorabend war uns durch Lister das 4. Bataillon herübergeschickt worden, um uns zu unterstützen. Wieder gingen wir vor, und wieder empfing uns der todbringende Kugelhagel der Moros. Diesmal setzte der Gegner auch Granatwerfer ein. Trotzdem drangen wir diesmal zügig vor. Plötzlich erhielt ich einen fürchterlichen Schlag. Ich fühlte, daß mir Blut übers Gesicht lief, und glaubte, jetzt sei Schluß. Einige Kameraden, die neben mir vorgingen, hielten mich für tot und waren nicht schlecht erstaunt, als sie mich kurze Zeit später quicklebendig wiedersahen. Die Verwundung hatte schlimmer ausgesehen, als sie in Wirklichkeit war: Ich war im Gesicht von vielen winzig kleinen Metallsplittern getroffen worden, die dicht unter der Haut steckengeblieben waren. Der Arzt zog mir später mit der Pinzette jeden einzelnen heraus.
Schließlich gelang es uns, in die gegnerischen Gräben einzudringen und den Widerstand der Moros zu brechen. Wir stiegen hinunter ins Dorf. Es war ein einziger Trümmerhaufen. Nichts regte sich mehr. Quijorna war genommen, aber unter welchen Opfern!
Wenige Tage später wurden die Leistungen unserer Brigade bei der Einnahme Quijornas durch einen von General Walter unterzeichneten Tagesbefehl besonders gewürdigt. „Mit prächtigem Heroismus", hieß es darin, „habt Ihr gestürmt und Euren Erfolg gesichert: Salud, Kameraden der XI. Brigade, das Volksheer ist stolz auf Euch! Eure Kameraden beglückwünschen Euch!"
Die Offensive lief weiter. Am linken Flügel gelang es unseren Truppen, zu denen auch die XIII. Internationale Brigade gehörte, am 10. Juli Villanueva del Dardillo zu nehmen und bis in den Raum vor Romanillos und Mosquito vorzustoßen. Auf dem rechten Flügel drangen unsere Einheiten, darunter die XI. Brigade, in südlicher Richtung auf Navalcarnero vor. Und trotzdem fühlten wir alle, daß die Kraft der Faschisten von Tag zu Tag zunahm. Offensichtlich hatten sie den Schock, den wir ihnen mit unserer Offensive bereitet hatten, überwunden und bedeutende Kräfte, besonders aus dem Norden, herangeführt. Eben das war ein Teil unseres Planes gewesen; und jetzt bekamen wir seine Konsequenzen zu spüren. Zu uns drangen Gerüchte, daß der Vorstoß des II. Korps im Raum Villaverde, südlich Madrid, schwungvoll begonnen hatte, dann aber steckengeblieben war. Rechts von uns, im Abschnitt des Perales und westlich Navalagamella, sollten die Faschisten bedeutende Kräfte konzentriert haben. Beides bestätigte sich später.
Ich kenne die Lagebeurteilung der Armee-



führung der Zentralfront aus jenen Tagen nicht. Aber heute glaube ich mit annähernder Sicherheit sagen zu können, daß sich spätestens um den 17., 18. Juli herum die Lage zu unseren Ungunsten zu wenden begann. Meine Auffassung wird auch durch gegnerische Einschätzungen bestätigt. So schreibt der spanische faschistische Militärschriftsteller Manuel Aznar, daß die Francostellungen anfangs von der „für sie gänzlich unerwartet kommenden roten Welle erdrückt wurden. Da die Ausgangsbasis der Angreifer sehr nahe lag und man nicht so früh mit ihnen gerechnet hatte, gelang ihnen die Überraschung vollkommen, was die Soldaten der 11. Division Listers dazu benutzten, die Schlüsselstellung Brunete zu nehmen und sich darin festzusetzen. Dadurch wurde die Lage in dem Abschnitt plötzlich sehr kritisch für die Nationalen ... Das (faschistische) Oberkommando ... erkannte sofort die große Gefahr, die für ihre Madrider Front bestand." Franco sei gezwungen worden, Truppen, vor allem Artillerie und Luftwaffe, von der Nordfront abzuziehen und die Offensive auf Santander einzustellen, um seiner bedrohten Madrider Front zu Hilfe zu eilen.

Unsere Offensivhandlungen dauerten noch bis über die Monatsmitte hinaus an, dann erst nahmen sie mehr und mehr defensiven Charakter an, um das eingenommene Territorium auf jeden Fall zu behaupten und die Kräfte des Gegners so lange wie nur möglich an die Zentralfront zu binden und von den bedrohten Nordprovinzen abzuhalten.

Nach dem 18. Juli begannen die Faschisten ihre Gegenoffensive. Ihre materielle Überlegenheit auf dem Boden und in der Luft war nicht mehr zu übersehen. Täglich acht bis zehn Luftangriffe faschistischer Junkers- und Caproni-Maschinen auf unsere Stellungen waren keine Seltenheit. Wir organisierten mit unseren Maxims

General Walter mit seinem Stab bei Quinto

eine behelfsmäßige Luftabwehr, konnten auch das eine oder andere faschistische Flugzeug herunterholen, aber an der Lage insgesamt änderte das nichts.
Die glühende Julihitze brannte erbarmungslos auf unsere Stellungen, nirgends Schatten und kaum Wasser. Die meisten von uns trugen nur noch kurze Hosen und den Stahlhelm. Es gab Fälle von Sonnenstich und Darmerkrankungen. Unser Kampfgeist aber war der alte, wir kämpften weiter.
Am 18. Juli mußte unsere Brigade unter hohen Verlusten eine rechts vorgeschobene Stellung aufgeben. Sechs Tage später, am 24. Juli, gelang es den Faschisten, Brunete zu besetzen. An diesem Tag wehrte die XI. Brigade im Abschnitt Quijorna-Brunete allein acht faschistische Angriffe ab, obwohl der Gegner Artillerie und Panzer einsetzte. Alle Versuche der Faschisten, Quijorna, Villanueva de la Cañada und Villanueva del Pardillo zurückzuerobern, scheiterten.
Zu diesem Zeitpunkt lag unser Bataillon abermals südlich Quijorna am Fuße der von den Faschisten besetzten Höhe 610. Zweimal hatten wir die Höhe unter starken Verlusten gestürmt und wieder aufgeben müssen. Am 28. Juli bereiteten wir erneut einen Angriff vor. Ich befand mich bei einer unserer Kompanien. Da erhielt ich die Meldung, daß wir abgeschnitten seien. Vor uns ein Bataillon Requetés, das gegen uns vorrückte. Wir lagen in einem außerordentlich ungünstigen Geländeabschnitt, der uns kaum Möglichkeiten zu Beobachtungen und nur schlechtes Schußfeld bot. Um besser sehen zu können, stieg ich aus dem Graben und sah das faschistische Bataillon direkt auf unsere Stellungen zustürmen, an der Spitze ein hochaufgeschossener Offizier in Begleitung zweier Soldaten. Es kann sein, daß ich mich irrte, aber mir schien, als sei dieser Offizier derselbe, mit dem ich bereits bei Utande Bekanntschaft gemacht hatte. Ich schoß, sah noch, wie der Offizier und einer der beiden Soldaten zu Boden fielen. Und unmittelbar danach erwischte es mich selbst. Ich hatte das Gefühl, als sei ich mitten auseinandergebrochen. Was danach kam, weiß ich nicht mehr.
Meine Verwundungen waren so schwer, daß an einen erneuten Einsatz gar nicht zu denken war. Ich kam ins Militärhospital Nr. 1 nach Madrid. Dort stellte sich heraus, daß mehrere Operationen notwendig sein würden. Dafür fehlten jedoch in dem Hospital, unmittelbar hinter der Front, jegliche Voraussetzungen. Deshalb wurde ich auf Weisung des Genossen Franz Dahlem im Frühsommer 1938 nach Paris gebracht und von da aus schließlich in eine Klinik nach Moskau. Eine komplizierte und langwierige Behandlung war nötig, bis ich dank der Hilfe sowjetischer Ärzte nach zwei Jahren und neun Monaten so weit wiederhergestellt war, daß ich im April 1940 das Moskauer Lazarett verlassen und mein unterbrochenes Studium wiederaufnehmen konnte.
Noch während ich im Madrider Hospital lag, erfuhr ich, daß am 28. Juli, dem Tag meiner Verwundung, auch unsere Offensive zu Ende war. Unsere Linien festigten sich und verliefen jetzt südlich Quijorna, in nordöstlicher Richtung über Villanueva de la Cañada bis Villanueva del Pardillo. Die Faschisten waren an unserer verbissenen Verteidigung gescheitert und hatten ihre Angriffe eingestellt.
Es ist nicht einfach, die Ergebnisse dieser Offensive Jahre später mit den Erkenntnissen und dem Wissen von heute zu werten. Dazwischen liegt ein ganzes Menschenalter, vor allem aber haben das sozialistische Militärwesen und die Militärwissenschaft der Arbeiterklasse in der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Bruderländern eine derartig stürmische Entwicklung genommen, daß für die Füh-

rung ebenso wie für die Beurteilung militärischer Prozesse völlig neue Maßstäbe entstanden sind. Und gewiß würden wir der Geschichte, dem heldenhaften Kampf des tapferen spanischen Volkes und dem selbstlosen Einsatz der Interbrigadisten einen schlechten Dienst erweisen, wollten wir unser militärisches Wissen und Können von heute allein zum Gradmesser des Geschehens von damals machen. Es mag sein, daß die Ziele der Offensive nicht in jedem Fall den tatsächlich vorhandenen Kräften und Mitteln entsprachen. Es fehlte an größeren beweglichen Reserven. Während der Operation mußten die republikanischen Streitkräfte in der Hauptstoßrichtung eine Schwenkung von 90 Grad durchführen, ein Manöver, das selbst unter heutigen Bedingungen nicht einfach ist, damals bei dem wesentlich geringeren Motorisierungsgrad der republikanischen Streitkräfte und ihrer teilweise geringen Ausbildung jedoch noch ungleich komplizierter war.

All das aber wirft keinen Makel auf die Kämpfer von Brunete und schmälert ihre Leistungen nicht.

Fest steht, daß die Bruneteoffensive, auch wenn sie ihre weitgesteckten Ziele nicht erreichte, zu Teilerfolgen führte und besonders für die Kämpfer an der Nordfront eine bedeutende Entlastung war. Zwar war der am Ende der Offensive erreichte Geländegewinn nicht sehr groß. Aber wir hatten die Faschisten gezwungen, fast ihre gesamte Luftflotte und bedeutende Truppenkontingente von der Nordfront abzuziehen und an die Zentralfront zu werfen. Das bedeutete Zeitgewinn und eine Atempause für die bedrohten Nordprovinzen. Die Faschisten mußten ihre Offensive auf Santander, die sie für Anfang Juli geplant hatten, verschieben. Erst Ende Oktober 1937 gelang es ihnen, das Industriegebiet im Norden zu besetzen.

Und noch etwas: Die Führung der Bataillone und Brigaden der Volksfront lag nun zum übergroßen Teil nicht mehr in den Händen bürgerlicher Berufssoldaten, sondern oblag neuen Kommandeuren, Arbeitern, die im Kampf gelernt hatten, ihre Klassengenossen mitzureißen und gegen den gemeinsamen Gegner zu führen.

Wenn man überlegt, daß die Kräfte der Volksfront, obwohl häufig nur kurze Zeit ausgebildet und meist auch schlechter bewaffnet als der Gegner, den Faschisten nicht nur standhielten, sondern ihnen gerade auch während der Bruneteoffensive empfindliche und verlustreiche Schläge zufügten, dann verdeutlicht das vor allem die unbezwingbare moralische Kraft und Überlegenheit ungezählter Kämpfer für Spaniens Freiheit.

Zur Meldung an den General

Hans-Gert Schubert

Kann dir mein Wort drauf geben,
Vencerá la libertad!
Dem Feind wird nichts vergeben,
du bleibst in unserm Leben —
Hans Beimler, Kamerad.
(Aus dem Hans-Beimler-Lied, entstanden im nationalrevolutionären Krieg des spanischen Volkes 1936—1939)

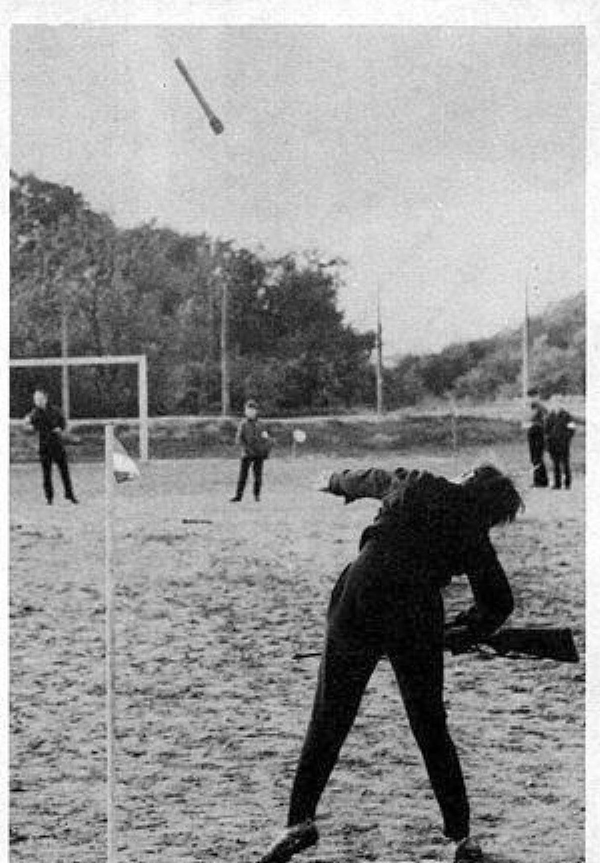
Der lange Uwe ist ein Lässiger, den wohl nichts so schnell aus der Ruhe zu bringen vermag. Im vergangenen November aber, kurz vor dem Eröffnungsappell zu den Hans-Beimler-Wettkämpfen, packte ihn doch der Unruh-Geist; ja, Uwe Mangold schloß sich übers Wochende sogar in seine vier Wände ein, stellte sich vor den Spiegel und übte, Kommandos zu geben: „Stillgestanden!", „Richtet euch!", „Augen geradeaus!" Natürlich stand unser Held nicht stundenlang vor dem Spiegel, was wäre das denn für ein Kommandeur! Aber die Kommandos schallten doch eine ganze Weile durch den Raum. Das war schon eine Anstrengung, und es ging Uwe auch auf den Geist. Aber es war eben nötig. Schließlich übte er das alles nicht, um vor sich selber strammzustehen, lachhaft; hier ging es um die Ehre der Schule und auch um seine eigene. Immerhin











sollte es für ihn der erste Appell mit der ganzen Schule sein, seine Premiere als Kommandeur für die Hans-Beimler-Wettkämpfe hier an seiner Ludwigsfelder Oberschule.
Natürlich war er stolz gewesen, als er zum Kommandeur berufen worden war. Die Angelegenheit war jedoch nicht mit einem einfachen Kopfnicken zu erledigen gewesen. Seine Eltern hatten ihn in seinem Entschluß bestärkt; er selbst sagte sich, daß es keine schlechte Schule für ihn wäre, auch nicht im Hinblick auf die Zeit an der Grenze, wo er nach einer Autoschlosser-Lehre seinen Ehrendienst leisten will. Allerdings war ihm auch der Gedanke durch den Kopf gegangen, mit dieser Funktion noch mehr als bisher ins Licht der Schulöffentlichkeit zu rücken. Das aber hieß, nun auch im Unterricht einen Zahn zuzulegen. Ein Kommandeur mit miesen Noten, der hat es sicher schwer mit seiner Autorität. Immerhin, in Sport stand er glatt auf Eins. Dies alles, inzwischen längst entschieden, war Uwe damals durch den Kopf gegangen.
Aber nun kamen die Verpflichtungen. Da war der Appell, für den er plötzlich zu üben hatte. Klappen sollte es, natürlich. Nur wurde die innere Unruhe noch verstärkt, als man erfuhr, Gäste aus Berlin hätten sich zur Eröffnung der Hans-Beimler-Wettkämpfe in Ludwigsfelde angesagt. Auch das noch! Sogar ein ehemaliger Kampfgefährte Hans Beimlers sollte darunter sein, Generalmajor Kurt Lohberger. Ein General! Uwe legte beim Kommando-Training gleich noch ein paar Phon zu bei dem Gedanken an die bevorstehende Veranstaltung. Eine Premiere als fünfzehnjähriger Kommandeur ist schon keine leichte Sache — aber nun gar vor einem General! Uwe fühlte sich unwohl in seiner Haut, zumindest in diesem Augenblick. Die Generalprobe hatte ja einigermaßen geklappt, nur seine Lautstärke war da vor Aufregung unter den Erwartungen geblieben. Das hatte Uwe selbst verwundert — und verärgert. Darum saß er nun zu Hause und trainierte seine Stimme: „Zur Meldung an den General ..."
Vielleicht kam er gar nicht, vielleicht würde er dienstlich verhindert sein. Vielleicht würde er auch krank. Uwe fand vielerlei Gründe, warum der angekündigte General nicht zu seiner Premiere als Kommandeur kommen könnte. Jeder Grund, den er erfand, beruhigte ihn mehr. Aber dann sagte er sich: Ob mit oder ohne General — es muß ein gutes Zeremoniell werden. Das war er der Schule und die Schule ihrer Tradition schuldig. Was sollten denn Genossin Salchow, Peter Helmert, der Christian Behrens vom IFA Automobilwerk, Sportlehrer Manfred Glatz und was seine Freunde denken? Nein, ob mit oder ohne General — es mußte wie am Schnürchen klappen. Bei seinen Vorgängern war es ja auch gelaufen. Und schließlich — dieser war nicht sein erster Appell — nur eben sein erster als Kommandeur.
Sechsundsechzig hatte es mit den Beimler-Wettkämpfen an der Schule begonnen. Uwe kannte die Geschichte vom Erzählen. Er ging zu jener Zeit gerade in die dritte Klasse. Direktorin Anna Salchow hatte sich damals mit Lehrern und FDJlern zusammengesetzt. Gemeinsam hatten sie überlegt, wie die im Zentralrat der FDJ in Berlin geborene Idee von den Hans-Beimler-Wettkämpfen in der Praxis der Schule verwirklicht werden könnte. Zuerst hatten sie sich ein straffes Leitungssystem ausgeknobelt, jenes System, das sich inzwischen an der Ludwigsfelder Schule bestens bewährt hat: Gruppen- und Zugführer in den Klassen und eine zentrale Kommandostelle, der Stab, mit einem Stabschef und einem Kommandeur, beide Mitglied der FDJ-Leitung der Grundorganisation; auch Lehrer gehörten von Anbeginn mit zum Beimler-Stab der

Schule. Natürlich suchten sich die Ludwigsfelder damals gleich Verbündete, sprachen mit zahlreichen Eltern, nahmen Kontakt auf zum Wehrkreiskommando ... Nach einem Jahr hatten sie so viel Erfahrungen gesammelt, daß daraus eine Broschüre zusammengestellt werden konnte, die ihre Runde durch die Republik machte.

Aus diesen ersten Ansätzen ist an der Schule inzwischen ein Stück Tradition geworden. Sie lebt bei den Lehrern, immer wieder angeregt von Genossin Salchow, und sie lebt bei den Schülern, bei den FDJlern und auch schon bei den Pionieren.

Uwe erinnert sich an die „Woche der sozialistischen Wehrbereitschaft", die sie an der Schule zum 25. Jahrestag der Republik erstmals organisiert hatten. Was für ein Batzen Arbeit, vor allem für die Lehrer — aber auch was für ein Spaß an der Schule, vor allem für die Schüler. Das Schöne bei der Sache war, daß alle eine Woche lang auf den Beinen waren — von den „Veteranen" in den zehnten Klassen bis zu den Hortkindern. Alle waren sie durch ein vielfältiges Programm auf originelle Weise in das große Thema der Woche „Mein Bekenntnis und meine Tat zum zuverlässigen Schutz des Sozialismus" einbezogen worden. Da gab es Filmnachmittage, Geschichten von Soldaten waren zu hören, auf Foren beantworteten Militärexperten militärpolitische Fragen, in der Turnhalle fanden Schießwettbewerbe statt, die besten FDJler wurden während des Appells ausgezeichnet. Für die Kleinen gab es ein Geländespiel. Ein Literaturabend über Erich Weinert fand statt. Über das Leben Hans Beimlers wurde gesprochen. Genossen vom Wehrkreiskommando informierten über militärische Berufe. Einige Klassen fuhren ins Armeemuseum nach Potsdam. Die Arbeitsgemeinschaft „Wehrerziehung" hatte ein sehr interessantes Lehrkabinett eingerichtet, in dem man beispielsweise erfahren konnte, welche Anforderungen heute an einen Offizier unserer Nationalen Volksarmee gestellt werden, wieviel Urlaub ein Soldat auf Zeit erhält und wieviel Geld ein Unteroffizier auf Zeit bekommt — vieles, was die Jungen gern wissen möchten, bevor sie sich für eine Waffengattung oder für einen militärischen Beruf entscheiden. Ja, in dieser Woche war mächtig was los auf den Fluren, in den Klassen, im Filmraum. Zum Abschluß gab es natürlich eine zünftige Disko.

Uwe erinnert sich gern an diese Tage, trotz der Arbeit. Er war für den Kraftsportwettbewerb verantwortlich gewesen. Die Erinnerung an diese Woche lenkt ihn auch ein bißchen ab von seinen augenblicklichen Sorgen. Beim Abschlußappell war ja auch der neue Patenschaftsvertrag zwischen der Schule und der 1. Hundertschaft des IV. Kampfgruppenbataillons „Arthur Ladwig" abgeschlossen worden. Uwe überlegt: Die Genossen aus dem Automobilwerk sind schon eine wichtige Stütze. Im letzten Jahr erhielten wir von ihnen eine komplette Mini-Sturmbahn, sogar transportabel. Das ist schon eine Sache. Da machen die Beimler-Wettkämpfe gleich noch einmal soviel Spaß. Jeder kann an den Geräten sein Können und seine Geschicklichkeit unter Beweis stellen, das reizt schon. Jetzt haben die Automobilbauer uns im Keller der Schule einen Schießstand eingerichtet. Ganz prima.

Natürlich sind sie auch bei den Beimler-Wettkämpfen wieder dabei. Im Patenschaftsvertrag heißt es: Elf Genossen unterstützen die Schüler als Berater bei den Wettbewerben; den Stabsmitgliedern ist es auch erlaubt, an wehrsportlichen Übungen der Kampfgruppen teilzunehmen. Dabei kann man eine ganze Menge entdecken und lernen, wie Uwe inzwischen weiß. Im letzten Jahr bei den Beim-



ler-Wettkämpfen trafen sich unterwegs die Genossen der Kampfgruppe, die an jenem Tag Ausbildung hatten, und die FDJler, die auf ihrem Marsch der Bewährung waren, das war besonders interessant und erlebnisreich. Uwe erinnert sich gern an diese Stunden. Ja, der Patenschaftsvertrag mit den Automobilbauern gehört zum Rückgrat der Hans-Beimler-Wettkampftradition an der Schule.

Übrigens erschloß sich die Schule über die Wettkämpfe ein Stück revolutionärer Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Die Wettkämpfe gaben vor Jahren Anregung, sich mit dem Leben des Kommunisten und Spanienkämpfers Hans Beimler zu beschäftigen, verbunden mit dem Bemühen, seinen Namen tragen zu dürfen. Inzwischen haben sich die Pionierfreundschaft, die FDJ-Grundorganisation und auch die Schule diese Ehre verdient. Seit dem 17. März 1969 heißt ihre Schule Hans-Beimler-Oberschule. Im Foyer erinnert ein blumengeschmücktes Porträt an den unvergessenen Interbrigadisten. Für die neuen Wettkampfteilnehmer wird demnächst der Fernsehfilm „Hans Beimler, Kamerad" — den es in

einer 16-mm-Fassung gibt — in der Schule wieder aufgeführt. Auch Uwe will sich, wenn er Zeit hat, den Film noch einmal anschauen, denn der Kommunist Beimler, der Mann, den die Nazis ermorden wollten, der aus dem KZ Dachau entfloh und nach Spanien in die Schützengräben ging, der imponiert ihm.

Uwe erinnert sich: Das geschah eigentlich lange bevor er in die Oberstufe kam, wo es in manch anderer Schule erst losgeht. Im vierten Schuljahr hatten sie zum ersten Mal einen Zugführer gewählt. Das spornte alle an und weckte ihren Ehrgeiz. In der fünften Klasse beschäftigten sie sich mit der Ersten Hilfe; später lernten sie, ein Zelt aufzubauen, trainierten Bewegung im Gelände und übten auch zum ersten Mal richtig — Uwe erinnert sich mit einem Lächeln daran — die Kommandosprache. Er überlegt: Ein Grund mehr sich anzustrengen, wenn schon die aus der Sechsten über alles Bescheid wissen. Vor keinem will er sich blamieren, klar, aber vor den „Kleinen" schon gar nicht. Also: „Stillgestanden, die Augen geradeaus!"

In der siebten Klasse arbeiteten sie später selbständig mit Karte und Kompaß und machten Schießübungen mit dem Luftgewehr. Als die Arbeitsgemeinschaft „Wehrerziehung" an der Schule gegründet wurde, war Uwe dabei; und er ist es noch immer, wenn sich die Freunde alle 14 Tage treffen. Am Anfang des Schuljahres wird gemeinsam mit Christian Behrens, Arbeiter im Autowerk und Beauftragter des Wehrkreiskommandos für die Schule, der Arbeitsplan für die kommenden Monate festgelegt. Zum Beispiel: Diskussionen über taktische Fragen, Exkursion zum Armeemuseum, Besuch bei einer NVA-Einheit, KK-Schießen, Kino-Nachmittag mit Filmen über die Nationale Volksarmee. Die meisten von den Jungen aus der Arbeitsgemeinschaft wollen später als Soldat auf Zeit dienen, Uwe natürlich auch. In der Arbeitsgemeinschaft hat er vieles mitbekommen, fast nebenbei, was er jetzt als Kommandeur für die Beimler-Wettkämpfe gut gebrauchen kann. So geht es auch den anderen im Beimlerstab. Die letzte Vorbereitung für die Zeit im neuen Schuljahr bekommen sie alle im Ferienheim der Schule draußen in Neuhof am Wünsdorfer See, bevor es richtig losgeht mit dem Unterrichtskarussell. Zusammen mit Sportlehrer Manfred Glatz, mit Christian Behrens und anderen bereitet sich der Stab auf die neue Beimler-Wettkampf-Saison vor, bevor jedes Jahr im Mai mit dem Marsch der Bewährung der erlebnisreiche Höhepunkt für alle kommt.

Uwe träumt voraus. Der Marsch wird auch für ihn eine große Bewährung bringen, er soll dort sein Meisterstück als Kommandeur ablegen. Hoffentlich gelingt ihm das, damit er ohne schlechtes Gewissen in die Abschlußprüfungen gehen kann. Die werden seine ganze Konzentration fordern, damit der Peter Helmert, Stellvertreter vom Direktor, ihm nicht wieder sagen kann: „Du könntest viel, viel besser sein ..." Naja, bis dahin fließt noch viel Regen vom Himmel. Jetzt gilt es erst einmal, die Bewährung beim Appell zu bestehen, wenn der General aus Berlin da sein wird.

Warum mach' ich mich bloß so nervös, denkt Uwe. Der General war Spanienkämpfer, der hat auch einmal sein erstes Kommando geben müssen, der weiß doch ganz sicher Bescheid, wie unser einem zumute ist. Bestimmt! Und von einem falschen Kommando fällt die Welt doch auch nicht zusammen. Nein, das ist ein dummer Gedanke. Ein richtiges Kommando, ein richtiger Befehl ist Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Operation. Ist doch klar, warum würde ich denn sonst am Sonntag so lange hier in meiner Bude hocken und kommandieren üben. Gespannt bin ich trotzdem.

Gespannt sind auch die anderen — Uwes Freunde, sein gleichaltriger Stabschef Knuth Kirsten, Genossin Anna Salchow, die Direktorin, der Automobilbauer Christian Behrens, Manfred Glatz, der Sportlehrer, Peter Helmert, der stellvertretende Direktor, und natürlich auch der General.

Uwe ist äußerlich ganz ruhig, als er vor dem Schulgebäude in das Karree der Schüler tritt. Selbstsicher gibt er seine Kommandos. Selbstbewußt leitet er den feierlichen Eröffnungsappell für die neuen Hans-Beimler-Wettkämpfe. Laut schallt das Gelöbnis über den Platz: „Wir FDJler der Hans-Beimler-Oberschule Ludwigsfelde wollen uns nach dem Beispiel Hans Beimlers zu mutigen, standhaften, jungen Sozialisten entwickeln. Wir wollen uns im Rahmen der Hans-Beimler-Wettkämpfe der FDJ um hohe wehrpolitische, wehrsportliche Leistungen bemühen. Wir wollen durch unser Bekenntnis und durch unsere Tat zum Schutz unseres sozialistischen Vaterlandes beitragen."

Der General dankt den Ludwigsfeldern für ihre Traditionspflege, für die Taten, die den Arbeiter, den Kommunisten, den Spanienkämpfer Hans Beimler ehren und die allen nützen. Er verspricht den FDJlern, ihnen die Bekanntschaft mit einem weiteren Kampfgefährten Hans Beimlers zu vermitteln.

Uwe freut sich am Abend, seine erste Bewährung als Beimler-Kommandeur der Schule bestanden zu haben — sogar vor dem General aus Berlin. Er ist gespannt auf die nächste Aufgabe.

Matrosenfreundschaft

Karl Artelt

Ein Schiff ist vor einigen Jahren
von Rostock nach Kronstadt gefahren.
Es gingen Matrosen an Land
und gaben Matrosen die Hand.

Ein Schiff ward, als Wochen vergangen,
aus Kronstadt in Rostock empfangen.
Es gingen Matrosen an Land
und gaben Matrosen die Hand.

Es werden in künftigen Jahren
noch Hunderte Schiffe so fahren.
Es gehen Genossen an Land
und geben Genossen die Hand.



Sieben Waffenbrüder

Norbert Papier

Wie entstand dieses Foto?
Oft ist es uns begegnet, in Zeitungen, in Zeitschriften und Broschüren, meist immer dann, wenn von der Waffenbrüderschaft der Armeen unserer sieben Länder, die im Warschauer Vertrag vereint sind, die Rede ist. Aufmerksamen Lesern wird aufgefallen sein, daß unter dem gleichen Bildmotiv die Namen der Fotoreporter wechselten. Nicht nur Bildjournalisten aus der DDR, sondern auch aus unseren befreundeten sozialistischen Ländern fingen dieses Motiv ein. Und das kam so.
Wir Journalisten waren im Herbst 1970, im 15. Jahr des Warschauer Vertrages, nicht



nur mit hohen Erwartungen zum Manöver „Waffenbrüderschaft" gefahren, sondern auch mit konkreten Vorstellungen. Wenn das Manöver zu Ende ist, dann muß in unserer Ausbeute *ein* Bild sein, auf dem die Vertreter aller sieben Armeen zu sehen sind. Es sollte ausdrücken, wie Soldaten von sieben Armeen vereint ihr sozialistisches Vaterland schützen. Es sollte zeigen, hier handelt es sich nicht um gesichtslose Soldaten, die für fremdes Interesse gedrillt werden, sondern hier schreiten in einer Front Kampfgefährten, die jederzeit bedingungslos im Auftrag ihrer Völker handeln.

So war das Bild eigentlich schon fertig, ehe es auf den Film gebannt werden konnte. Doch gerade das sollte kompliziert werden. Entweder waren die Soldaten an Kampfhandlungen beteiligt, oder sie trainierten. Auch Besuche in Betrieben, Schulen oder Dörfern wurden delegationsweise durchgeführt. Kurzum: Es trafen immer nur Vertreter von zwei, drei oder vier Armeen gleichzeitig zusammen.
Endlich, fast zum Schluß des Manövers, sahen wir bei einem Kampfmeeting alle sieben beieinander. Bis dahin hatten sich unsere Notizbücher bereits mit Geschichten gefüllt.



Erste Geschichte

„Wir, Klassenbrüder und Waffenbrüder der sozialistischen Militärkoalition, Teilnehmer des Manövers ‚Waffenbrüderschaft', geführt und erzogen von unseren marxistisch-leninistischen Parteien, hüten wie unseren Augapfel den Frieden und die Sicherheit für unsere Völker und für alle Völker Europas."

Aus dem „Soldatenwort", gegeben von den Manöverteilnehmern

*

Es war — wie gesagt — gar nicht so einfach, mit den Manöverteilnehmern ins Gespräch zu kommen.
„Schlecht für euch, daß ihr uns hinterherlaufen müßt", sagt uns ein polnischer Offizier während eines Empfangs, den der Rat der Stadt Welzow für polnische und sowjetische Manöverteilnehmer gibt, „aber Manöver unserer sozialistischen Armeen ohne Begegnung mit der Bevölkerung des Gastgeberlandes, das ist einfach unvorstellbar."
Am nächsten Tag fahren wir nicht erst ins Feldlager der sowjetischen und ungarischen Soldaten, sondern gleich dorthin, wo sie erwartet werden: ins Automobilwerk Ludwigsfelde. So erleben wir, wie die Automobilwerker den Manöverteilnehmern selbstgefertigte Geschenke überreichen. Fotos, Zeichnungen, Bastelarbeiten. Ein sowjetischer Soldat platzt heraus: „So was, ist heute Jolkafest?"
In der Montagehalle des Werkes kommt es zu herzlichen Begegnungen. Landsleute treffen sich — junge ungarische Arbeiter, die hier tätig sind, und ungarische Soldaten. „Und", fragt János Höninger in der Soldatenuniform seinen Landsmann im Monteuranzug, „wie klappt es mit der Arbeit?" Schlagfertig kommt es zurück: „Genauso gut wie bei euch im Manöver." „In Ordnung", antwortet János, „das verpflichtet uns beide."
„Ich habe da noch eine Frage", wendet er sich an den FDJ-Sekretär, „wo liegt Weißenfels? Ich habe heute von dort Post erhalten."
Weißenfels ist eine Kreisstadt im Bezirk Halle, erfährt János. Und er hört auch, daß Tausende FDJler und Thälmannpioniere „Soldatenpost" ins Manövergebiet abgesandt haben, um den Soldaten durch die Schilderung ihrer Erlebnisse in der Schule, im Betrieb und bei der vormilitärischen Ausbildung eine Freude zu bereiten.

An diesem Manövertag schreibt der Stabsfeldwebel der Ungarischen Volksarmee János Höninger einen Brief an Anneliese Busch in Weißenfels. Darin heißt es unter anderem:
Liebe Jugendfreundin Anneliese!
Du schreibst mir, daß Du uns Erfolg bei der Lösung unserer Manöveraufgaben wünschst. Ich glaube, und ich will Dir versprechen, daß Du Dich in uns nicht täuschen wirst. Die Waffenbrüderschaft zwischen den ungarischen Arbeitern und ihren deutschen Klassenbrüdern hat eine tiefe Wurzel. Sie geht zurück bis ins Jahr

Ungarische Volksarmee

1919, als sich die Ungarische Räterepublik 133 Tage gegen die Übermacht ihrer imperialistischen Feinde behaupten konnte. Internationalisten aus ganz Europa, besonders sowjetische und deutsche Patrioten, standen damals fest an der Seite meines Volkes. Heute stehen die Enkel jener Kämpfer mit den Armeen anderer sozialistischer Staaten — vereint im Warschauer Vertrag — auf Wacht für den Frieden.

Zweite Geschichte

„Waffenbrüderschaft — das ist für uns Klassenbrüderschaft. Klassenbrüderschaft aber ist vor allem feste und brüderliche Verbundenheit mit der mächtigsten Kraft der sozialistischen Staatengemeinschaft, der Sowjetunion ... Stets haben die Völker der UdSSR die Errungenschaften des Sozialismus erfolgreich verteidigt."

Erich Honecker
auf der
Eröffnungskundgebung
des Manövers
in Cottbus

Das Klirren der Panzerketten geht unter im Krachen detonierender Granaten. In breiter Front entfalten sich Panzer zum Angriff. An den Türmen der stählernen Kolosse sind Embleme der Sowjetarmee und der NVA zu erkennen. In einer der schwierigsten Kampfarten, dem Begegnungsgefecht, bewährt sich aufs Neue die Waffenbrüderschaft. Wie von unsichtbarer Hand geführt, rollen die Panzer vorüber. Höchste Präzision, einem Uhrwerk gleich, das nimmt man optisch wahr. Die grünlich schimmernden Panzerplatten verbergen das, was dieses Uhrwerk in Gang hält: die Panzersoldaten. Die Soldatengesichter sind von den großen Anstrengungen gezeichnet. Wenn nur einer versagt, nur einen falschen Handgriff tut, der Sekunden Zeit kostet, wenn der Ladeschütze vergißt, die Sicherung zu lösen, so daß der Richtschütze die Granate nicht ins Ziel feuern kann, wenn der Panzerfahrer das Kommando des Kommandanten zu spät ausführt, dann sind die Anstrengungen vieler vergebens gewesen, dann ist der Erfolg nicht gesichert. Im Ernstfall — dem Gegner wäre eine Chance gegeben.

Das alles wissen die jungen Soldaten und ganz besonders die „alten". Die „alten", das sind solche wie Hauptmann Lothar Dräger, 36 Jahre. Er war 19, als die FDJ-Leitung zu ihm sagte: „Du bist ein zuverlässiger Arbeiter, ein guter FDJler, wir wollen, daß du zur KVP gehst." „Du bist Werkzeugmacher?" fragten ihn die Offiziere, „hast also Arbeit, die Fingerspitzengefühl verlangt?" — „Ja." — „Solche wie dich brauchen wir. Du gehst zur Offiziersschule."

So hat es damals begonnen. Fragt man im siebziger Jahr nach Hauptmann Dräger, so ist die Antwort: Das ist einer, der versucht, immer Vorbild zu sein. Der verlangt nie mehr von seinen Soldaten als er selbst vorlegt. Das ist einer, der bei jedem Schießen den ersten Schuß abgibt und trifft. Das ist einer, der mit seiner Einheit von 78 Zielen höchstens vier stehen läßt.

Heute ist erneut Bewährung für Lothar Dräger; denn ihm zur Seite steht ein Garderegiment. Wer sowjetische Gardisten kennt, weiß, wie schwer es ist, mit ihnen Schritt zu halten. Es sind solche Genossen wie der Gardeleutnant Matwejew: An einem Februarmorgen 1945 fuhr er mit seinem Panzer einen Angriff. Als er aus der Turmluke heraus Faschisten mit Handgranaten vernichtete, wurde er verwundet. Wenig später wurde die Kette seines Panzers getroffen. Doch er gab nicht auf. Auch nicht, als der Panzer einen zweiten Treffer erhielt. Seinen Funker schickte er mit Aufklärungsergebnissen zum Komman-

deur. Er selbst kämpfte weiter. Granatsplitter setzten seinem Leben ein Ende.
Nicht nur die sowjetischen Gardisten erfüllen in diesem Manöver das Vermächtnis von Oleg Matwejew. An ihrer Seite kämpfen die Soldaten von Hauptmann Lothar Dräger, einem Werkzeugmacher, einem Offizier der NVA.

An diesem Manövertag schreiben die Gefreiten der NVA Gerd Jung, Reiner Borsch und Wolfgang Szkudelski an die FDJ-Leitung des Textilkombinats Cottbus (TKC) Forster Tuche einen Brief. Darin heißt es unter anderem:
Das Manöver fordert von uns höchste Konzentration und Anstrengung. Ihr könnt Euch vorstellen, daß wir viel üben, um unseren Kampfauftrag im Manövergefecht bestens zu erfüllen. Besonders wir FDJ-Mitglieder wollen in der politischen und militärischen Ausbildung mit gutem Beispiel vorangehen. Wir freuen uns, Euch schreiben zu können, daß unsere Leistungen während der Manöverhandlung mit „Ausgezeichnet" bewertet wurden.





Dritte Geschichte

„Dieses Manöver wird erneut die Fähigkeit und Entschlossenheit der Militärmacht der Länder des Sozialismus demonstrieren, den Frieden zuverlässig zu sichern und die friedliche Aufbauarbeit unserer Völker zu schützen."

Erich Honecker
auf der
Eröffnungskundgebung
des Manövers
in Cottbus



Was an der Ostseeküste im Zusammenwirken von Kräften der sowjetischen Baltischen Rotbannerflotte, der Polnischen Armee und unserer NVA in wenigen Stunden abrollt, ist das, was man militärisch-sachlich eine Operation nennt.
Mit einer fast ans Unwahrscheinliche grenzenden Präzision bereiten Zerstörer und Jagdbomber mit ihren Granaten- und Bombenschlägen das vom Gegner besetzte Gebiet zur Seeanlandung der eigenen Truppen vor, verschießen U-Jäger mit reaktiven Werfern Wasserbomben, jagen Torpedoschnellboote zur Küste, handeln Kampfschwimmer unter Wasser, donnern, überdimensionalen Hornissen gleich, Hubschrauber von der Seeseite zum Strand und setzen, drei bis fünf Meter über dem Boden stehend, Pioniere ab, die sofort das Gebiet nach Minen absuchen und eine Gasse in die Sperren schlagen, schieben sich Landungsschiffe in Ufernähe und entlassen aus ihren Riesenleibern Schwimmpanzer und schwimmfähige Schützenpanzerwagen, dann mittlere Panzer, die nach kurzer Unterwasserfahrt das Ufer erreichen und sofort den Kampf aufnehmen. Sowjetische Transportflugzeuge, von Jagdstaffeln geschützt, setzen Fallschirmjäger der NVA ab, andere Trans-



porte führen eine Batterie Panzerabwehrlenkraketen voran. Die Volksmarine startet eine Seeanlandung. LTS-Boote greifen den Hafen an, während jenseits des Wasserhindernisses, im Feuerschutz polnischer Seeflieger, Luftlandetruppen aus Hubschraubern abgesetzt werden. Mit den mot. Schützen, die den drei Kilometer breiten Fluß forcieren, bilden sie erfolgreich einen Brückenkopf und erfüllen so einen Kampfauftrag, der mit dem Befehl zur Seeanlandung begonnen hat.
Ich habe unmittelbar nach der Gefechtsübung mot. Schützen gesehen. In ihre Gesichter hat die fast übermenschliche physische und psychische Anstrengung tiefe Spuren eingegraben. Und ich habe sie gefragt: „Wenn der Kampf noch weiter ginge, was dann?" — „Was dann? Wir würden weiterkämpfen!"
Mich hat die Kampftechnik, die hier zum Einsatz gekommen ist, kolossal beeindruckt — mehr aber noch jener einfache Satz: Wir würden weiterkämpfen. Kein Gegner wird je diese Kraft bezwingen können. Unüberwindlich sind unsere Waffen in den Händen solcher Soldaten.

An diesem Manövertag schreibt der Matrose der Baltischen Rotbannerflotte Wetscheslaw Konstantinow an die FDJler der Klasse 9_2 der EOS Wittenberge einen Brief. Darin heißt es unter anderem:
Liebe Freunde!
Vielen Dank für Eure Freundesgrüße. Ich möchte sie erwidern. Euer Versprechen, hohe Leistungen in der vormilitärischen Ausbildung zu vollbringen, nehmt ernst! Besonders die Jungen, denn dann werden sie es leichter haben, gute und zuverlässige Soldaten zu werden. Unsere Schiffe liegen neben denen der polnischen Ge-

Sowjetische Luftlandetruppen

nossen. In Eurer Volksmarine habe ich viele Freunde, die ich von gemeinsam erfüllten Kampfaufgaben her kenne. Wenn der Ostseeraum immer geschützt ist, so ist das ein Ergebnis unserer Waffenbrüderschaft.

Vierte Geschichte

„Die Soldaten, Matrosen, Flieger, Unteroffiziere, Maate, Offiziere, Generale und Admirale der verbündeten sozialistischen Armeen sind von dem festen Willen beseelt, in gemeinsamer Arbeit höchste Ergebnisse im Manöver zu erzielen. Der Gedanke, daß hier auf dem Boden der sozialistischen Deutschen Demokratischen Republik eine gemeinsame internationale Pflicht erfüllt wird, ist fest in ihren Herzen und Hirnen verwurzelt."

Heinz Hoffmann
in einem ADN-Interview
während des Manövers

Artillerievorbereitung: Pausenlos beschießen Geschütze die erste Linie der Verteidigung des Gegners. Panzer der Ungarischen Volksarmee und der NVA brechen aus den Deckungen hervor, halten mit ihren MG den Gegner nieder, Panzerkanonen vernichten gegnerische Ziele, mot. Schützen dieser Armeen folgen den Kampfwagen. Nachrichtensoldaten der rumänischen Streitkräfte verlegen in Zeiten, die weit unter der Norm sind, notwendige Verbindungen, die den nachfolgenden Stäben helfen, die Truppen zu führen. Die Arbeit der Stäbe ist durch höchste Perfektion gekennzeichnet. Das zahlt sich auf dem Gefechtsfeld aus.
Der Stab ist das Herz des Verbandes, hier wird der Angriff vorbereitet, exakt berechnet, von hier wird er gelenkt.
Im Wagen des Chefs eines rumänischen Stabes. Neonlicht, verdunkelte Fenster, Fernsprecher, ein Tonbandgerät. Offiziere notieren Befehle, Meldungen vom Kampfgeschehen treffen ein. Auf der ausgebreiteten Arbeitskarte ein Gewirr von Linien und Zeichen. Sie zeigen die Lage, kennzeichnen, mit welchem Erfolg die derzeitigen Kampfhandlungen geführt werden, bezeichnen die Stellungen der rechten und linken Nachbarn, der Ungarischen Volksarmee und der NVA.
Täglich versammeln sich beim Kommandeur des rumänischen Verbandes der Stabschef und die Chefs der Waffengattungen. Sie tragen ihre Vorschläge für die Handlungen des nächsten Tages vor. Der Kommandeur stimmt das Zusammenwirken mit den Generalen der NVA und der UVA ab. Sein Entschluß entsteht. Stabsarbeit vollzieht sich nahezu pausenlos. Trotzdem, der Kommandeur des rumänischen Verbandes trifft sich mit Generalmajor Drews. Zusammen haben sie auf der Generalstabsakademie in Moskau studiert. Wenig Zeit bleibt für Persönliches im Manöver, doch die möglichen Minuten werden genutzt. In Moskau hat man nicht nur gemeinsam militärische Strategie studiert.







Kombinierte Luft- und Seelandeoperation



Marschall der Sowjetunion Jakubowski und Armeegeneral Heinz Hoffmann treffen im rumänischen Stab ein. Lob für die rumänischen Nachrichtensoldaten. Dann beginnt wieder die Arbeit im Wagen des Stabschefs. Neue Kampfhandlungen werden vorbereitet. Berechnungen sind anzustellen. Munition, Treib- und Schmierstoffe sind in entsprechender Zeit und ausreichender Menge bereitzustellen. Die taktischen Zeichen auf der Karte verschieben sich nach vorn. Neue Befehle verlassen den Stab des Verbandes.

An diesem Manövertag schreibt der Leutnant der Streitkräfte der Sozialistischen Republik Rumänien Gabriel Filipescu an Hans Schreiber in Delitzsch einen Brief. Darin heißt es unter anderem:

Lieber Hans!
Viele Grüße von einem Meeting der Waffenbrüderschaft. Wir, Angehörige von sechs Armeen der sozialistischen Länder, sind heute zu Gast bei Soldaten der NVA. Mit der „Soldatenpost" habt Ihr uns allen eine große Freude bereitet. Im Stab der rumänischen Streitkräfte bin ich Arzt. Das Manöver „Waffenbrüderschaft" ist eine große, bedeutende Sache. Ich freue mich, daß ich hier bei Euch in der DDR dabei sein kann.

Hoher Besuch im Stab der rumänischen Streitkräfte

Fünfte Geschichte

„Wer es immer wagen sollte, das sozialistische Vaterland und die sozialistische Staatengemeinschaft anzugreifen, dem wird die vereinte militärische Macht des Sozialismus ... eine vernichtende Niederlage bereiten."

Aus dem „Soldatenwort", gegeben von den Manöverteilnehmern

Unter den Bedingungen eines modernen Krieges werden nicht nur die unmittelbar an der Front handelnden Truppen von den Kampfhandlungen erfaßt, sondern das gesamte Territorium. Nicht umsonst sprechen wir deshalb von der sozialistischen Landesverteidigung. Wie sie funktioniert, erleben wir in den Manövertagen. Während die verbündeten Armeen gemeinsam Gefechtshandlungen führen, beziehen im Hinterland Kampfgruppen Stellungen. Ihre Aufgabe: Vernichtung einer eingeschlossenen gegnerischen Luftlandetruppe.

Wir befinden uns in der Stellung einer 76-mm-Panzerabwehrkanone. Geschützführer ist Friedrich Becker, 39 Jahre, Ingenieur und Gruppenleiter in der zentralen Forschungsabteilung des Bandstahlkombinats Eisenhüttenstadt. Vier weitere Ingenieure und drei Schlosser gehören zur Bedienung seiner Pak.

An vieles denken die Kämpfer in diesen Tagen. Friedrich Becker an seine Frau und an seine Kinder in Eisenhüttenstadt, die stolz auf ihn sind, weil er die Uniform der Kampfgruppen trägt. Sein Betrieb fällt ihm ein und seine Kollegen, die bereitwillig und unter Anspannung aller Kräfte die Arbeit der am Manöver beteiligten Kämpfer zusätzlich übernommen haben. Alle diese Gedanken kulminieren in einem Punkt: Wenn wir unser Geschütz richten — dann treffen wir.



Kampfgruppen unterstützen die Gefechtshandlungen



Polnische mot. Schützen



Luftlandung im Rücken des Gegners

Man spürt und sieht, daß sie dieses Versprechen ernst meinen. Kurze Kommandos, blitzschnelle Handgriffe, Schuß auf Schuß bricht.

Der Verlauf des Manövers zeigt deutlich: Mit der gleichen Zuverlässigkeit, Präzision und Schnelligkeit wie die Soldaten der Armeen der Staaten des Warschauer Vertrages handeln die Angehörigen der Territorialverteidigung und der Zivilverteidigung. Die Sicherung wichtiger ökonomischer, militärischer und politischer Objekte ist gewährleistet. Das staatliche Nachrichtensystem funktioniert, das Transportsystem wird aufrechterhalten, die Straßen sind zur Bewegung der Streitkräfte freigehalten. Das System funktioniert, weil viele Bürger unserer Republik so wie die Genossen um Friedrich Becker denken.

An diesem Manövertag schreibt der Soldat der Polnischen Armee Ryszard Cwyner einen Brief an Brunhild Tesche in Schlottwitz. Darin heißt es unter anderem:
Liebe Brunhild!

Vor meiner Einberufung war ich Mathe-



Richtkanonier der Tschechoslowakischen Volksarmee

matik- und Geschichtslehrer in Zielona Góra. Jetzt bin ich Soldat in unserem traditionsreichen „Regiment der deutschen antifaschistischen Widerstandskämpfer". Zu den Soldaten, die im ersten regulären Verband der Polnischen Armee, der in der UdSSR aufgestellten Division „Tadeusz Kosciusko", kämpften, gehörte mein Vater. Darum sehe ich meinen Auftrag besonders darin, das Erbe dieser Soldaten mit zu bewahren. Mein Kampfkollektiv hat sich das Ziel gestellt, „Gruppe des sozialistischen Dienstes" zu werden.



Sechste Geschichte

„Die Vereinten Streitkräfte gewährleisten den sicheren Schutz bei der weiteren Gestaltung der sozialistischen Gesellschaftsordnung ... Das feste Bewußtsein, für den Sozialismus und den Frieden einzustehen, begeistert die Angehörigen der sozialistischen Bruderarmeen zu beispielhaften Leistungen."

Heinz Hoffmann
in einem ADN-Interview
während des Manövers

Alarm! In Sekundenschnelle stürzen Flugzeugbesatzungen der tschechoslowakischen und polnischen Luftstreitkräfte zu ihren Maschinen. Start! Welle auf Welle verlassen Jagdflugzeuge und Bomber ihre Flugplätze.
Zur gleichen Zeit: Polnische Panzer- und Kanonenbesatzungen haben im Wald Stellung bezogen. Polnische mot. Schützen stehen zum Gefecht bereit. Tschechoslowakische Luftlandetruppen nehmen in sowjetischen Hubschraubern Kurs auf das Hinterland des Feindes.
Die Kampfaufgabe lautet: Forcierung des Flusses. Schaffen eines Brückenkopfes.
Noch ist es am Fluß ruhig. Nichts verrät die Angriffsvorbereitungen der unter Leitung eines polnischen Generals gemeinsam operierenden Einheiten aus der ČSSR und der VR Polen. Dann: Die Erde bebt. 122-mm-Haubitzen schießen ihre Ladungen über den Fluß. Tschechoslowakische Jagdbomber donnern heran, belegen das gegnerische Ufer mit Bomben und Luft-Boden-Raketen. Erste Aufklärungsfahrzeuge schwimmen kämpfend durch den Fluß. Sowjetische Hubschrauber brummen über die Wipfel der Tannen heran, setzen die tschechoslowakischen Luftlandetruppen ab. Entferntes Knattern von MG und MPi verrät, sie haben im Rücken

des Feindes den Kampf aufgenommen. Panzer überwinden in Unterwasserfahrt das Hindernis. Aus allen Rohren feuernd, bieten sie den in SPW und in Landungsbooten übergesetzten mot. Schützen Dekkung und Feuerschutz. Überzeugend demonstrieren die Genossen des polnischen Panzerregiments, daß sie nicht nur meisterhaft ihre Technik beherrschen, sondern daß sie zu Recht jenen Namen tragen, der ihnen am 19. Juni 1962 verliehen wurde: „Regiment der deutschen antifaschistischen Widerstandskämpfer". Mit diesem Namen wurden vor allem die Heldentaten gewürdigt, die dieses Regiment im zweiten Weltkrieg an der Seite der Sowjetarmee getreu den internationalistischen Prinzipien der Arbeiterklasse auf seinem kampfreichen Weg gegen die Hitlertruppen vollbracht hat und die heute in der Polnischen Armee weiterleben. Inzwischen ist eine Fähre zu Wasser gebracht. Auf ihr setzen weitere Panzer über. In rund 30 Minuten haben polnische Pioniere eine Pontonbrücke über den Fluß geschlagen. Panzer, LKW mit Haubitzen im Schlepp rollen nach vorn. Zu dieser Zeit sind die ersten Panzer und mot. Schützen schon Kilometer entfernt, haben sich mit den tschechoslowakischen Luftlandetruppen vereint. Der Brückenkopf ist stabil.

An diesem Manövertag schreibt der Zugführer der tschechoslowakischen Volksarmee Jarolim Nervrleka an Isolde Freimann in Tettau einen Brief.
Darin heißt es unter anderem:
Liebe Isolde, Dir schreibt ein Offizier des Regiments „Ernst Thälmann". Unser Regiment hat gute Beziehungen zu Soldaten der NVA. Dieses Manöver setzt Traditionen der Waffenbrüderschaft fort, denn an der Seite der Sowjetarmee bestand unser Regiment im Sommer 1968 seine Bewährungsprobe beim Schutz des Sozialismus in unserem Lande. Mit meinen Leistungen



beim Manöver will ich zeigen, daß ich würdig bin, Offizier unserer Volksarmee zu sein, und gleichzeitig will ich damit das Vermächtnis der Kämpfer der Partisanenbrigade „Jan Zizka" aus dem zweiten Weltkrieg ehren, von denen viele im Kampf gegen die SS gefallen sind.

Siebente Geschichte

„Mit erneuter Deutlichkeit zeigten sich bei dem Manöver die Einheit, Geschlossenheit und unverbrüchliche Waffenbrüderschaft der Länder des Warschauer Vertrages. Das durchgeführte Manöver wird sich als wichtiger Beitrag zur weiteren Festigung der Vereinten Streitkräfte erweisen."

Marschall der Sowjetunion
Iwan Jakubowski
auf der abschließenden
Feldparade
in Magdeburg

Monoton dröhnen die Triebwerke sowjetischer Transportflugzeuge. Seit Stunden. In ihren riesigen Leibern: Soldaten mit Fallschirmen und Waffen; auf Paletten festgezurrte Luftlandepanzer. In den Gesichtern der Männer liegt Entschlossenheit. Sie kennen ihren Auftrag: Luftlandung im Rücken des Gegners. Einnahme und Vernichtung von wichtigen militärischen Objekten, unter anderem auch von Raketenstellungen. Die meteorologischen Bedingungen werden immer schlechter. Die Maschinen fliegen blind. Flugzeugführer der NVA in Jagdflugzeugen sichern den Transport ihrer Kampfgefährten. Die Luken der Flugzeuge öffnen sich. Soldaten stürzen in die Tiefe. Der Erdboden ist nicht auszumachen. Selbst das Brummen der Triebwerke wird vom Nebel verschluckt. Fallschirme öffnen sich. Erst Sekunden vor dem Aufsprung erkennen die Soldaten den Aufsetzpunkt. Sichtverbindung von Mann zu Mann besteht nicht. Die Erfahrung, gewonnen im härtesten Training, zahlt sich unter diesen Wetterbedingungen besonders aus. Die abgesetzte Einnahmegruppe formiert sich. Sie sichert den Absetzraum. Frontfliegerkräfte unterstützen sie.

Leise brummen neue Maschinen heran. Die bereits gelandeten Soldaten wissen: Unsere Genossen kommen. Vom Himmel regnet es Technik und Menschen. Zuerst setzen die Luftlandepanzer auf ihren Paletten auf. Deutlich ist das Zischen der Bremsraketen zu hören. Sekundenschnell sind Gurte und Sicherungen gelöst. Die Kampfwagen rollen. Artillerie folgt ihnen, verschießt die ersten Granaten. Der Nebel lichtet sich. In Sprüngen arbeiten sich die gelandeten Kämpfer unter dem Feuerschutz von Panzern und Artillerie vorwärts. Aufklärer haben die ersten Objekte ausgemacht. Gewaltige Detonationen. Artilleriefeuer konzentriert sich auf einen Punkt und vernichtet eine gegnerische Raketenstellung. Es gibt keinen Halt für diese physisch gestählten Soldaten. Es gibt nur eins: Vorwärts! Der Angriff rollt kilometerweit ...

Der Höhepunkt der Kampfhandlung steht bevor. Die Truppen aller sieben im Warschauer Vertrag vereinigten Armeen führen gemeinsame und koordinierte Handlungen, vernichten eine gegnerische Gruppierung. Eine entscheidende Schlacht entbrennt.

Jagdflugzeuge überfliegen im Tiefflug das Gefechtsfeld. Jagdbomber greifen an. Bulgarische Fallschirmjäger und Luftlandetruppen werden abgesetzt.

Am ersten Manövertag hatte Georgi Bojuklijski, ein Hauptfeldwebel der Bulgarischen Volksarmee, zu mir gesagt: „Das Manöver ist für mich eine Prüfung besonderer Art. Kurz nach Beendigung werde ich in die Reserve versetzt und zum Offizier ernannt. Wir haben für das Manöver besonders hart geübt. Ich glaube, es hat sich gelohnt. Gemeinsam mit den anderen Armeen werden wir, Angehörige der Bulgarischen Armee, beweisen: An der Seite der Sowjetarmee sind unsere vereinten Streitkräfte unbesiegbar."

Jetzt, in diesen Augenblicken der abschließenden Kampfhandlung, bestätigen die Angehörigen der bulgarischen Luftlandetruppen die Worte von Georgi, und das ist selbstverständlich, auch Georgi Bojuklijski hat „seine Manöverprüfung" bestanden.

Panzereinheiten der Polnischen Armee, der Sowjetarmee, der Ungarischen Volksarmee und der NVA erreichen ihre Entfaltungsabschnitte und nähern sich der ersten Linie der gegnerischen Verteidigung. Die Panzersoldaten fahren Kampfwagen des gleichen Typs. In geschlossener Front geht es vorwärts. Artillerie unterstützt den Angriff. Erneut beweist sich das perfekte Zusammenwirken aller Stäbe und Truppen der Bruderarmeen,

geführt von einem einheitlichen Oberkommando.

An diesem Manövertag schreibt der Gefreite der Bulgarischen Volksarmee Lubomir Petrow Petschew an Frank Ungänz in Dittersdorf einen Brief. Darin heißt es unter anderem:
Lieber Frank, in Erwiderung auf Deine Freundeskarte schreibe ich Dir, daß ich mir fest vorgenommen habe, meine Leistungen bei der politischen und militärischen Ausbildung weiter zu steigern. Das um so mehr, da ich einer von denen bin, die von Eurem Zentralrat der FDJ ausgezeichnet wurden. Am meisten hat mich beeindruckt, wie viele Jungen ihre Verbundenheit mit uns Soldaten durch hohe Leistungen zur Stärkung der Verteidigungsbereitschaft bekunden.

Sieben Geschichten über sieben Waffenbrüder. Das Manöver „Waffenbrüderschaft" hat viele solcher Geschichten zur Chronik unserer sozialistischen Verteidigungskoalition hinzugefügt. Viele weitere kommen dazu — heute, morgen. An die Stelle vieler Soldaten vom Manöver „Waffenbrüderschaft" — auch jener, die auf den Fotos dieser Seiten zu sehen sind —, sind neue Soldaten getreten.
Eins ist geblieben, das, was alle sieben Geschichten gemeinsam ausdrücken: die breite Front der Kampfgefährten, die gemeinsam Tag für Tag im Auftrag der Arbeiterklasse bereit sind, bedingungslos, unter Einsatz aller Kräfte den Frieden zu verteidigen. Weiteres ist hinzugekommen: Die Front der Kampfgefährten ist noch stärker, noch fester geworden und der Frieden sicherer.



Sie kamen aus dem Busch

Frank Stader

Vom Kampf der Partisanen Moçambiques

Wer heute nach Maputo, der pulsierenden, verkehrsreichen Hauptstadt Moçambiques kommt, sieht bald, wer im Land die Macht hat. Afrikaner im graugrünen Kampfanzug der FRELIMO (Frente de Libertaçao de Moçambique, Befreiungsfront von Moçambique), die Kalaschnikow umgehängt, bewachen Regierungsgebäude, Verkehrsknotenpunkte, fahren in offenen Jeeps durch die Straßen. Wenn

der Fremde dann längere Zeit im Lande ist, weiß er auch, daß diese Soldaten nicht nur mit Waffen umgehen können. Er kann beobachten, wie sich Zivilisten mit Fragen an die Uniformierten wenden, hört, wie diese die Ziele der FRELIMO erläutern, von den Aufgaben sprechen, die vor dem Tropenland im Südosten Afrikas stehen. Vor Wandzeitungen, in denen in einfacher, eindringlicher Weise grundlegende Fragen dargelegt werden, bilden sich Gruppen. Auch im Hauptquartier der FRELIMO ist ein ständiges Kommen und Gehen. Viele Menschen holen sich Rat, wollen wissen, was zu tun ist. Denn die FRELIMO ist heute verantwortlich für die Entwicklung des Landes.

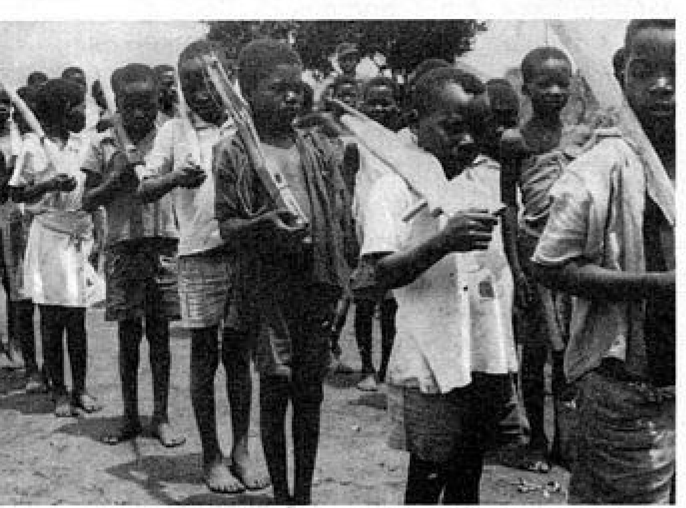
Sie gaben das Signal

Wer glaubte im Jahre 1964 schon daran, daß nur zehn Jahre später ein Funktionär der FRELIMO Präsident des Landes sein würde?
Vielleicht noch nicht einmal die zwölf Männer, die in einer dunklen Nacht im Frühjahr 1964, von Tansania kommend, den Grenzfluß Rovuma überquerten, bewaffnet mit Mausergewehren, Thompson-MPis und französischen Schnellfeuerpistolen. Nur vier von ihnen waren militärisch ausgebildet. Dennoch hatte ihnen die FRELIMO-Führung eine wichtige militärische Aufgabe übertragen.
Das ganze südliche Ufer des Rovuma wurde von Kolonialtruppen bewacht. Die Portugiesen hatten über ihre Spione schon erfahren, daß etwas gegen sie geplant war. Die Männer marschierten nur nachts durch den mannshohen lichten Busch. Das war sicherer, aber sehr anstrengend. Zumal die Wege ihnen unbekannt waren. Manchmal versanken ihre Beine im zähen Morast, dann wieder liefen sie über festgetretene Pfade. Um besonders sumpfige Stellen zu überwinden, balancierten sie über nasse, glitschige Baumstämme. Den kleinen Buschdörfern, Ansammlungen von einigen mit Palmzweigen gedeckten Hütten, wichen sie aus, denn die portugiesische Polizei hatte überall ihre Agenten. Um unnötige Geräusche zu vermeiden, gingen die Männer trotz der Giftschlangen barfuß. Nach einigen Tagen schon wurde ihr Proviant knapp. Als sie am 24. September den kleinen Ort Chai erreichten, hatten sie schon drei Tage lang nichts gegessen. Einer der Männer ging in Zivilkleidung ins Dorf, besorgte Nahrungsmittel und erkundete die Lage. Am Abend des 25. Septembers schlichen sie im Schutz der Dunkelheit ins Dorf. In den wenigen massiven Häusern der Weißen brannte schon Licht. Die Männer versteckten sich hinter den Mangobäumen gegenüber der Station der portugiesischen Polizisten, die von allen Moçambikanern gefürchtet und gehaßt wurden. Der Kommandeur der zwölfköpfigen Gruppe, Alberto Joaquim Chipande, berichtete später über das, was dann geschah: „Eine stille Nacht. Ich höre, wie der Posten immer näher kommt. Endlich zeigt sich die Gestalt mit der MPi vor der Tür, über der eine Laterne brennt. Ich schieße. Der Posten fällt ... Da wird die Tür aufgerissen, es erscheint ein portugiesischer Offizier und brüllt: ‚Was ist hier los?' Ich schieße nochmals. Der Offizier fällt auch. Und nun fliegen die Handgranaten in die Fenster, und die MPis beginnen zu tacken. Ich gebe den Befehl zum Rückzug, und wir erreichen alle wohlbehalten die Landstraße zum Wald." Polizeitruppen, die sie am nächsten Tag verfolgten, konnten sie nicht mehr aufspüren. Diese kleine Aktion wurde zum Signal des Widerstandskampfes. Am selben Tag erklärte das Zentralkomitee der FRELIMO dem portugiesischen Kolonialismus den Krieg.



Der 25. September wird seither alljährlich als Tag der Solidarität mit den Kämpfern Moçambiques begangen. Alberto Joaquim Chipande, Kommandant jenes Überfalls auf Chai, der mit dem ersten Schuß den ersten Feind getötet hatte, wurde ein bekannter FRELIMO-Führer, Stellvertreter des Verantwortlichen für die Streitkräfte und ist heute Verteidigungsminister.

Das Leben unter dem Kolonialjoch



Warum aber, fragt man sich, warum riskierten die Männer um Alberto wie später viele tausend ihr Leben? Waren es vielleicht Abenteurer, die Gefallen am Krieg fanden? Nur wenige Fakten über das Leben der afrikanischen Bevölkerung unter portugiesischer Herrschaft genügen schon, um zu verstehen, warum es zu diesem Widerstand kommen mußte. Ein Schicksal von vielen, typisch für das Los ungezählter Frauen, ist das von Terensinha Mblale:

„Ich habe nie eine Schule besucht, denn dafür hatten wir kein Geld. Ich mußte arbeiten und ging als Dienstmädchen zu einem Verwaltungsbeamten. Sie zahlten mir dafür 50 Escudos im Monat. (Ein kleines Stück Fleisch kostet mindestens 15 Escudos. — Vergleich vom Verfasser.) Meine Arbeit begann früh am Morgen und hörte vor Sonnenuntergang nicht auf. Ich bekam dort nichts zu essen. Meine Herren schlugen und beleidigten mich. Wenn mir ein Glas zerbrach, schrien sie mich an und schlugen mich, und außerdem bekam ich dann am Ende des Monats kein Geld."

Die Lage der Afrikaner unterschied sich bis zur Befreiung in vielem nicht von der von Sklaven. In dem Land lebten mehr als acht Millionen Moçambikaner und etwa 200 000 Einwanderer aus Portugal. Den



Partisanen auf dem Marsch durch tropischen Buschwald

Mit selbstgeschnitzten Kalaschnikows eifern sie den Partisanen nach

Samora Moisés Machel, Präsident der FRELIMO und heute auch Präsident der Volksrepublik Moçambique, bei Partisanen eines Stützpunktes

wenigen Portugiesen gehörten 98 Prozent der Landesreichtümer. Weit verbreitet war die Zwangsarbeit; entweder überhaupt ohne Bezahlung oder gegen eine lächerlich geringe Summe. Ein lohnendes Geschäft für das faschistische portugiesische Regime war der Verkauf von fast 500 000 Moçambikanern jährlich nach Südafrika oder Südrhodesien. So zahlte die „Witwatersrand Nativ Labour Association" für jeden afrikanischen Arbeiter der portugiesischen Regierung 2,8 Pfund Sterling (Pfund Sterling: britische Währungseinheit) Kopfgeld. Die Verkauften mußten in Bergwerken unter primitivsten Bedingungen arbeiten, jahrelang getrennt von ihren Familien. Sie lebten zusammengepfercht in ghettoähnlichen Barackensiedlungen, umschlossen von Stacheldrahtzäunen, von weißen Polizisten mit Bluthunden bewacht. Ausgang gab es einmal die Woche, aber nur bei „vorbildlicher Führung" und wenn kein Fluchtverdacht bestand. Dabei konnten die Arbeiter sowieso kaum fliehen, denn ihren geringen Lohn bekamen sie erst nach ihrer Rückkehr ausgezahlt.
Durch die Kolonialverwaltung wurden viele Bauern gezwungen, Baumwolle anzubauen, wobei die meisten dabei nicht mehr als umgerechnet 30 Mark im Jahr verdienten. Davon konnten sie natürlich ihre Familien nicht ernähren. Aber was sie zum Leben brauchten, nämlich Nahrungsmittel wie Bohnen, Maniok, Mais durften sie nicht anbauen. Deshalb litten die Menschen oft Hunger. Während der Zeit des Pflanzens, Pflegens und Erntens der Baumwolle wurde jeder Mann, jede Frau und jedes Kind auf die sonnenglühenden Felder zur Arbeit getrieben. Wer weglief, wurde erbarmungslos gejagt, dann halbtot geprügelt und mußte, wenn er das überstand, ganz ohne Bezahlung arbeiten. Alles das geschah, damit einige große portugiesische Baumwollgesellschaften riesige Profite machen konnten, und vertrug sich nach Meinung der ausländischen Kapitalisten und hohen Staatsbeamten durchaus mit ihren frommen Sprüchen von der „Kultur und Zivilisation", die sie angeblich den Afrikanern brächten. Der inzwischen gestürzte Diktator Caetano rechtfertigte die Ausbeutung mit den Worten: „... die Schwarzen müssen als produktive Elemente gesehen werden, die in einer von Weißen geleiteten Wirtschaft organisiert sind."

Die FRELIMO organisiert den Kampf

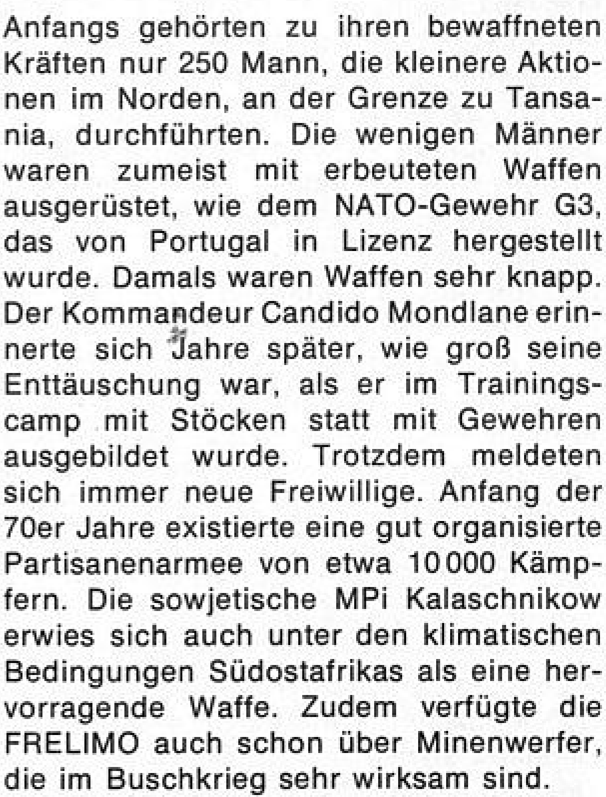
Widerstand dieser „produktiven Elemente" gegen die portugiesische Herrschaft hatte es immer gegeben, von der Massenauswanderung bis zum bewaffneten Aufstand. Jedoch das waren Verzweiflungstaten, die keinen dauerhaften Erfolg hatten. Es fehlte eine Organisation, die den Kampf führen konnte. Aufgrund dieser Erfahrungen gründeten fortschrittliche Moçambikaner am 25. Juni 1962 in Dar es-Salaam die FRELIMO.
Ihre führenden Mitglieder vertraten fast alle Gebiete und Bevölkerungsschichten des Landes. Eine sehr schwere Entscheidung für sie war: Sollten sie friedliche Formen des Widerstandes wählen oder zum bewaffneten Kampf übergehen? Der Kampf mit der Waffe wurde ihnen schließlich aufgezwungen, denn das faschistische Kolonialregime schlug jeden unbewaffneten Widerstand brutal nieder.
Auf einer friedlichen Kundgebung in Mueda im Juni 1960 wurden zum Beispiel 500 Menschen ermordet. Friedlicher Widerstand erwies sich als Selbstmord.
Deshalb begann die FRELIMO nach zweijähriger Vorbereitung den bewaffneten Kampf.



Einige Partisaneneinheiten bestanden nur aus Frauen. Sie wurden auch von Frauen kommandiert



FRELIMO-Kämpferinnen bei der Morgentoilette



Anfangs gehörten zu ihren bewaffneten Kräften nur 250 Mann, die kleinere Aktionen im Norden, an der Grenze zu Tansania, durchführten. Die wenigen Männer waren zumeist mit erbeuteten Waffen ausgerüstet, wie dem NATO-Gewehr G3, das von Portugal in Lizenz hergestellt wurde. Damals waren Waffen sehr knapp. Der Kommandeur Candido Mondlane erinnerte sich Jahre später, wie groß seine Enttäuschung war, als er im Trainingscamp mit Stöcken statt mit Gewehren ausgebildet wurde. Trotzdem meldeten sich immer neue Freiwillige. Anfang der 70er Jahre existierte eine gut organisierte Partisanenarmee von etwa 10 000 Kämpfern. Die sowjetische MPi Kalaschnikow erwies sich auch unter den klimatischen Bedingungen Südostafrikas als eine hervorragende Waffe. Zudem verfügte die FRELIMO auch schon über Minenwerfer, die im Buschkrieg sehr wirksam sind.

NATO unterstützt Kolonialregime

Den Befreiungskämpfern standen 70 000 portugiesische Soldaten gegenüber. Die Portugiesen erhielten von den NATO-Staaten alle modernen Waffen, die sie brauchten. Die meisten Flugzeuge kamen aus den USA: Harvard, Douglas, Liftmaster und Skymaster, Lockheed — das waren einige der Flugzeuge, die von den Patrioten abgeschossen oder am Boden zerstört wurden. Frankreich lieferte vor allem „Alouette-“ und „Puma-“ Hubschrauber, außerdem Panhard-Panzer. Die BRD verkaufte unter anderem vierzig leichte Kampfflugzeuge FIAT G-91 R 4, und auf der Werft Blohm & Voss AG, Hamburg, wurden drei Korvetten im Werte von vierzig Millionen US-Dollar speziell für den Einsatz in den Kolonien gebaut. Diese wenigen Beispiele machen schon die Unterstützung durch die NATO deutlich. Um die Proteste der Weltöffentlichkeit

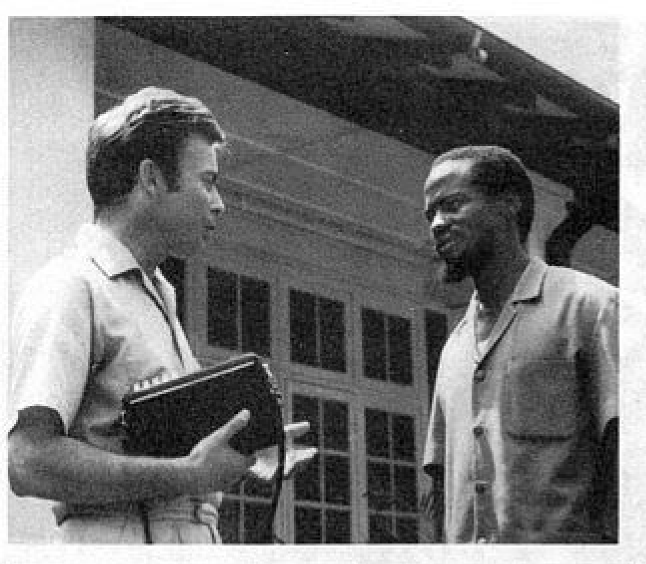


Ein befreites Dorf verabschiedet die weiterziehenden FRELIMO-Kämpfer

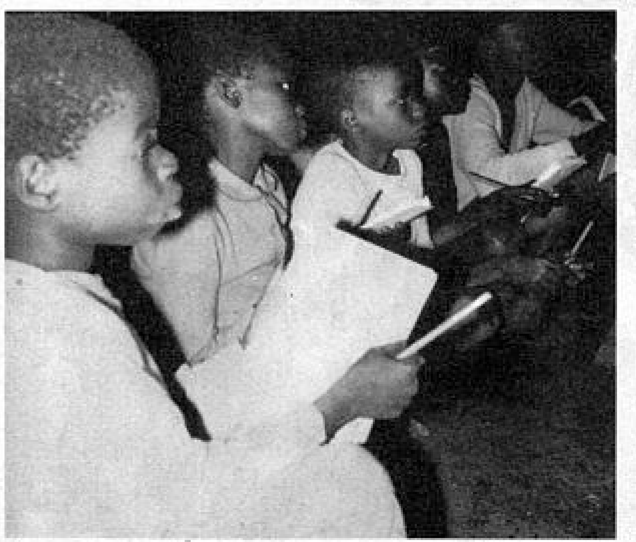
zum Schweigen zu bringen, behaupteten die NATO-Mächte, diese Waffen würden laut Vertrag nur in Portugal zur Verteidigung eingesetzt werden. Aber für das faschistische Regime gehörten zu Portugal — wie oft genug erklärt — auch die „Überseeprovinzen", sprich Kolonien. Tatsächlich kämpfte Portugal in den Kolonien mit NATO-Waffen. Wer wollte das auch kontrollieren oder gar verhindern?

Das Kräfteverhältnis ändert sich

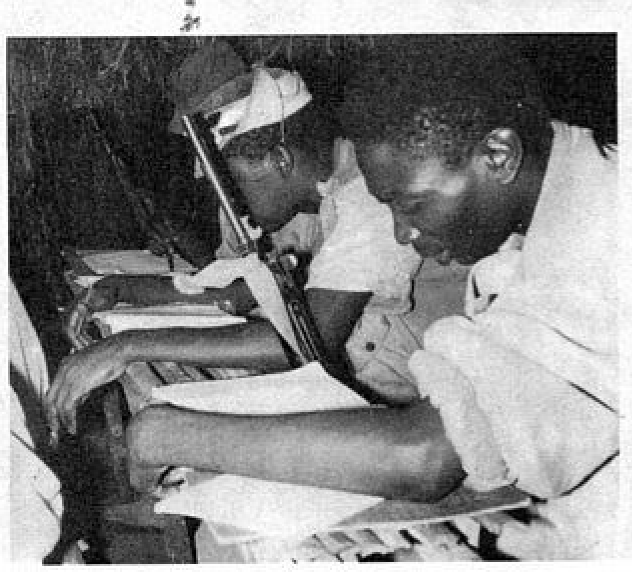
Obwohl auf sieben gut gedrillte und bewaffnete Kolonialsoldaten nur ein Partisan kam, verloren die Portugiesen den Kolonialkrieg. Das zeichnete sich Anfang der siebziger Jahre schon deutlich ab. Die Gründe dafür sind vor allem in der Zeit, in der wir leben, zu suchen: in der allgemeinen Schwächung der Positionen des Kapitalismus und im Zusammenbruch des Kolonialsystems überhaupt; im Aufschwung des nationalen Befreiungskampfes in der ganzen Welt, der seine volle Unterstützung findet in der erstarkten internationalen kommunistischen und Arbeiterbewegung; in der stetigen machtvollen Entwicklung des sozialistischen Weltsystems, das nicht nur Beispiel sondern auch Anwalt für die unterdrückten Völker ist.
In den Kolonialkriegen Portugals wurden viele Tausende Portugiesen getötet oder zu Krüppeln gemacht. Sie kamen als Kolonialsoldaten entweder nach Angola, Guinea-Bissau oder nach Moçambique und mußten für die Interessen der großen Monopole, wie der schon erwähnten Baumwollgesellschaften, kämpfen. In Portugal waren sie selbst Ausgebeutete. Ihre Kampfmoral war also — wie man leicht verstehen kann — nicht sehr hoch, sie



Der damalige Ministerpräsident und jetzige Außenminister Joaquim Chissano 1974 als Interviewpartner des DDR-Korrespondenten Peter Spaček



Das Analphabetentum soll schnell beseitigt werden



Die FRELIMO gibt bereits eigene Lehrbücher heraus

beeinflußte auch wesentlich den Ausgang des Krieges.

Das moçambiquanische Volk haßte diese fremden Eindringlinge. Nur wenige gekaufte Subjekte gaben sich freiwillig zu Hilfeleistungen für sie her. Die Partisanen aber, die gegen die fremden Unterdrücker kämpften und dabei mutig ihr Leben aufs Spiel setzten, wurden überall, wo sie hinkamen, freudig begrüßt und tatkräftig unterstützt. Besonders deutlich zeigte es sich in den befreiten Gebieten, daß die Partisanenarmee eine wirkliche Volksarmee ist.

Dort nämlich wählte die Bevölkerung ihre eigenen örtlichen Machtorgane und baute mit Hilfe der FRELIMO Schulen und Sanitätsstationen, organisierte Genossenschaften zur besseren Bodenbearbeitung und anderes mehr. Nach anfänglichen Schwierigkeiten stabilisierte sich die Versorgungslage. Bald war sie besser als je unter der Kolonialmacht. Die Bereitschaft, am Kampf teilzunehmen, wuchs. Die befreiten Dörfer stellten Volksmilizeinheiten auf, die ihr Gebiet gegen Überfälle der Portugiesen schützten. So waren die gesamten bewaffneten Kräfte der FRELIMO weit mehr als 10000 Mann stark. Zehntausend zählten nur die regulären Einheiten, die vorwiegend den Angriff gegen die Kolonialisten führten. Den Transport von Waffen, Munition und Proviant beispielsweise übernahmen oft Dorfbewohner.

Vorstoß ins Landinnere

Die Befreiungskräfte konnten im Süden, südlich des Zambeze, nur operieren, weil die befreiten Gebiete im Norden für sie ein zuverlässiges Hinterland waren. Der Zambeze nahm im Kampf eine strategische Schlüsselstellung ein. Er fließt durch die fruchtbare Provinz Tete. Hier wird der mächtige Cabora-Bassa Staudamm gebaut. Seine Elektroenergie sowie die Möglichkeiten der künstlichen Bewässerung hätten es erlaubt, eine Million portugiesische Siedler hier zu konzentrieren. Man plante, den Vormarsch der Befreiungsstreitkräfte durch einen „weißen Gürtel", durch eine „lebende Mauer" bewaffneter Siedler aufzuhalten. Bis dahin aber wollten die Kolonialisten um jeden Preis verhindern, daß die Partisanen südlich des Zambeze Fuß fassen konnten. Der größte Teil der portugiesischen Armee wurde hier zusammengezogen, der Busch entlang des ganzen Flusses kilometerbreit abgebrannt. Alle Boote, die Afrikanern gehörten, wurden zerstört, um das Überqueren des breiten Stromes zu verhindern. Aber schon im Jahre 1970 eröffnete die FRELIMO eine weitere Front in Tete, südlich des Zambeze. Und zwei Jahre später begann sie den Kampf in Manica e Sofala, einer dicht besiedelten Provinz, die zudem reich an Bodenschätzen ist. Damit waren die Patrioten ins Zentrum des Landes vorgestoßen. Übrigens auch in Gebiete, die wenig bewaldet waren, die also keine besonders günstigen Bedingungen für den Partisanenkampf boten.

Die Hilfe der „Kämpfer im Geheimen"

Sehr wichtig war im Süden des Landes die Arbeit der „Clandestinhos", der „Kämpfer im Geheimen". Einer von ihnen war der Buschhändler Nurmamad Acub, mit dem der DDR-Journalist Wolfgang Finck sprach. Dieser Händler war von Berufs wegen ständig unterwegs, er lebte manchmal wochenlang mit den Dorfbewohnern in ihren einfachen Hütten und genoß ihr Vertrauen. So konnte er Meetings organisieren, um Freiwillige für die FRELIMO zu werben. Seine Kontakte zu Mocambika-

nern, die in der portugiesischen Armee arbeiteten, nutzte er, um wichtige militärische Informationen zu erhalten. Wenn gut vorbereitete Angriffsoperationen der Kolonialisten ins Leere gingen, dann auch wegen Nurmamads gefahrvoller Tätigkeit. Schließlich schöpfte die PIDE (faschistische portugiesische Geheimpolizei) Verdacht. Sie folterten ihn fünfzehn Tage lang, aber er schwieg. Zuletzt wurde er auf die Kühlerhaube eines Fahrzeugs gebunden. Man wollte ihn zwingen, den Weg zu einem der FRELIMO-Stützpunkte zu verraten. Die meisten Partisanenlager, die oft nur wenige Kilometer von portugiesischen Garnisonen entfernt lagen, waren für die Portugiesen ohne Führer kaum zu finden. Wege führten nicht zu ihnen. Die Partisanen orientierten sich nach Einschnitten an Baumstämmen, nach abgebrochenen Zweigen, nach einigen Kratzern an einem Stein. Auch aus der Luft waren die Lager, die unter dichtem Laubwerk verborgen waren, schwer zu entdecken. Nurmamad führte die Kolonne in einen Sumpf. An dieser geheimen Front kämpften auch Jugendliche, sogar Kinder.

Der Feind greift zu Terror und Mord

Die Befreiungsstreitkräfte bewegten sich im Volk wie die Fische im Wasser. Deshalb wollten die Portugiesen das Wasser so lange erhitzen, bis die Fische darin zerkochten (Ausspruch des ersten FRELIMO-Präsidenten Dr. Eduardo Mondlane). Das heißt, die Kolonialisten versuchten, das Volk durch brutalen Terror einzuschüchtern und es von der FRELIMO zu trennen.

Für einen normalen Menschen ist schwer vorstellbar, zu welchen Grausamkeiten die speziell zur Partisanenbekämpfung ausgebildeten Elite-Söldner fähig waren. Weltbekannt wurde das Massaker von Wiriyamu, über das der britische Pater Adrian Hastings die Öffentlichkeit informierte. Ein ganzes Dorf wurde dem Erdboden gleichgemacht, seine vierhundert Einwohner bestialisch ermordet. Fest steht aber, daß diese Massaker nur ein Glied einer langen Kette von Grausamkeiten waren, wie viele Berichte, darunter auch von Missionaren, bezeugen. Wie die Amerikaner in Südvietnam, so flogen auch die portugiesischen Militärs unzählige Einsätze gegen die Zivilbevölkerung. Von Flugzeugen aus wurden Pflanzengifte gestreut, die Menschen, Tiere und Nutzpflanzen auf Jahre schädigten.

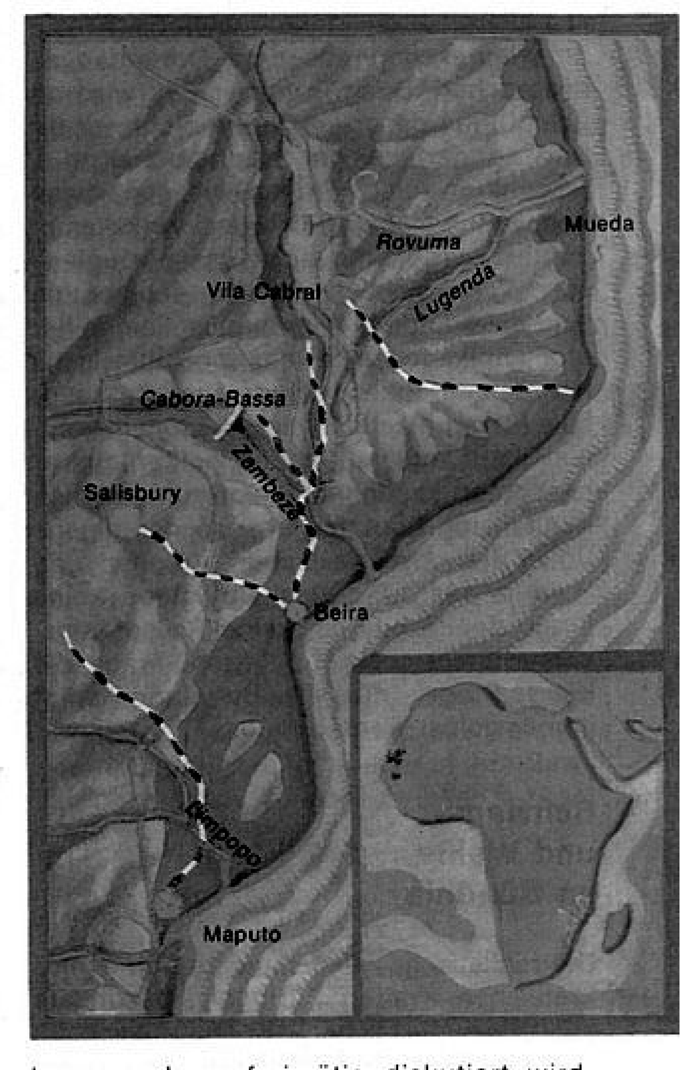
Ein besonders heimtückisches Verbrechen geschah in dem kleinen Dorf Nhcambo. Auf einer Pressekonferenz, die ein portugiesischer Oberst leitete, wurden verstümmelte Leichen gezeigt. Ein älterer Afrikaner als „Augenzeuge" und ein angeblich bei den Toten gefundener Brief sollten beweisen, daß hier Partisanen gemordet hätten. Einige BRD-Zeitungen schrieben sehr ausführlich zu diesen Greueltaten. Sie hätten doch schon immer gewußt, daß die Partisanen Verbrecher seien, hier wäre endlich ein Beweis dafür. Nur wenige Tage später jedoch mußte die US-amerikanische Zeitschrift „Newsweek" zugeben, daß die portugiesische Armee schwarze Söldner in FRELIMO-Uniform zu Terrorakten eingesetzt hatte. Von einem Kommando von neunzehn Afrikanern und einem Weißen war die Rede. Und eben von einer solchen Gruppe hatte der Oberst auf der Pressekonferenz gesprochen.

Aber alle diese Verbrechen brachten nicht den gewünschten Erfolg, selbst nicht die Ermordung des FRELIMO-Präsidenten Dr. Eduardo Mondlane. Er wurde von einer Bombe zerrissen, die in einem Bücherpa-

ket versteckt worden war. So oder ähnlich wurden innerhalb kurzer Zeit fünf Funktionäre der FRELIMO getötet. Die Organisation sollte führerlos werden. Aber der Plan ging nicht auf. Nicht einer der Verräter, die bis in die Führungsspitze der FRELIMO vorgedrungen waren, sondern der Kommandeur der Armee und engste Mitkämpfer Mondlanes, Samora Machel, wurde dessen Nachfolger. Besuchern im Partisanengebiet fiel besonders die straffe Disziplin und die feste Organisation der von ihm geführten Truppen auf, die jeder regulären Armee Ehre machen konnte. Die Partisanen waren freiwillig zur FRELIMO gekommen, sie ordneten sich freiwillig den Befehlen ihrer Vorgesetzten unter. Wußten sie doch, daß jede Disziplinlosigkeit, jeder schlecht ausgeführte Befehl das eigene Leben und das der Kameraden kosten konnte. Auch diese Disziplin gehört zum Geheimnis des Erfolges der FRELIMO.

Klarheit in den Köpfen ist wichtig

Immer breiter wurde die Bewegung zur Befreiung des Landes. Dazu trugen die FRELIMO-Kämpfer nicht nur durch ihre militärischen Erfolge bei. Sondern eine besonders wichtige Aufgabe war und ist es, überall, wo sie hinkommen, die Leute aufzuklären. Das fällt vielen von ihnen, die selbst noch vor kurzem Analphabeten waren und die Kampfpausen nutzen, um Lesen und Schreiben zu lernen, nicht leicht. Wenn die führenden Funktionäre der FRELIMO unterwegs sind, nutzen sie jede Gelegenheit, mit möglichst vielen Kämpfern und auch Einwohnern zu sprechen. Zu diesem Zweck werden öffentliche Versammlungen veranstaltet, auf denen jeder Teilnehmer seine Fragen stellen



kann und wo freimütig diskutiert wird. Oder abends setzen sich die Kämpfer zusammen mit den Dorfbewohnern an den „Shitalo". Das ist in den Dörfern der Makonde — einem Stamm im Norden Moçambiques — ein langer Tisch mit Bänken, von einem Dach gegen den starken Tropenregen geschützt, der in der Regenzeit fast täglich niedergeht. Dieser traditionelle Shitalo befindet sich auf einem freien Platz, inmitten von Hütten, die mit Palmenzweigen gedeckt sind. Wie wir das auch von unseren alten Dörfern kennen, stehen um diesen Platz meist uralte, weitausladende Bäume. Hier treffen sich

seit alters her die Männer nach der Arbeit, um Neuigkeiten aus dem Dorfleben zu besprechen. Doch in letzter Zeit wird oft über Dinge gesprochen, die nicht nur ihr Dorf, sondern das ganze Land betreffen.
Es geht um solche Fragen, wie, gegen wen und mit welchem Ziel der Volkskampf geführt wird; denn nicht das portugiesische Volk, nicht die Weißen schlechthin sind die Feinde Moçambiques. Feinde der Moçambikaner sind das portugiesische und das mit ihnen verbundene internationale Monopolkapital, die das Land in kolonialer Abhängigkeit halten wollten, um es ausbeuten zu können. Die portugiesischen Kapitalisten beuteten ebenso das eigene Volk, die portugiesischen Arbeiter und Bauern aus. Und deshalb ist es keine Frage der Hautfarbe, keine Rassenfrage, sondern eine zutiefst politische Frage, die Klassenfrage, die im Befreiungskampf immer gelöst werden muß.

Schwarze und Weiße im Bündnis

Die realistische Einstellung zu den demokratischen Kräften Portugals, besonders zur Portugiesischen Kommunistischen Partei (PKP), gründet sich auf Fakten. Seit Jahren bereits hatte gerade die PKP das Recht der Moçambikaner auf Unabhängigkeit konsequent unterstützt und das Ende der Kolonialkriege gefordert. Die Zusammenarbeit mit den fortschrittlichen Portugiesen anzustreben, erwies sich als richtig. Das zeigte sich besonders nach dem 25. April 1974, nach dem Sturz des faschistischen Regimes in Portugal.
Überall verbrüderten sich die FRELIMO-Partisanen mit den nun von der Bewegung der Streitkräfte (MFA) geführten portugiesischen Truppen, und bald schon wurde ihre Freundschaft ernsthaft auf die Probe gestellt, denn die in Portugal entmachteten Faschisten wollten Moçambique in ihrer Hand behalten.
Hinter den Kulissen wühlte von Südafrika aus der Milliardär Jorge Jardim. Der Ex-Minister und enge Freund Salazars, des ehemaligen faschistischen Diktators Portugals, war Besitzer von Zuckerrohrplantagen, Zementfabriken und vielen anderen Betrieben in Moçambique, ihm gehörte sogar eine eigene Zeitung, die „Noticas de Beira", in der Hafenstadt Beira.
Dieser fanatische Faschist trommelte alles zusammen, was ihm für seine Zwecke geeignet erschien: die „Flechas" (Pfeile), eine Spezialeinheit, die durch ihre Verbrechen an ihren Landsleuten berüchtigt ist; in Südafrika die Veteranen der „Blauen Gans" — ein solches Zeichen trugen die weißen Söldner, die in den 60er Jahren im Kongo wüteten; in Südrhodesien die alten Freunde vom „Kommando Nr. 5", die von dem britischen Oberst Michael Hoare geführt werden, der wegen seiner unglaublichen Brutalität auch „irrer Michel" genannt wird.
Im September 1974 hielten Jardim und die anderen weißen Extremisten ihre Zeit für gekommen. Sie wollten nach dem Vorbild der südrhodesischen Rassisten einen „unabhängigen", von den Weißen beherrschten Staat gründen. Unterstützt wurden sie durch die Terrororganisation mit dem bezeichnenden Namen „Todesdrachen von Moçambique". Aber sie konnten niemand einschüchtern. Kurze Zeit schienen sie Erfolg zu haben. Sie eroberten die Rundfunkstation und einige Verwaltungsgebäude. Aber dann gingen die FRELIMO und die von fortschrittlichen Offizieren geführten portugiesischen Truppen gemeinsam gegen die Putschisten vor. Die afrikanische Bevölkerung und auch Portugiesen demonstrierten gegen den Putschversuch. Die Ordnung wurde wie-

derhergestellt. Die Freundschaft zwischen Portugiesen und Afrikanern hatte eine erste bedeutsame Bewährungsprobe bestanden.

Die im September 1974 gebildete gemeinsame Übergangsregierung — 6 FRELIMO- und 3 portugiesische Minister — mit dem Moçambikaner Joaquim Chissano als Ministerpräsidenten an der Spitze, hat bis zum Juni 1975 regiert. Dann wurde die alleinige Macht offiziell an die FRELIMO übergeben.

Für Einheit, Arbeit und Wachsamkeit

Das moçambikanische Volk steht noch vor einem ganzen Bündel von Problemen. Die 500 Jahre dauernde Fremdherrschaft hat ihm ein schweres Erbe hinterlassen.

Die Lage ist auf fast allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens äußerst schwierig. Die Wirtschaft ist zurückgeblieben, das Verkehrswesen wenig entwickelt.

Arbeitskräfte gibt es mehr, als sofort beschäftigt werden können, aber gebildete, qualifizierte Kräfte fehlen, denn etwa 98 Prozent der Bevölkerung kann weder Schreiben noch Lesen. Die kapitalistischen Unternehmen, denen die meisten Betriebe gehören, sabotieren die Arbeit, ziehen ihre Fachleute ab, drosseln die Produktion. Die FRELIMO weiß, daß sie viele Schwierigkeiten nur schrittweise überwinden kann. Die Losung der FRELIMO „Einheit, Arbeit, Wachsamkeit" zeigt, daß sie sich keine Illusionen macht und fest und entschlossen handelt.

Das kleine tapfere Volk im Süden Afrikas ist in der Lage, unter Führung seines kampferprobten Vortrupps und mit Hilfe seiner Freunde, zu denen auf jeden Fall die sozialistischen Länder zählen, gegen Hunger, Unwissenheit und alle Versuche der Imperialisten, es wieder in ihre Gewalt zu bekommen, zu siegen.



Panzermarsch bei 35 Grad

Dieter Hensel

Vor wenigen Minuten erst sind die Panzersoldaten vom Wochenendurlaub gekommen. Hinter einigen liegen sechs bis acht Stunden Bahnfahrt. Die restliche Nachtzeit wollen sie nun noch ein wenig schlafen. Doch kurz nach Mitternacht erschallt's: „Training der Elemente — vollständige Ausrüstung — Anlegen der Kombination!" es geht 'raus zur Taktik-Komplexausbildung. Für die Panzersoldaten soll dieser Tag in doppelter Hinsicht heiß werden.

Am Horizont zeigt sich die Sonne als glutroter Ball. Die Vögel in den Wipfeln begrüßen den Morgen mit einem vielstimmigen Konzert. Über dem weiten, sandigen Übungsplatz liegt ein feiner Nebelschleier. Doch den Soldaten in ihren schwarzen, ölverschmierten Anzügen bleibt kaum Zeit für romantische Träumereien.

Der 1. Zug trainiert den Angriff. „Zug in Richtung Baumgruppe Feuerstellung beziehen!" Mit ruhiger Stimme gibt Zugführer Unterfeldwebel Klaus Hohnke, ein zwanzigjähriger langaufgeschossener Mann, seine Befehle über Funk. Die Motoren heulen auf, ratternd fahren die einzelnen Panzer in die für sie günstigste Stellung. Mit wachen Augen beobachtet der junge Zugführer das Manöver.

Vor wenigen Monaten, als der Kommandeur ihm diese Funktion übertrug, war dem Unterfeldwebel doch ein bißchen bange ums Herz gewesen. Zwar hatte er vor zwei Jahren die Unteroffiziersschule mit gut beendet, und auch seine anschließenden Aufgaben als Richtschütze und Kommandant hatte er erfüllt. Doch einen Panzerzug führen? Reichen da seine militärischen Kenntnisse? Würde er Menschen, die oft älter sind als er selbst, richtig führen können? „Ich wurde einfach ins Wasser geworfen und habe Schwimmen gelernt", gesteht lächelnd Unterfeldwebel Hohnke.

Die Maschinen haben inzwischen ihre Feuerstellungen unter Bäumen bezogen. Soweit schon ganz gut, denkt Zugführer Hohnke. Der rechte Panzer jedoch hat sich nicht den besten Platz ausgesucht. Das Schußfeld ist ungünstig. Also alles zurück, und die ganze Vorstellung noch einmal!

Im Turm von „Drei-neun" steht Kommandant Unteroffizier Hans-Peter Zwintzscher, einundzwanzig Jahre alt. Mit einer flüchtigen Handbewegung schiebt er die Kopfhaube in den Nacken. Seine Augen verraten, daß er mit den Leistungen seiner Besatzung heute zufrieden ist. „Laß den Dicken marschieren!" Dieses eigenwillige Kommando gilt dem Panzerfahrer Unteroffizier Sand und soll soviel heißen wie: Gut gemacht, fahr weiter so! So wohlgesonnen war ihm sein Kommandant nicht immer.

Es war vor einigen Wochen bei einer größeren Taktikübung. Die Einheit befand sich im Angriff. „Zug in Linie entfalten", lautete das Kommando. Kommandant Zwintzscher befahl daraufhin seinem Fahrer: „Entfalten — rechts anziehen!" Keine Reaktion. Der Befehl kam erneut, diesmal mit mehr Nachdruck. Doch vergeblich. ‚Mit dem Sand haben wir doch nicht etwa auf Sand gebaut?' ging es dem Kommandanten durch den Kopf, und er wollte ihn eigentlich sofort für diese Fehlleistung

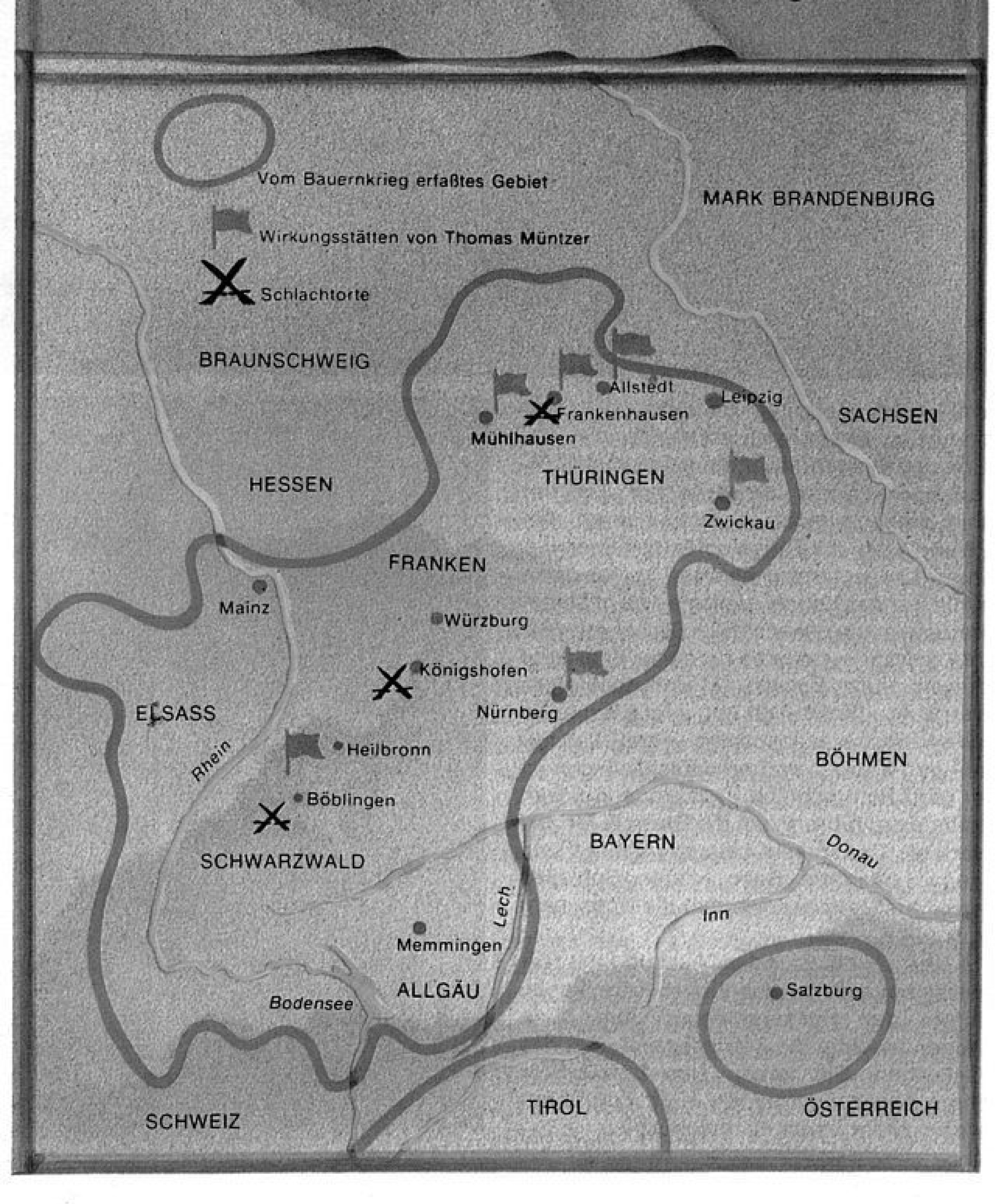




bestrafen. Aber dann entschied er sich für eine gründliche kameradschaftliche Aussprache. Und die half.
Als kürzlich bei einer Übung die Lenkung des Panzers nicht einwandfrei funktionierte, beseitigte Unteroffizier Sand auf der Stelle und ohne Aufforderung in der Pause den Fehler. Kommandant Zwintzscher ist jetzt mit ihm zufrieden.
Der Kompaniechef befiehlt Stationswechsel. Für den 1. Zug heißt das, auf schnellstem Wege eine Verteidigungsstellung zu beziehen. Zu den grauen Staubwolken hat sich unterdessen glühende Hitze gesellt. Auch Joachim Geithe, Kommandant von „Drei-sieben", fällt es schwer, sich voll zu konzentrieren. Schweißbäche durchziehen sein schmutzverkrustetes Gesicht. „Panzergranate — 28—00 Panzer in Flanke ..." Der Richtschütze bestätigt das Kommando. Vor 14 Tagen hat Gefreiter Geithe selbst noch am Zielfernrohr gesessen, nun handelt er zum ersten Mal als Kommandant. Man spürt, er will diese Probe gut bestehen, und er kann dabei auf seine Besatzung bauen. Vertrauen und Hilfe — für Gefreiten Geithe sind das keine Floskeln. Die Genossen schätzen besonders seinen Fleiß, die hohe Einsatzbereitschaft und seine Bescheidenheit. Erst vor wenigen Tagen hat Joachim Geithe mit den Neuen an einem Sonnabendnachmittag solange geübt und ihnen seine Erfahrungen vermittelt, bis alle die Norm in der Schutzausbildung geschafft hatten.
„Kommandanten zu mir", tönt es im Hörer. Zugführer Hohnke gibt Hinweise. „Achten Sie besonders jetzt, da die Hitze an jeden Soldaten hohe physische Anforderungen stellt, auf exakte Befehlsausführung. Bei nicht korrekter Beherrschung der Elemente muß wiederholt werden."
Letzte Station für den 1. Zug: Aussprengen einer Panzerstellung. Nur noch wenige Minuten bleiben bis zur Detonation. Die Soldaten haben Schutz in einem Graben gesucht. Die Gedanken des Gefreiten Schmidt sind für einen Moment bei seiner jungen Frau. Der dumpfe Knall der Sprengladung ruft ihn jäh in die Wirklichkeit zurück. Im Laufschritt geht es zur Sprengstelle. Allgemeines Urteil: gute Arbeit. „Noch ein paar Spatenstiche, und unser Dicker hat ein schönes Bett", meint

scherzend Gefreiter Schmidt, der fast immer zu einem Spaß aufgelegt ist.
Erst vor einigen Monaten ist er vom SPW auf einen Panzer „umgestiegen". Das hat ihm anfangs nicht so recht behagt. Als „Hugo", wie die Panzersoldaten allgemein ihren Ladeschützen nennen, hat er dann nicht nur das Laden, sondern, wie er selbst betont, auch das richtige Stullenschmieren gelernt — und das bei voller Fahrt und für die ganze Besatzung! Und noch eines verrät er: „Keiner glaubt, wie gut man in einem Panzer tanzen kann — natürlich nur auf den Knien." Während des Gefechts ist er ganz Richtschütze. Jede Ungenauigkeit kann dazu führen, daß die Granate ihr Ziel verfehlt. Darum sein Leitsatz: Schnell und genau handeln! Beim letzten Schießen erreichte Gefreiter Schmidt die Note „sehr gut".
14 Uhr. Zwölf Stunden Ausbildung, teilweise bei außergewöhnlicher Hitze, liegen hinter den Panzersoldaten. Aus ihren Augen leuchtet die Zufriedenheit über das Geleistete. Sie haben sich bewährt in ihren neuen Funktionen — ob Zugführer, Kommandant oder Richtschütze.




Der deutsche Bauernkrieg
Vom Bauernkrieg erfaßtes Gebiet
Wirkungsstätten von Thomas Müntzer
Schlachtorte
MARK BRANDENBURG
BRAUNSCHWEIG
Allstedt
Leipzig
Frankenhausen
Mühlhausen
SACHSEN
HESSEN
THÜRINGEN
Zwickau
FRANKEN
Mainz
Würzburg
Königshofen
Nürnberg
ELSASS
Heilbronn
Rhein
BÖHMEN
Böblingen
SCHWARZWALD
BAYERN
Donau
Lech
Inn
Memmingen
ALLGÄU
Bodensee
Salzburg
SCHWEIZ
TIROL
ÖSTERREICH



Das erste Volksheer in der deutschen Geschichte

Dr. Helmut Schnitter

1975 wurde in der DDR ein bedeutender geschichtlicher Jahrestag begangen. Vor mehr als vier Jahrhunderten, 1525, hatten sich die unterdrückten und entrechteten Volksmassen in vielen Teilen des damaligen deutschen Feudalreiches zum Kampf gegen den Adel erhoben. Die Bauern, durch Not, Elend und Unterdrückung erbittert, stürmten Schlösser, Klöster und Burgen der Adligen und wollten für sich ein besseres Leben, Glück und Frieden erringen. Der „gemeine Mann", so nannten die Aufständischen das Volk, sollte nicht mehr ausgebeutet werden, und er sollte über sein Leben selbst bestimmen können. Dieses Streben nach solch edlen



Zielen, die später durch den Kampf der Arbeiterklasse im Bündnis mit den werktätigen Bauern erreicht wurden, ehren wir heute. Wir bezeichnen deshalb die Revolutionäre des deutschen Bauernkrieges als Vorbilder für ein mutiges Handeln gegen die Feinde des Volkes.

Um zu verstehen, wie die Bauern damals kämpften, ist ein Blick in die Geschichte unseres Volkes notwendig. 1524/25 waren

Bewaffnete Bauern 1525

sowohl die Bauern wie auch die Bewohner der Städte in Bewegung geraten. Ihr Zorn richtete sich vor allem gegen die damals allmächtige Kirche, die vom Volk viele Abgaben und Frondienste erpreßte und sich dadurch schamlos bereicherte. Die Bauern und die Bürger, besonders die armen Einwohner der Städte, die Plebejer, wollten aber nicht nur eine Änderung der Kirche, sondern sie erstrebten mehr: Auch ihre Lebens- und Arbeitsverhältnisse sollten geändert werden, und zwar so bald wie möglich. Mußten doch viele Menschen in großer Not und in Elend leben, während Fürsten, Adlige, reiche Kirchenherren ein Leben in Saus und Braus führten. So forderten die Bauern die Abschaffung von Diensten und Abgaben sowie die Rückgabe des Gemeindelandes, das die Adligen vorher den Bauern geraubt hatten. Diese und andere berechtigte Forderungen waren in den „Zwölf Artikeln" und in anderen Programmen der Bauern enthalten.

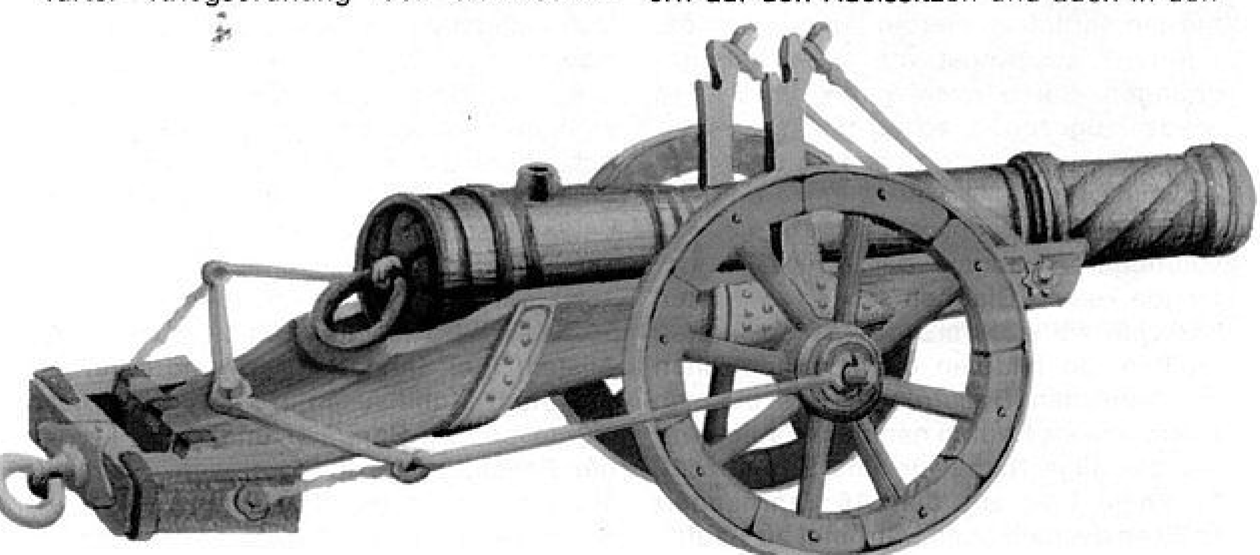
Die Bauern versuchten zunächst durch Verhandeln mit den Adligen ihre Rechte, die sie als „göttliches" oder auch „altes Recht" betrachteten, zu bekommen. Aber der Adel weigerte sich. Als daraufhin starke bäuerliche Scharen vor den Adelsburgen aufmarschierten, machten die „Herren" aus Angst vor ihnen Versprechungen. Kaum aber waren die Bauern wieder abgezogen, so vergaßen die Adligen, was sie versprochen hatten, und verlangten nach wie vor Dienste und Abgaben. Sehr rasch erkannten die Revolutionäre, daß sie der Heuchelei der Feinde keinen Glauben schenken durften und daß sie sich ihre Rechte erkämpfen mußten. So bildeten die Aufständischen im deutschen Bauernkrieg ihre eigenen Heere, die sie Haufen nannten. Haufen war der damalige Name für eine Streitmacht. In einem Lied aus dem 16. Jahrhundert heißt es deshalb auch „Strömet zu Hauf!", das bedeutete, die Kämpfer sollten sich sammeln.

Bauernhaufen entstanden 1524/25 in allen Aufstandsgebieten: in Oberschwaben, in Württemberg, im Schwarzwald, in Franken, in der Pfalz am Mittelrhein, in Thüringen sowie in den Alpenländern Salzburg und Tirol. Diese Haufen, die unterschiedlich stark waren, sammelten sich um Städte, Dörfer und an wichtigen Punkten im Gelände. Im Frühjahr 1525, als der Bauernkrieg seinem Höhepunkt zustrebte, gab es solche bäuerlichen Heere in verschiedenen Teilen des Landes. Die folgende Tabelle zeigt das:

Gebiet des Haufens	*seine zahlenmäßige Stärke (etwa)*
9 Haufen in Thüringen über	63 000 Mann
5 Haufen in Oberschwaben	43 000 Mann
3 Haufen in Franken	19 000 Mann
4 Haufen im südlichen Schwarzwaldgebiet (Breisgau)	12 000 Mann
Haufen im Schwarzwald	6 000 Mann
Haufen in Württemberg	20 000 Mann

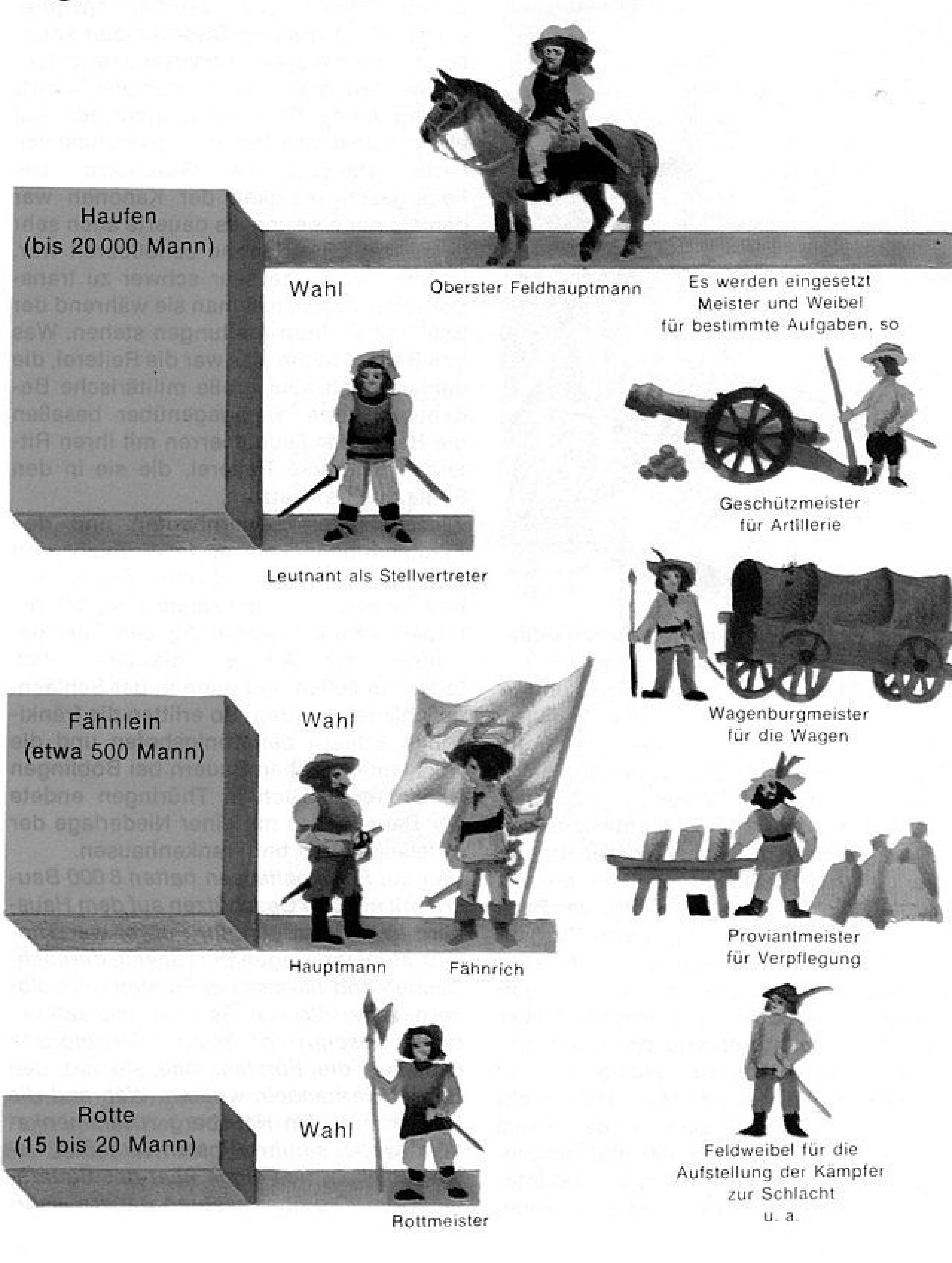
Die Bauernhaufen waren der Keim eines großen Volksheeres. Sie dienten den Interessen der bäuerlichen und plebejischen Volksschichten und kämpften für die Befreiung von Unterdrückung und Knechtschaft. Deshalb würdigen wir auch die Leistungen der Aufständischen und ehren besonders die mutigen Taten und Ideen ihrer Führer. Einer der berühmtesten und bekanntesten Führer war Thomas Müntzer. Er wirkte als Prediger (Pfarrer) von 1520 bis 1525 an verschiedenen Orten, 1524 in dem kleinen thüringischen Ort Allstedt (bei Sangerhausen) und dann in der Stadt Mühlhausen in Thüringen. Hier wurde er zum Sprecher und zum Führer der Revolutionäre in Thüringen. Thomas Müntzer wollte die Kraft der Aufständischen vereinen und die armen Menschen

von der Herrschaft der Feudalherren befreien. Deshalb haßten ihn die Fürsten und alle Feinde der Bauern und Plebejer.
Jeder Bauernhaufen bestand aus mehreren Fähnlein. Ein Fähnlein war etwa 500 Mann stark und gliederte sich selbst wieder in zahlreiche kleine Rotten, die etwa 15 bis 20 Kämpfer zählten. Geführt wurden die Rotten von einem Rottmeister, den die bäuerlichen Krieger wählten, die Fähnlein von einem Hauptmann und die Haufen von einem Obersten Feldhauptmann, dem als Gehilfe ein Leutnant zur Seite stand. Das Schema auf Seite 117 zeigt, wie ein solcher Bauernhaufen organisiert war.
Dabei ist allerdings zu beachten, daß es in den Aufstandsgebieten keinen einheitlichen Plan gab, wie die Aufständischen ihren Haufen zu gliedern hatten. Das war vielmehr in den Landesteilen unterschiedlich. In Südwestdeutschland und in Franken besaßen die meisten Haufen eine feste Organisation. Für die verschiedenen Ämter, die in dem allgemeinen Schema genannt sind, gab es auch Vorschriften, in denen die Aufgaben festgelegt waren. Die bekannteste dieser Vorschriften, die wir als Handschrift kennen, ist die „Ochsenfurter Kriegsordnung der fränkischen Bauern", benannt nach der Stadt Ochsenfurt, wo die Führer der Bauern diese Ordnung ausgearbeitet hatten.
Eine besonders angesehene Stellung in den Bauernhaufen hatten neben den schon genannten Ämtern die Fähnriche und Spielleute, die Trommler und Pfeifer. Der Fähnrich trug das kunstvoll bestickte, meterlange Tuch mit den Symbolen der Bauern — dem Bundschuh, dem Regenbogen, einer Pflugschar oder anderem. Die Fahne galt als das Herz des Bauernhaufens, deshalb mußte sich auch der Fähnrich verpflichten, sie bis zu seinem letzten Blutstropfen zu verteidigen. Die Trommler und Pfeifer spielten nicht etwa nur zur Unterhaltung, sondern ihr Spiel gab den Bauern das Schrittempo an, und vor dem Kampf sollte es den Mut der Bauern stärken helfen. Die Hauptleute, die Fähnriche und die Spielleute wirkten durch ihr persönliches Vorbild auf die Kämpfer ein.
Zu Beginn des Kampfes besaßen die Aufständischen nur ihre Arbeitsgeräte wie Dreschflegel, Mistgabeln sowie kurze Spieße, die zur Wildschweinjagd benutzt wurden. Ein kleiner Teil der Bauern hatte auch lange Hellebarden und Gewehre. Im Verlaufe des Kampfes erbeuteten die Bauern auf den Adelssitzen und auch in den



Geschütz, 16. Jh.

Organisation eines Bauernhaufens





Städten weitere Waffen: viele Hellebarden, Spieße, Gewehre und sogar Kanonen. Vor allem die Bauernhaufen im Allgäu und in Franken besaßen eine starke Artillerie. Jedoch die Bauern konnten meist die Geschütze nicht selbst bedienen, dafür nahmen sie Geschützmeister mit ihren Gesellen in Dienst, die sich entweder freiwillig den Bauern angeschlossen hatten oder die für ihren Dienst von ihnen bezahlt wurden. Die wenigen Geschütze der Bauern wurden zur Belagerung von Burgen, zum Beispiel des mächtigen Schlosses von Würzburg, eingesetzt. In Thüringen verfügten die Bauern allerdings nur über wenige Kanonen, während ihre Feinde mit einer starken Artillerie heranzogen.

Wie kämpften die Haufen? Für die Schlacht stellten sich die Bauern in der Regel so auf, daß die Masse der Fußkämpfer einen dichten Haufen bildete. Dahinter befand sich das Lager mit den Rüstwagen, das waren pferdebespannte Wagen, auf denen Waffen und Verpflegungsgüter transportiert wurden. Diese Wagen konnten zu einer Wagenburg zusammengefahren werden, hinter der die Kämpfer Schutz fanden. An der Seite des Haufens oder auf einem Hügel, von dem man guten Ausblick hatte, standen die Geschütze. Die Feuergeschwindigkeit der Kanonen war damals noch gering, es dauerte auch sehr lange, bis eine Kanone schußbereit war. Da die Geschütze sehr schwer zu transportieren waren, ließ man sie während der Schlacht in ihren Stellungen stehen. Was den Bauern fehlte, das war die Reiterei, die damals noch eine große militärische Bedeutung hatte. Demgegenüber besaßen die Heere der Feudalherren mit ihren Rittern eine starke Reiterei, die sie in den Schlachten einsetzten.

Zwischen den Bauernhaufen und den Fürstenarmeen kam es im Frühjahr und Sommer 1525 zu mehreren Schlachten und Gefechten. Dabei zeigte sich, daß die Bauern oftmals leichtfertig den Zusicherungen der Adligen glaubten, sich täuschen ließen und dann in der Schlacht geschlagen wurden. So erlitten die fränkischen Bauern bei Königshofen und die württembergischen Bauern bei Böblingen Niederlagen. Auch in Thüringen endete der Bauernkrieg mit einer Niederlage der Aufständischen bei Frankenhausen.

Hier bei Frankenhausen hatten 8 000 Bauern mit einigen Geschützen auf dem Hausberg Lager bezogen. Ihr Führer war Thomas Müntzer. Gegen ihn rückten die sächsischen und hessischen Fürsten mit Söldnern, einer starken Reiterei und zahlreichen Geschützen heran. Heuchlerisch erklärten die Fürsten, daß sie mit den Bauern verhandeln wollten. Während die Bauern auf dem Hausberg zusammenkamen, wobei sie ihre Posten verließen, fielen plötzlich die Feinde über das Bauernlager her. Die überraschten Bauern wehr-

Thomas Müntzer
(1490—1525)



ten sich zwar, aber sie wurden, da für sie der Kampf unvorbereitet begann, bald geschlagen. Über 6000 Kämpfer fielen dem Wüten der Fürstenheere zum Opfer. Thomas Müntzer selbst wurde in Frankenhausen gefangengenommen und zwölf Tage später bei Mühlhausen ermordet.

Die Schlachten zeigen, daß die Aufständischen immer wachsam sein müssen. Das ist eine Lehre, aus der spätere Revolutionäre gelernt haben, daß man dem Feind entschlossen und kampfbereit entgegentreten muß und daß man seinen Versprechungen nicht blindlings glauben darf. Die Aufständischen des deutschen Bauernkrieges haben diese Erkenntnis mit ihrem Blut bezahlen müssen.

Der deutsche Bauernkrieg endete mit einer Niederlage der Bauern und Plebejer. Viele Verluste mußte das Volk ertragen.

Fähnrich und Trommler

KYFFHÄUSER

Artillerie
der Fürsten

Lager der Bauern

ROTTLEBEN

FRANKENHAUSEN

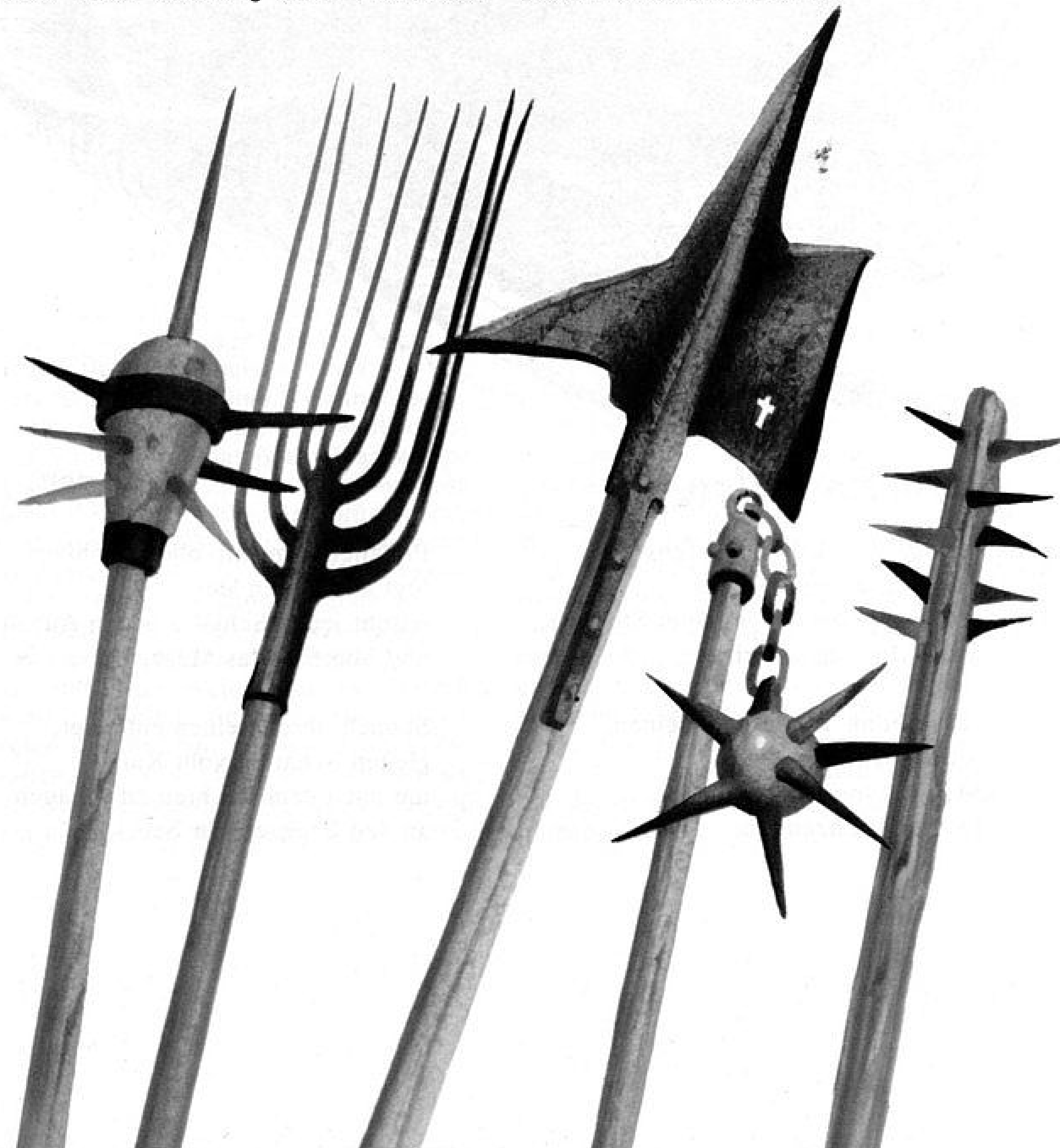
Anmarsch der Fürstenarmee

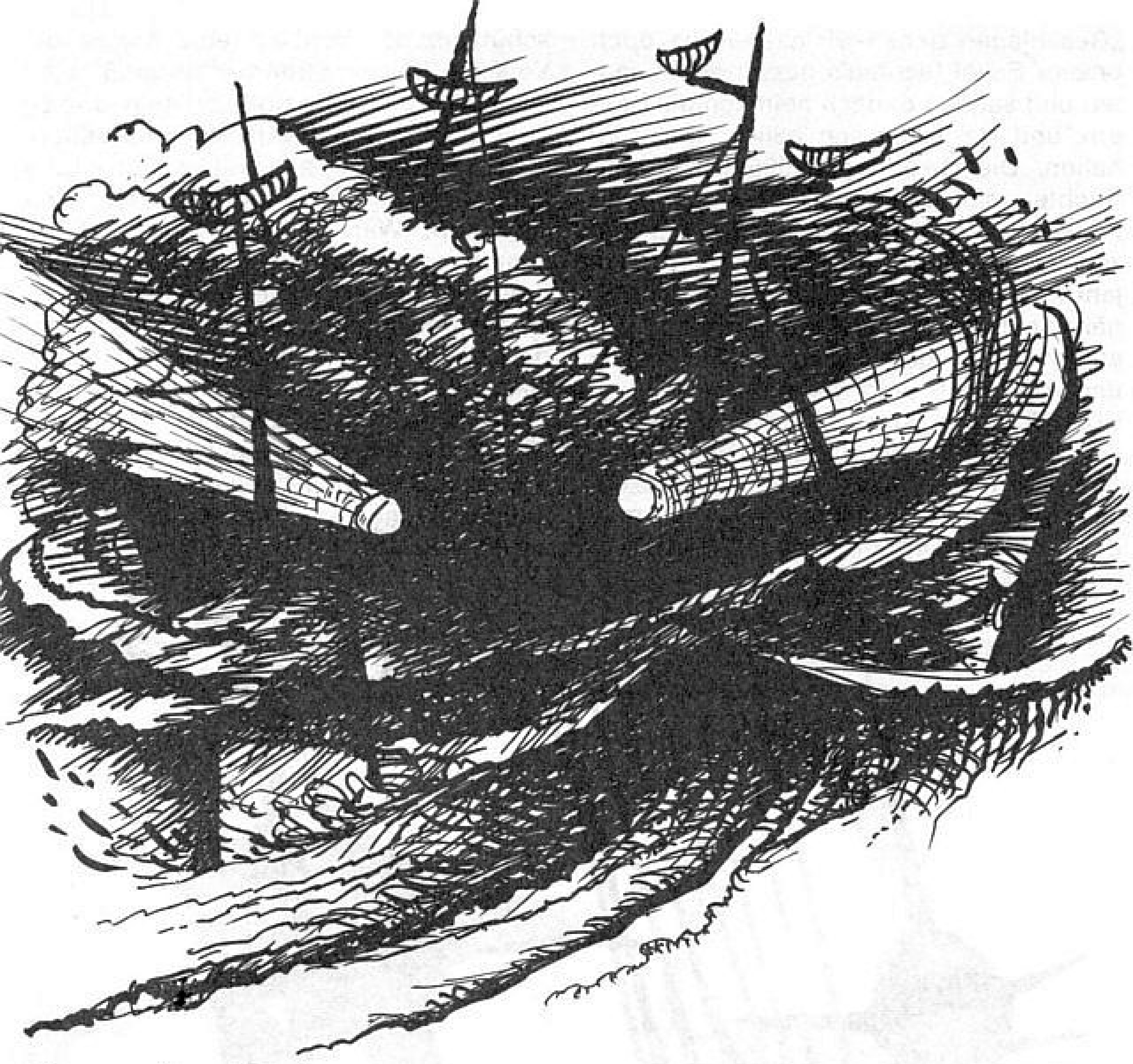
SEEHAUSEN

Schlacht bei Frankenhausen

Einfache Bauernwaffen

„Geschlagen ziehen wir nach Haus, doch unsere Enkel fechten's besser aus!" sagten und sangen danach heimlich die Bauern, und sie haben schließlich Recht behalten. Die Niederlage 1525 war — betrachtet man die ganze Geschichte des deutschen Volkes seit jener Zeit — nur eine zeitweilige, denn letztlich haben nach jahrhundertelangem Kampf die Revolutionäre doch gesiegt und einen neuen Staat aufgebaut, in dem es keine Ausbeutung und Unterdrückung mehr gibt: unsere DDR. Für uns sind die geschichtlichen Lehren wichtig, die aus dem Bauernkrieg zu ziehen sind: Wer eine neue Gesellschaftsordnung aufbauen will, der muß diese neue Ordnung auch militärisch schützen, der benötigt eine Armee des Volkes. Diese Streitmacht muß stets kampfbereit und diszipliniert sein, und sie muß die moderne Waffentechnik beherrschen. Vor allem aber ist es notwendig, daß die Angehörigen dieser neuen Armee erkennen: Wer ist der Feind und wie kämpft er gegen den Fortschritt. Daraus ergeben sich auch die Forderungen, die an das bewußte Handeln, an die Erfüllung der Pflichten im militärischen Dienst gestellt werden. Heute verwirklicht die Nationale Volksarmee im Bündnis mit den sozialistischen Bruderarmeen diese Lehren des deutschen Bauernkrieges und sichert das Glück und das Wohl des Volkes gegen die Feinde des Sozialismus.





Alarm im Hafen

Karl Artelt

Über dem Dunkel des Hafens
jagen Wolken vom Meer.
Sturm bringt die Wogen zum Stöhnen,
und die Dünung ist schwer.

Stahl reibt an Tauen und Leinen.
Positionslichterschein.
Und die gesprächigen Wellen
laden zum Tanzen ein.

Plötzliches machtvolles Dröhnen
fegt alle Kojen leer,
wischt jeden Schlaf aus den Augen
und übertönt das Meer.

Schnell, ihrer Leinen entledigt,
gleiten Schatten vom Kai,
um nach dem Rechten zu schauen
an den Grenzen zur See.

U-Boot-Abwehrmittel

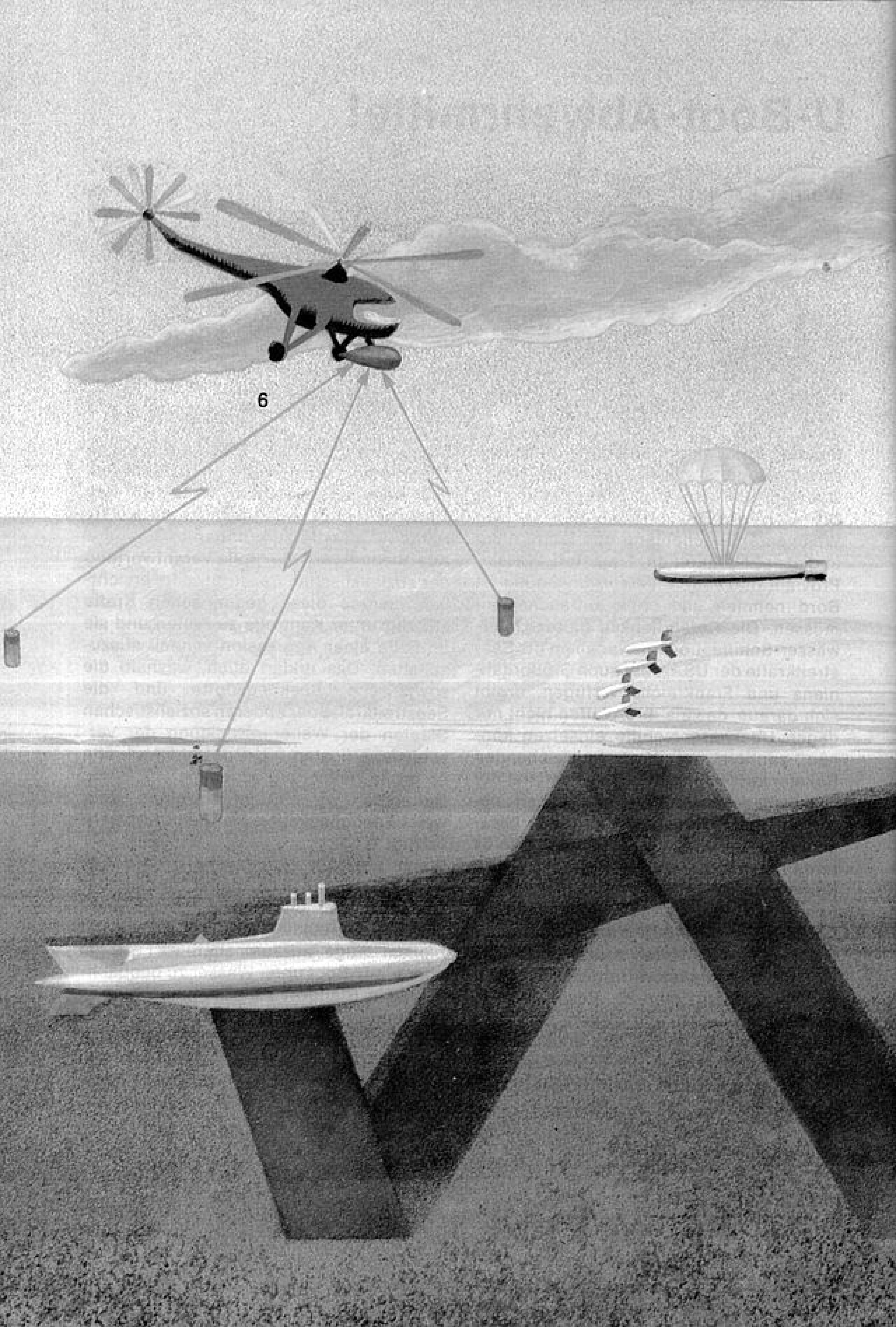
Werner Krüger

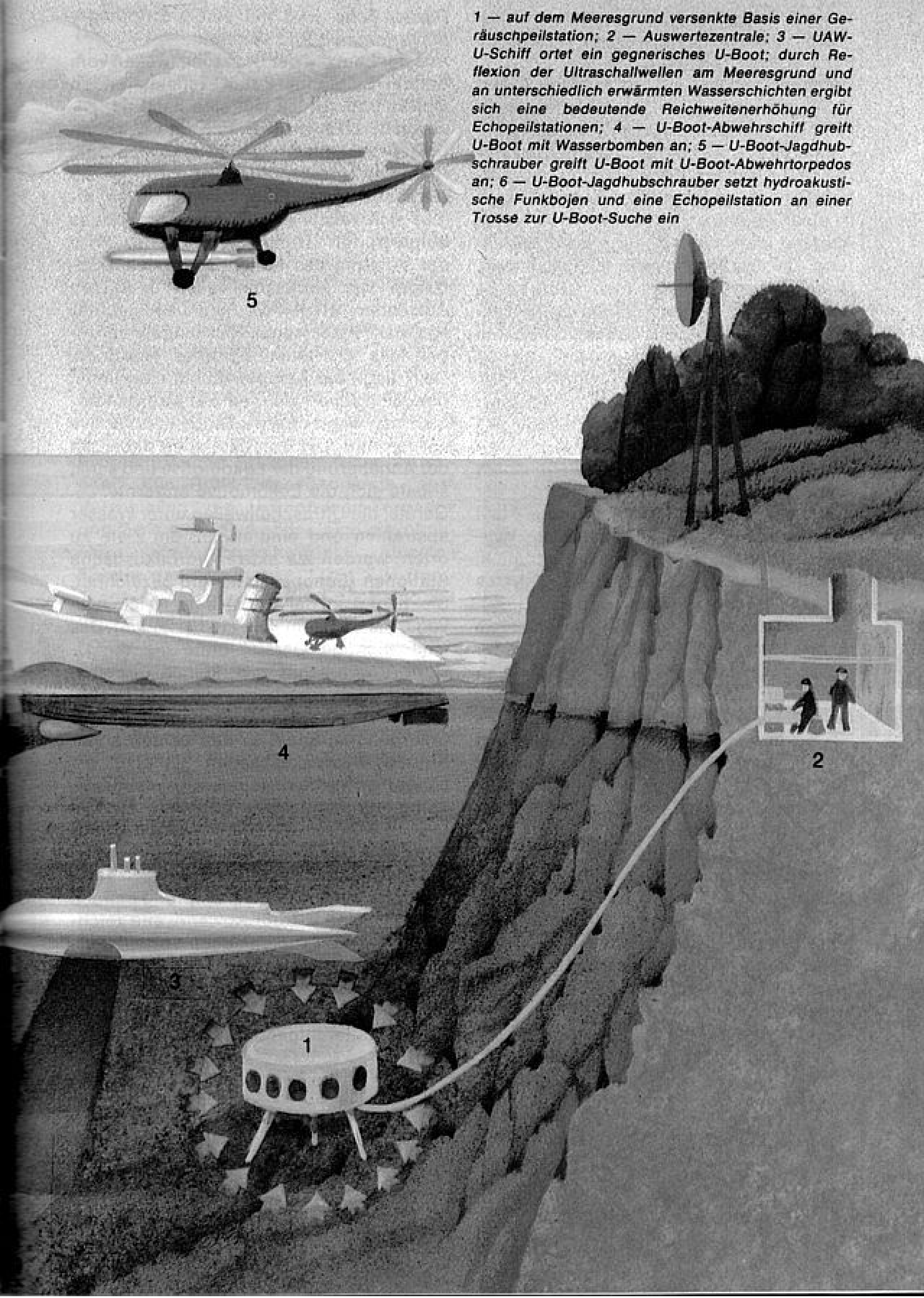
Seitdem es kernkraftgetriebene Unterwasserschiffe gibt, ist die Bedeutung der U-Boot-Abwehr (UAW) enorm gewachsen. Die Unterwasserschiffe können in den Weltmeeren wochenlang operieren, ohne in dieser Zeit Munition, Treibstoff, Wasser, Proviant und andere Versorgungsgüter an Bord nehmen und ohne auftauchen zu müssen. Die Gefährlichkeit dieser Unterwasser-Schiffe, über die vor allem die Seestreitkräfte der USA, aber auch Großbritanniens und Frankreichs verfügen, ergibt sich daraus, daß sie ihre Waffen nicht nur gegen Überwasserschiffe einsetzen können, sondern mit ihren weitreichenden Raketenkernwaffen auch das Festland der sozialistischen Staatengemeinschaft bedrohen. Nach westlichen Angaben besaßen 1973 die USA 656, Großbritannien 64 und Frankreich 32 solcher Fernraketen mit Kernsprengstoff für ihre Unterwasser-Schiffe. Ein kernkraftgetriebenes U-Schiff der USA ist mit 16 „Polaris"-Raketen — Reichweite 4000 km — ausgerüstet. Und für das Fernraketen-Unterwasserschiff-Projekt „Trident" sind 20 „Poseidon"-Raketen vorgesehen, mit denen man eine Reichweite von 11000 km erzielen will. Im Rüstungshaushalt der USA wurden für ein einziges solches Schiff 306 Millionen Dollar veranschlagt. Diese gewaltigen Mittel werden ausgegeben, um den Anteil des Kernwaffenpotentials, der auf See stationiert ist — gegenwärtig mehr als die Hälfte —, ständig zu erhöhen.

Aus alledem wird die große Verantwortung der sozialistischen Seestreitkräfte ersichtlich, gerade diese gegnerischen Kräfte ständig unter Kontrolle zu halten und sie im Falle einer Aggression schnell auszuschalten. Das erklärt auch, weshalb die sowjetische Seekriegsflotte und die Seestreitkräfte der anderen sozialistischen Staaten der Weiterentwicklung der verschiedenartigsten U-Boot-Abwehrkräfte so große Beachtung schenken.

Betrachten wir nun im einzelnen, über welche Möglichkeiten die U-Boot-Abwehr verfügt.

Wenn von der Luftabwehr gesprochen wird, verbindet sich damit immer der Gedanke, daß ein Luftziel, wenn klare Sicht ist, in relativ großer Höhe noch mit bloßem Auge auszumachen ist. Wie ist aber ein U-Boot unter Wasser zu beobachten, sein Standort zu bestimmen, um es bekämpfen zu können? Das ist nicht einfach. Beginnen wir damit, daß ein U-Boot bei der Unterwasserfahrt durch die Antriebspropeller, die verschiedenen Ma-


6



1 — auf dem Meeresgrund versenkte Basis einer Geräuschpeilstation; 2 — Auswertezentrale; 3 — UAW-U-Schiff ortet ein gegnerisches U-Boot; durch Reflexion der Ultraschallwellen am Meeresgrund und an unterschiedlich erwärmten Wasserschichten ergibt sich eine bedeutende Reichweitenerhöhung für Echopeilstationen; 4 — U-Boot-Abwehrschiff greift U-Boot mit Wasserbomben an; 5 — U-Boot-Jagdhubschrauber greift U-Boot mit U-Boot-Abwehrtorpedos an; 6 — U-Boot-Jagdhubschrauber setzt hydroakustische Funkbojen und eine Echopeilstation an einer Trosse zur U-Boot-Suche ein

schinen an Bord und das den U-Boot-Körper umströmende Wasser Geräusche im Hörbereich verursacht.
Nebenbei gesagt, verursachen Atom-U-Schiffe größere Geräusche als dieselelektrische U-Boote in Unterwasserfahrt.
Diese Geräusche können mit einem Mikrofon unter Wasser aufgenommen und hörbar gemacht werden. Mit zwei Mikrofonen in einer Ebene und in einem bestimmten Abstand voneinander gelingt es, die Richtung zur Geräuschquelle zu bestimmen. Diese Technik wendet man auch heute noch an, um Geräuschquellen unter Wasser festzustellen. Diese Geräte wurden im Laufe der Zeit verbessert, und sie erhielten die Bezeichnung *Geräuschpeilstationen*. Sie werden an Bord von U-Boot-Abwehrschiffen eingesetzt und dienen auch als stationäre Anlagen im Küstenvorfeld zur Unterwasserbeobachtung bzw. dem Schutz von Hafeneinfahrten. Mit zwei oder drei solcher „Unterwassermikrofone" läßt sich ein relativ großes Seegebiet überwachen, und darüber hinaus ist es möglich, die Standorte der Geräuschquellen mittels Kreuzpeilungen zu bestimmen.
Eine andere Möglichkeit, Unterwasserziele zu orten, bietet das Echoprinzip, das jeder schon einmal erlebt hat, wenn er in den Wald rief: „Was essen die Studenten?" und als Echo zu hören bekam „Enten". Es ist bekannt, daß sich Schallwellen im Wasser schneller ausbreiten als in der Luft, nämlich 1 450 m/s. Die Schallausbreitungsgeschwindigkeit ist damit fast 4,5mal größer als in der Luft. Aus technischen Gründen erzeugt man Ultraschallwellen (Schallwellen außerhalb des Hörbereichs) und strahlt diese mit einem Schwinger unter Wasser ab. Treffen nun diese Ultraschallwellen auf einen größeren Gegenstand, z. B. auf einen U-Boot-Körper, so wird ein geringer Teil der Schallwellen reflektiert.
Es entsteht ein Echo.
Dieses Echo wird mit einem Empfänger aufgenommen und verstärkt.
Aus der Laufzeit der Ultraschallwellen vom Sender/Empfänger zum reflektierenden Objekt und zurück läßt sich nach der Division durch zwei die Entfernung zwischen beiden bestimmen. Nimmt man noch die Richtung hinzu, in die der Schwinger die Ultraschallwellen abgestrahlt hat, so ergibt sich relativ genau der Standort des aufgespürten Unterwasserobjekts. Wird der Vorgang des Sendens und des Empfanges von Ultraschallwellen in kurzen Abständen wiederholt, kann ein geübter Hydroakustiker sogar Richtungsänderungen des georteten U-Bootes erkennen. Dem liegt der Doppler-Effekt zugrunde, den auch schon jeder einmal wahrgenommen hat, wenn eine pfeifende Lokomotive vorüberfuhr. Die Tonhöhe stieg dabei mit der Annäherung der Lokomotive und sank, sobald sich die Lokomotive entfernte.
Geräte, die Ultraschallwellen unter Wasser abstrahlen und empfangen, um Ziele zu orten, werden als aktive hydroakustische Stationen (Echopeilstationen) bezeichnet. Sie haben in der Regel eine Reichweite von 8 bis 14 Seemeilen (15 bis 26 km). Das sind wichtige Geräte, ohne die ein U-Boot-Abwehrschiff z. B. keinen gezielten Angriff mit Wasserbomben oder mit anderen Mitteln gegen ein U-Boot unter Wasser unternehmen kann. In den beiden angeführten hydroakustischen Geräten erschöpft sich jedoch keineswegs die Ausrüstung der heutigen U-Boot-Abwehr, die U-Boot-Jagdhubschrauber, große, mittlere und kleine U-Boot-Abwehrschiffe, U-Jagd-U-Schiffe und spezielle Seefliegerkräfte zur U-Boot-Bekämpfung umfaßt. Jede einzelne U-Boot-Abwehrwaffe zeichnet sich durch verschiedene Vorteile aus, die vorhandene Nachteile der einen oder anderen Waffe wieder ausgleichen.
Im internationalen Rahmen haben U-Boot-Abwehrmittel folgende Daten:

U-Boot-Abwehrschiffe

Die größten U-Boot-Abwehrschiffe erreichen eine Wasserverdrängung bis 15000 t. Neben einer leistungsfähigen hydroakustischen Ausrüstung haben sie 8 bis 12 speziell ausgerüstete U-Boot-Jagdhubschrauber an Bord. Zum Schutz vor Luft- und Torpedoschnellbootangriffen sind sie mit Schiff-Luft-Raketen und 2 bis 4 Universalgeschützen mit einem Kaliber von etwa 100 mm bestückt. Die Maschinenleistung erreicht 90000 PS und verleiht den Schiffen Geschwindigkeiten bis 30 Knoten (55 km/h).

Eine recht zahlreiche Gruppe von U-Boot-Abwehrschiffen bilden die Zerstörer, Wachschiffe und einige spezielle U-Boot-Abwehrschiffe. Sie haben eine Wasserverdrängung von 2500 bis 8000 t. Ihre U-Boot-Abwehrausrüstung umfaßt 1 bis 2 hydroakustische Stationen, 1 bis 2 Drei- oder Fünf-Rohr-Torpedoapparate zum Verschießen von U-Boot-Jagd-Torpedos und 2 bis 4 reaktive oder einige gewöhnliche Wasserbombenwerfer. Einzelne Schiffe darunter haben 1 bis 2 U-Boot-Jagdhubschrauber an Bord oder sind mit gelenkten U-Boot-Jagd-Raketen (Raketen-Torpedos) ausgerüstet. Zur Luft- und Torpedoschnellbootabwehr sind diese Schiffe mit Universalartillerie, bestehend aus 2 bis 8 Rohren, mit einem Kaliber von 76 bis 127 mm ausgerüstet. Verschiedene Schiffe sind auch mit Startrampen für Schiff-Luft-Raketen ausgestattet.

Die Maschinenleistung (Dampf- oder Gasturbinen) erreicht 40000 bis 80000 PS und erlaubt damit Geschwindigkeiten von 30 bis 36 Knoten (55 bis 67 km/h).

Kleine U-Boot-Abwehrschiffe für die U-Boot-Abwehr in küstennahen Gewässern haben gewöhnlich eine Wasserverdrängung von 500 bis 1000 t. Sie sind ebenfalls mit hydroakustischen Geräten und in der Hauptsache mit Wasserbomben zur Vernichtung von U-Booten ausgerüstet.







Große und mittlere sowjetische U-Boot-Abwehrschiffe „Nikolajew", „Moskwa" und „Obraszowi"

Geräuschquelle

S_1

S_2

Mikrofon 1 (Hydrophon)

Basis

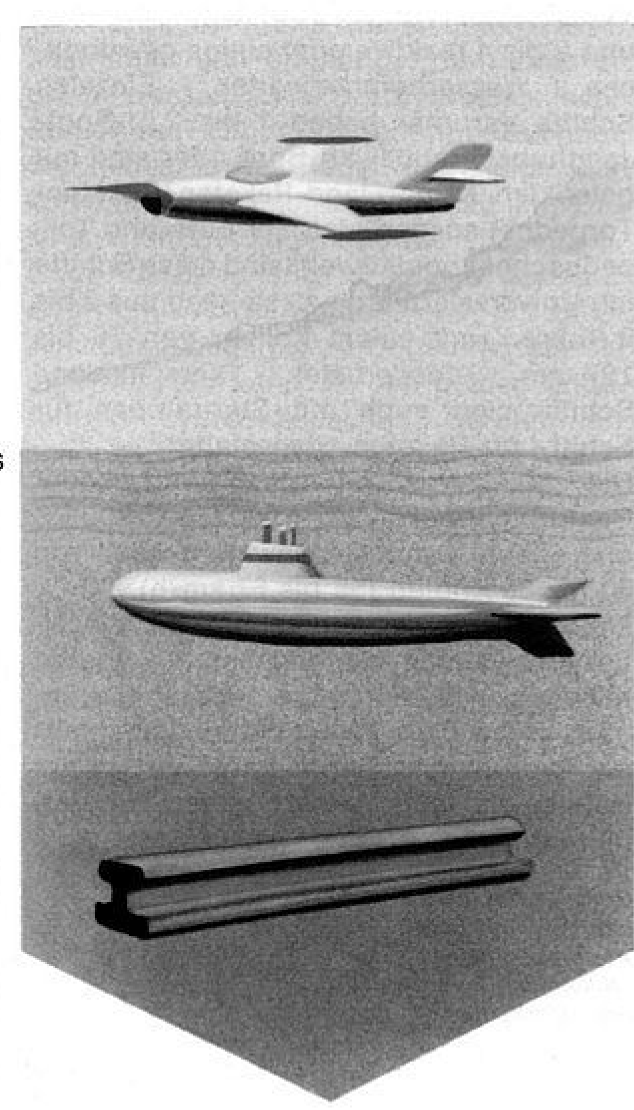
Mikrofon 2 (Hydrophon)

Mikrofon 1 empfängt die Geräusche früher als das Mikrofon 2. Die Weg-Zeit-Differenz kann mit einem Kompensator ausgeglichen werden. Dadurch ist eine Richtungsbestimmung möglich

Luft 330 m/s

Wasser 1450 m/s

Stahl 5050 m/s



Schallausbreitung in verschiedenen Medien

Je höher die Festigkeit des Mediums, um so höher *die Ausbreitungs*geschwindigkeit des Schalls darin

Hydrophone (akustische Antenne)

Vorverstärker

Hörverstärker

Kopfhörer des Hydroakustikers

Kompensator

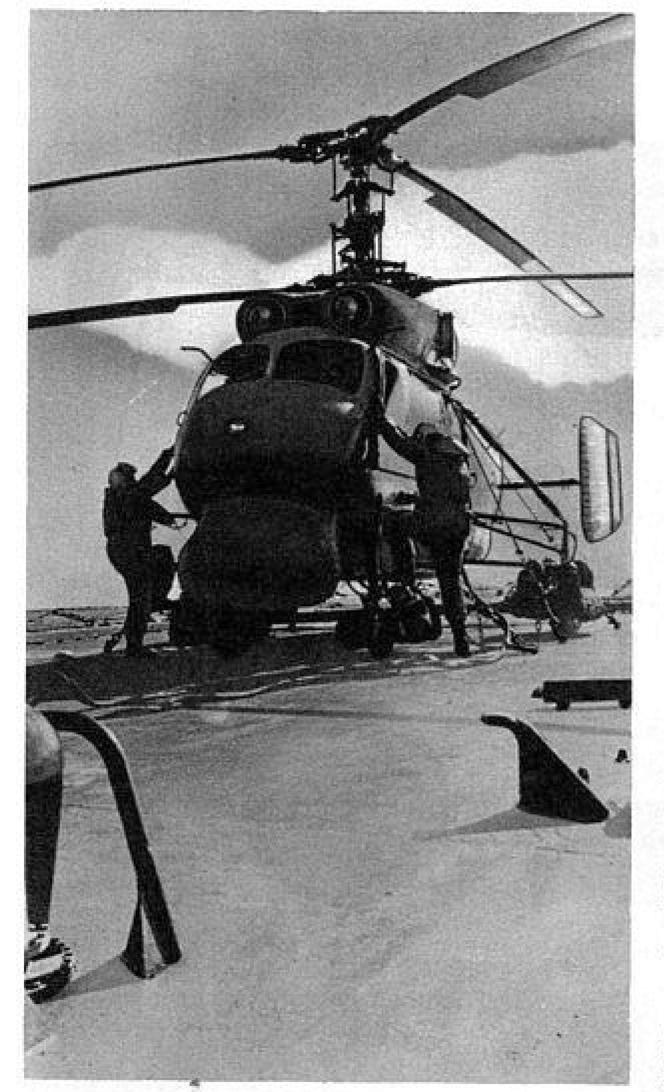
Verstärker

Elektronische Anzeige

301

Vereinfachtes Übersichtsschaltbild einer Geräuschpeilstation

Sowjetisches kernkraftgetriebenes U-Jagd-U-Schiff



U-Boot-Jagdhubschrauber

Im Verhältnis zu den Überwasserschiffen zeichnen sich U-Boot-Jagdhubschrauber durch eine hohe Geschwindigkeit aus. Ihre Ausrüstung mit hydroakustischen Stationen, die an Trossen in das Wasser getaucht werden, mit hydroakustischen Funkbojen und magnetometrischen Geräten (messen die Veränderung des Erdmagnetfeldes bei Vorhandensein eines U-Bootes in getauchter Lage) gestattet es, große Seegebiete in kurzer Zeit nach gegnerischen U-Booten abzusuchen. Wird ein gegnerisches U-Boot ausgemacht, greifen es die U-Boot-Jagdhubschrauber mit U-Boot-Jagd-Torpedos oder mit Wasserbomben an, die auch eine Kernladung enthalten können.

U-Jagd-U-Schiffe

Sie haben im Verhältnis zu den Überwasser-U-Boot-Abwehrschiffen und den anderen U-Boot-Abwehrmitteln einige Vorzüge. Das U-Jagd-U-Schiff befindet sich im gleichen Medium wie das zu vernichtende U-Boot. Es kann in Unterwasserfahrt eine Geschwindigkeit bis zu 35 Knoten (65 km/h) entwickeln. Diese U-Jagd-U-Schiffe können in allen Weltmeeren operieren und bis zum Angriff auf den Gegner in Lauerstellung liegen. Sie bilden damit für die nicht so beweglichen raketentragenden Atom-U-Schiffe eine große Gefahr. Darüber hinaus zeichnen sie sich durch geringe Geräusche aus, was mit dazu beiträgt, ihren Standort relativ lange geheimzuhalten.

Die Unterwasserbeobachtungsmittel sind während des zweiten Weltkrieges zielstrebig entwickelt worden. Sie haben erheblich dazu beigetragen, dem faschistischen U-Bootkrieg auf den Weltmeeren ein Ende zu setzen.

Sowjetischer U-Boot-Jagdhubschrauber

viel tiefer

tief

tief

etwas tiefer

etwas tiefer

keine Tonhöhenveränderung

Tonhöhe des reflektierten Signals

keine Tonhöhenveränderung

etwas höher

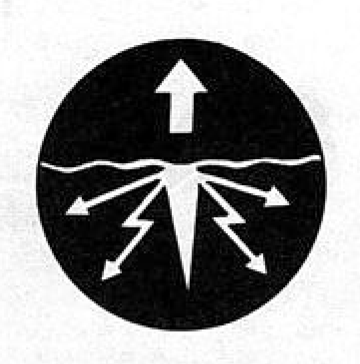
etwas höher

hoch

hoch

viel höher

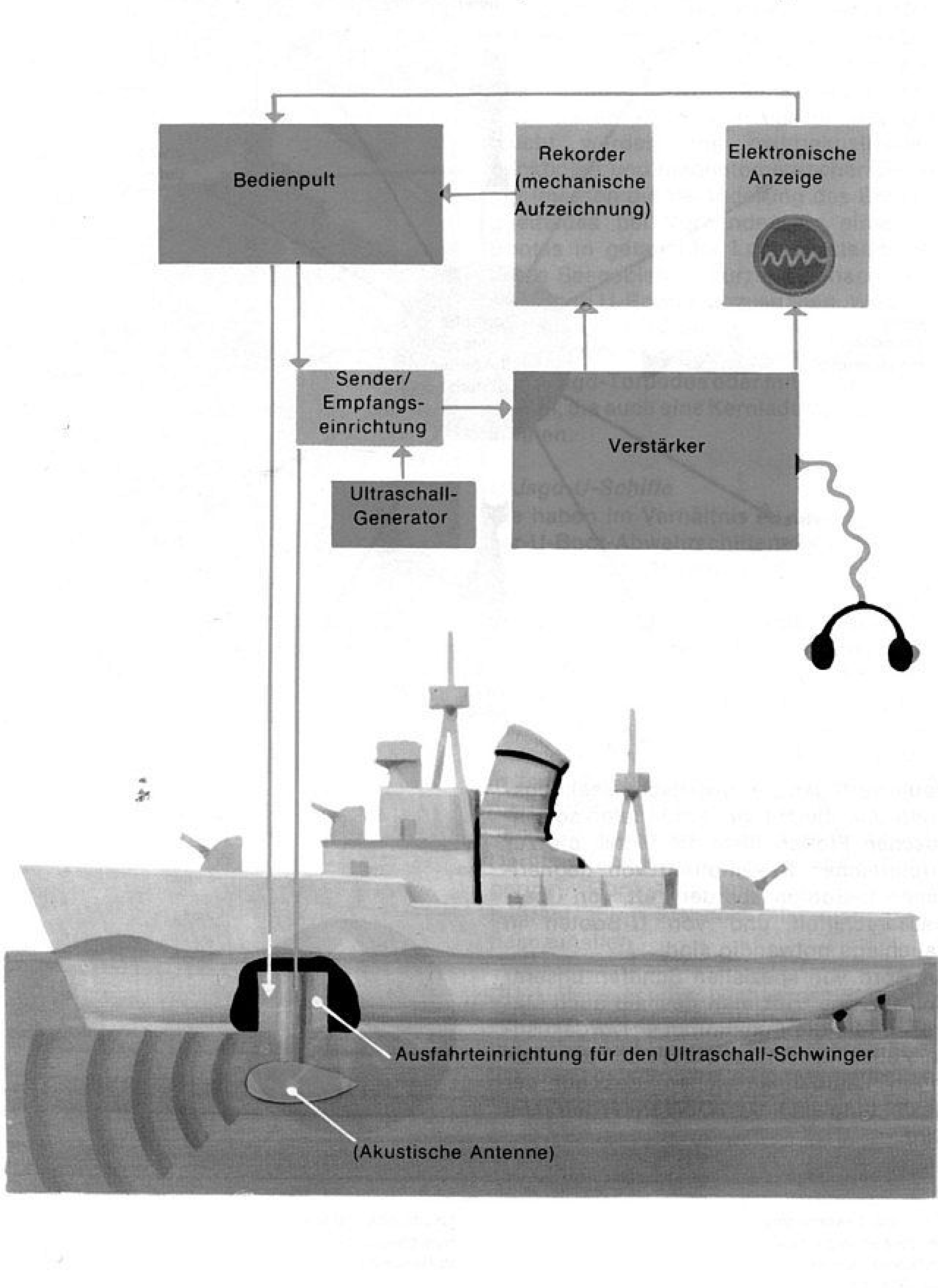
Heute verfügen die sowjetische Seekriegsflotte und die mit ihr verbündeten sozialistischen Flotten über die Mittel, die zur erfolgreichen Bekämpfung von gegnerischen U-Booten aus der Luft, von Überwasserschiffen und von U-Booten in Tauchlage notwendig sind.
An Bord von speziellen Schiffen unserer Volksmarine trifft man deshalb auch Matrosen, die die Funktion des Hydroakustikers ausüben. An Land erkennt man sie an ihrem Laufbahnabzeichen, das auf der Bekleidung am linken Oberärmel getragen wird.



Richtungsbestimmung der Bewegung eines Unterwasserziels mit Hilfe des Doppler-Effekts

Laufbahnabzeichen Hydroakustiker in der Volksmarine der NVA

Vereinfachtes Übersichtsschaltbild einer hydroakustischen Echopeilstation





Beim Anblick Lenins

Oberstleutnant Wilfried Göldner

Zuerst haben sie im Leistungsvergleich ihr Können gemessen. Dann haben sie versucht, wie stark sie gemeinsam, vereint in gemischten Geschützbedienungen sind. Das war heute früh, als der Regen erhitzte Gesichter kühlte. Jetzt hat der Himmel aufgeklart. Für die Waffenbrüder geht ein erlebnisreicher Tag zu Ende.
Sie stehen in der ehrwürdigen Bergarbeiterstadt Eisleben, wo die Wurzeln unseres Klassenbündnisses Sachzeugen besitzen, fast so alt wie der Sowjetstaat, vor dem Denkmal Iljitschs. Die Minute schweigender Besinnung, stillen Bedenkens kommt ganz von selbst, während die Blicke auf der in der Abendsonne matt schimmernden, bronzenen Figur ruhen. Keiner der Artilleristen in Steingrau und Erdbraun kann sich ihrem Zwang entziehen.

Sato Dshumanisarow
Diese Namen werde ich mir merken. Robert Büchner, ein Kommunist aus Halle. Vera Schestakowa, eine Komsomolzin aus Leningrad. Wenigstens diese beiden Namen. Für zu Haus, wenn ich erzählen werde, wie dieses Denkmal gerettet worden ist und wer für die Rettung sein Leben aufs Spiel gesetzt hat — Klassenbrüder!
Als im Sommer fünfundvierzig die Unseren nach Eisleben gekommen sind, hatte die Statue schon hier auf einem provisorischen Sockel gestanden. Man erzählt, daß einer unserer Soldaten voller Erstaunen gesagt haben soll: „Seht Genossen — Lenin ist uns vorausgeeilt!" Wie mag er ausgesehen haben, dieser Soldat? War er jung und schneidig? Oder schon ergraut und besonnen? Vielleicht wie mein Vater? Oder er ist es selbst gewesen. Möglich wäre es. Er hat geholfen, den Faschismus zu zertreten, und er muß ein guter Soldat gewesen sein: Daheim in Samarkand bewahrt er seine Medaillen in einer geschnitzten Schatulle.



Daheim ... Vorhin, der Gefreite (heißt er nun Dieter oder Walter oder Dieter Walter, mit den Namen hier komme ich nicht klar), jedenfalls, er hat mich gefragt, was ich für ein Landsmann sei und woher ich stamme. Aus Samarkand, aha, aus der Stadt Timurs. Dieter kennt meine Heimat vom Hörensagen. Ja, die Stadt Timurs des Großen und Ulug Beks, des Astronomen. Die Stadt, in der man bis vor fünfzig Jahren noch jeden Tropfen Wasser in Lederschläuchen aus einem Tümpel holen mußte. Und heute? Fünf Hochschulen und zwanzig Großbetriebe gibt es — eine sowjetische Stadt in Usbekistan. Ich bin Usbeke, habe meine zehn Klassen gemacht wie du und meinen Facharbeiter wie du, bin Dreher. Wir bauen Aufzüge, Lifts, verstehst du?
Dann ist die Rauchpause vorbei gewesen. Die Kommandos haben uns durcheinandergewürfelt. Beim Stellungswechsel haben wir uns beide, buchstäblich Schulter an Schulter, kräftig ins Zeug gelegt und dabei noch Zeit gefunden für ein anfeuerndes Lachen.
Wenn wir uns nachher Do swidanija und Auf Wiedersehen sagen, dann ist es ernst gemeint. Vielleicht bei uns, vielleicht in ihrem Regiment — aber bestimmt.

Dieter Walter

So ähnlich muß es wohl heißen: Eine Revolution ist nur dann etwas wert, wenn sie sich zu verteidigen versteht. Das hat er geschrieben, Lenin. Ich weiß nicht, wann, aber sicherlich war es in der schweren Zeit, als sich die junge Sowjetmacht gegen Konterrevolution und Intervention behaupten mußte. Als erster und einziger sozialistischer Staat allein auf sich angewiesen. Ein unvorstellbar harter Kampf muß das gewesen sein — damals. Gelesen habe ich darüber: „Die Neunzehn". Oder gesehen: „Wie der Stahl gehärtet wurde" ...
Heute? Allein? Nein, die Zeiten sind ein für allemal vorbei. Gemeinsam für den Sozialismus, lautet die Parole. Darin liegt der Sinn unserer Waffenbrüderschaft, darin liegt unsere Stärke.
Gemeinsam ... Das haben wir sauber hingekriegt heute früh. Das bißchen Regen, na, da ist man als Maurer nicht zimperlich. Zugegeben, etwas flau ist mir geworden, als der Gardesergeant vorgetreten ist und im Namen seiner Geschützbedienung offiziell erklärt hat: „Wir haben uns vorgenommen, beim Feuerdienst mit mindestens zehn Prozent unter der Bestnorm zu bleiben."
Eine ganz schöne Herausforderung für unseren Leistungsvergleich. Einverstanden, im Prinzip ist das zu schaffen, aber nur mit einem eingespielten Kollektiv, und das sind wir noch nicht, weil wir die Neuen in der Bedienung haben, die sind noch nicht fertig mit dem „Training".
Und trotzdem konnten wir schon beim Herstellen der Feuerbereitschaft die Norm für die Note Eins glatt unterbieten, bitte sehr! Aber das muß den Gardisten der Neid lassen — um eine Nasenlänge sind sie uns an ihrer 122er immer voraus gewesen; außer beim Schießen mit Einsteckrohr, da waren wir gleich gut. Schließlich, ich will ja nicht angeben, aber dieses Jahr haben

wir uns bei jedem Schießen, ob im direkten oder im indirekten Richten, immer unser „Sehr gut" geholt. Und deswegen war es nicht schwer, mit den Gardisten gleichzuziehen.
Neulich waren sie bei uns zu Besuch gewesen, da haben wir sie sogar auf ihrer Spezialstrecke, beim Volleyball, mit 2:1 geschlagen. Dafür mußten wir dann eine Niederlage im Schachturnier einstecken ... Da ist einer, so ein Lustiger, mit dem bin ich näher bekannt geworden. Er heißt Sato und kommt aus Samarkand. Hat mir eine Menge von sich erzählt. Sagt mal Dieter, mal Walter, mal Dieter Walter zu mir, und jedesmal müssen wir lachen. Ein kleiner Kerl, aber pfiffig, und er hat Kraft in den Muskeln. Den Typ kenne ich, auf den kann man sich immer verlassen, in jeder Lage. Ein schönes Gefühl, wenn man weiß und erlebt — so sind unsere Waffenbrüder. Irgendwie fühlt man sich stärker und sicherer. Ich muß Sato nachher fragen, ob er mir seine Adresse gibt.

Arschadir Oganesjan
Eine Stunde hätten wir noch gebraucht. Höchstens eine Stunde. Dann wären wir perfekt gewesen. Selbst Chudjakow hätte nichts auszusetzen gehabt, wäre der Befehl gekommen, mit dieser gemischten Bedienung zum Gefechtsschießen zu fahren. Und der Gardesergeant ist bekannt für seine Strenge. Andererseits — würde der Geschützführer uns weniger hart fordern, wären wir kaum beste Bedienung geworden, und ich hätte noch nicht mein Bestenabzeichen — schon nach dem ersten Dienstjahr.
Sie wissen, was sie zu tun haben, unsere Genossen von der Nationalen Volksarmee. Da sitzt, wie bei uns, jeder Handgriff. Chudjakow hat jeden an seinen Platz gestellt und ihm seine Aufgabe erläutert. Das war eigentlich ganz überflüssig, denn aus dem Platz hinter dem Geschütz ergibt sich die Tätigkeit der Kanoniere. Aber so ist Chudjakow nun mal. Zu mir hat er gesagt: „Oganesjan, als K eins sind Sie nicht zu ersetzen. Sie bleiben in Ihrer Funktion. Passen Sie auf, zweimal spielen wir alles zur Probe durch. Langsam, damit sich die Neuen, unsere Waffenbrüder, an die Machart bei uns gewöhnen. Beim drittenmal gilt es. Daß mir alles in Ordnung geht — mit der Normzeit und mit den Werten, die Sie einstellen. Zwei Batteriechefs kontrollieren, unserer und der von den Freunden. Wehe, wir blamieren uns. Verstanden?"
Ihre Zigaretten sind leichter als unsere und viel zu fest gestopft. Man muß sie zwischen den Handflächen rollen, damit der überflüssige Tabak herausfällt. Am besten, man reißt auch den Filter ab. Werner hat das sehr komisch gefunden, vorhin, als wir nebeneinander im Bus gesessen haben. Es ist gerade Singepause gewesen nach dem fünften oder sechsten gemeinsamen Lied. Durch eine neue Stadt sind wir gefahren. Wie heißt die Stadt? „Merk dir einfach: Ha-Neu", sagte Werner, „jeder weiß dann, was du meinst, und das klingt wie Hanoi. Auf diesen Gleichklang mit der Hauptstadt des sozialistischen Vietnam sind wir stolz. Auch dort ist wieder Frieden und Aufbau ... In unserem Ha-Neu wohnen Chemiearbeiter."
Werner ist Kranfahrer in einem Kombinat für Wohnungsbau gewesen. Er ist vierundzwanzig, etwas älter als ich. Ob er alles verstanden hat, was ich ihm erzählt habe? Genickt hat er jedenfalls immer wieder.
Verstehen und verstehen, das ist zweierlei. Wir verstehen uns, weil wir Freunde sind, Waffenbrüder, einig, den Sozialismus in unseren Ländern militärisch zu schützen. Verstehen ... Aber als K 1 ist man am Geschütz nicht zu ersetzen, bei uns nicht und nicht bei den Waffenbrüdern. Die Kommandos kommen Schlag auf Schlag — in unserer Sprache, in ihrer Sprache. Selbst wer beide Sprachen gut beherrscht,

wird bei der fremden immer etwas langsamer sein, wenn es um Ziffern und Zahlen geht, von möglichen Fehlern und ihren Folgen ganz zu schweigen. Ein Gerät müßte man erfinden, nicht größer als ein Transistor-Radio, ein Gerät, daß die Werte optisch sichtbar macht. Der Richtschütze, gleich, welche Sprache er spricht, müßte die Ziffern einfach ablesen können.
Ich glaube, Lenin hat irgendwo einmal geschrieben, daß man produktiv zu träumen vermag ...

Werner Groschopp
„Überleg mal, Genosse Groschopp. Wir haben doch gemeinsam ‚Staat und Revolution' studiert." Mit diesen Worten hat mir der Vorsitzende der Prüfungskommission eine Denkbrücke gebaut, als ich mich festgefahren hatte und den Wald vor lauter Bäumen nicht sah. Richtig, „Staat und Revolution", Lenin ... Da hatte ich meinen Ausgangspunkt, konnte entwickeln, wie die Partei ihrer Verantwortung gerecht wird, die Arbeiterklasse und alle Werktätigen beim Aufbau der entwickelten sozialistischen Gesellschaft zu führen. Mit meiner Punktzahl lag ich dann ziemlich weit vorn unter allen Prüflingen, als ausgewertet wurde und ich das silberne Abzeichen „Für gutes Wissen" erhielt.
Eine Melodie summt mir im Ohr — das Partisanenlied. Durchs Gebirge, durch die Steppe ... Gemeinsam, zweisprachig, mit den kräftigen Stimmen der Vorsänger — da ist unser Bus gerade mitten durch Halle-Neustadt gerollt. Sag ruhig Ha-Neu, Arschadir. Danke dir, probier mal meine Sorte. Eure Zigaretten sind stärker als unsere und anders im Geschmack, und eigentlich bin ich an Filter gewöhnt ... Ich verstehe fast alles, was er sagt. Er spricht langsam, sehr deutlich, man merkt, auch für ihn, den Armenier, ist das Russische die Zweitsprache. Aber nun stell dir einmal vor, wir würden alle beide von dieser Zweitsprache nichts verstehen. Da wären wir völlig aufgeschmissen. Ich möchte ja ganz gern Fragen stellen, aber ich bin völlig aus der Übung seit der Schule. Kakaja kniga ...? Na, hoffentlich versteht Arschadir das. Ein Buch „Gossudarstwo i rewoljuzija", haben sie im Komsomolzirkel zuletzt studiert. Arschadirs Konspekt, zweiundzwanzig Seiten, Freizeitarbeit von zwei Wochenenden, ist im Leninzimmer aufgestellt worden. „Gossudarstwo i rewoljuzija", das ist doch, na klar: „Staat und Revolution"! Zufall, daß Arschadir und ich, wir beide, gerade dieses Werk Lenins ...? Ein bißchen Zufall vielleicht. Aber nicht nur der Zufall. Im Grunde ist diese Übereinstimmung einer von tausend Belegen dafür, daß uns als Klassenbrüder und Waffengefährten die gleiche Weltanschauung eint.
Die Feuerkommandos heute früh: Wieviel Mühe hatte ich, sie zu verstehen. Die Unterhaltung mit Arschadir — ziemlich holprig, was mich betrifft ... Morgen werde ich es nicht schaffen, aber zum Wochenende werde ich den längst fälligen Brief nach Haus schreiben. Meine Russischbücher von der Schule sollen sie mir schicken. Das nächstemal wird die Verständigung dann schon besser klappen.

Und mit einemmal ist da wieder Gespräch und Lachen. Feuerzeuge klicken, die Artilleristen in Steingrau und Erdbraun nehmen einen verdienten Veteranen in ihre Mitte, sie sammeln sich am Bus. Eine Jugendbrigade, die neue Generation der Mansfeldkumpel, erwartet den Besuch der Waffenbrüder.
Vor dem Denkmal Iljitschs liegen Blumen.

Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheines entkleidet. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt.

Aber die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen; sie hat auch die Männer erzeugt, die diese Waffen führen werden – die modernen Arbeiter, die Proletarier.

Karl Marx und Friedrich Engels

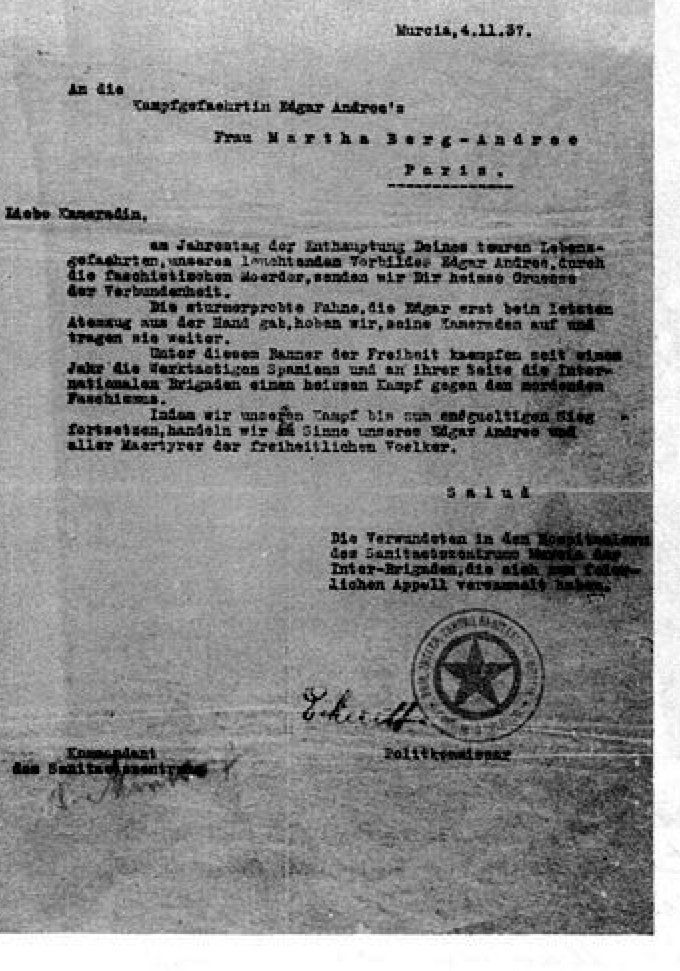
Etkar André

Erika Rathmann

Nehmt dies Gedicht und klebt es an,
Wo's jedem in die Augen fällt,
Daß keiner dran vorbeigehn kann,
Daß jedem es vor Augen hält:
Was dachtest Du bei Tag und Nacht?
Hast Du an diesen Mann gedacht?
Hast Du an diesen Mann gedacht,
Und daß sie ihn zum Tod verdammt?
Daß, wenn die Welt ihn nicht bewacht,
Der Henker rüstet sich zum Amt,
Und seinen Kopf, den er noch trägt,
Den stolzen Kopf vom Leibe schlägt?

Das ist ein Ausschnitt aus einem Gedicht Erich Weinerts, veröffentlicht am 4. Oktober 1936 in der Prager „Deutschen Volkszeitung".

Ein gutes Jahr später, am 4. November 1937, ging nebenstehender Brief aus Murcia in Spanien nach Paris.



Murcia, 4.11.37.

An die
Kampfgefaehrtin Edgar Andree's
Frau Martha Berg-Andree
Paris.

Liebe Kameradin,

am Jahrestag der Enthauptung Deines teuren Lebensgefaehrten, unseres leuchtenden Vorbildes Edgar Andree, durch die faschistischen Moerder, senden wir Dir heisse Gruesse der Verbundenheit.

Die sturmerprobte Fahne, die Edgar erst beim letzten Atemzug aus der Hand gab, hoben wir, seine Kameraden auf und tragen sie weiter.

Unter diesem Banner der Freiheit kaempfen seit einem Jahr die Werktaetigen Spaniens und an ihrer Seite die Internationalen Brigaden einen heissen Kampf gegen den mordenden Faschismus.

Indem wir unseren Kampf bis zum endgueltigen Sieg fortsetzen, handeln wir im Sinne unseres Edgar Andree und aller Maertyrer der freiheitlichen Voelker.

Salud

Die Verwundeten in den Hospitaelern des Sanitaetszentrums Murcia der Inter-Brigaden, die sich zum feierlichen Appell versammelt haben.

Kommandant des Sanitaetszentrums

Politkommissar

Wer war dieser Mann, dieser Etkar André (so die richtige Schreibweise seines Namens), um dessen Leben Erich Weinert mit seinen Versen kämpfte, der in der Erinnerung verwundeter Interbrigadisten im fernen Spanien lebendig war und dessen sie voller Achtung gedachten?
Die deutsche Arbeiterbewegung ist reich an Beispielen kämpferischen Lebens und beispielhafter menschlicher Haltungen, Etkar André verkörpert diese Eigenschaften in hohem Maße.
Geboren wurde er am 17. Januar 1894 in einer Aachener Arbeiterfamilie. Seine Kindheit und Jugend verlebte er in Belgien, daher stammten auch seine ausgezeichneten französischen Sprachkenntnisse.
Als Schlosserlehrling wurde er Mitglied der belgischen „Jungen sozialistischen Garde". Mit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges entschied er sich, da er Deutschland als seine Heimat betrachtete, als Soldat in der kaiserlichen deutschen

Armee zu kämpfen. Doch die Leiden des Krieges und der Kriegsgefangenschaft nahmen ihm alle nationalistischen Illusionen, die er noch besessen hatte. Als überzeugter Kriegsgegner und Sozialist aus dem Weltkrieg zurückgekehrt, wurde er in Koblenz Mitglied der SPD. Ab 1922 lebte und arbeitete er in Hamburg.

Hier spürte er am eigenen Leib die Not der Nachkriegsjahre; die meiste Zeit war er arbeitslos, nur manchmal konnte er mit Gelegenheitsarbeiten etwas — es war wenig genug — verdienen. Da er sich mit besonderem Eifer für die Interessen der Erwerbslosen einsetzte und zum Vorsitzenden des Erwerbslosenrates gewählt wurde, gab ihm die bürgerliche Presse den höhnisch gemeinten Titel „Erwerbslosenkönig". Sein konsequenter Einsatz für die Arbeitslosen von Hamburg brachte ihn bald in Konflikte mit den Führern der SPD, deren zwiespältiges Auftreten und deren arbeiterfeindliche Politik ihm offenbar wurden. 1923 wurde er deshalb Mitglied der einzigen wahrhaft revolutionären deutschen Partei, der KPD. Hier gehörte er bald zu den engen Freunden und zuverlässigen Mitkämpfern Ernst Thälmanns.

In dieser Zeit begannen die Faschisten, mit Demagogie und Terror gegen die Arbeiter und andere fortschrittliche Menschen vorzugehen. Es wurde notwendig, sich dagegen zu wehren. Der Rote Frontkämpferbund (RFB), die Selbstschutz- und Wehrorganisation der Arbeiter, wurde mit diesem Ziel gebildet. Etkar André spielte im RFB eine hervorragende Rolle. Seit 1926 war er der Führer des RFB im Gau Wasserkante. Seinem unermüdlichen Einsatz, seiner Beredsamkeit, seiner Fähigkeit, Menschen zu überzeugen, war es in nicht unerheblichem Maße zu verdanken, daß Hamburg als rote Stadt galt, deren Arbeiterklasse den Faschisten besonders lange und erfolgreich Widerstand leisten konnte. Die Faschisten vergalten es dem „roten Hamburg" und seinen Vorkämpfern mit besonderem Haß.

Folgendes geschah am 15. März 1931: Spätabends stiegen drei Männer in einen Omnibus. Einer ging auf einen Fahrgast zu, sagte zu ihm: „Du bist doch André", zog eine Pistole und schoß. Der Angegriffene wurde tödlich verletzt, zwei andere Fahrgäste blieben schwerverwundet liegen. Die Attentäter waren, wie sich herausstellte, drei SA-Männer, die sich des neben Ernst Thälmann von ihnen meistgehaßten Arbeiterführers entledigen wollten. Durch einen Zufall war aber nicht Etkar André ihr Opfer geworden, sondern das kommunistische Bürgerschaftsmitglied von Hamburg, Ernst Henning. Der Hauptschuldige an dem Überfall wurde von der Justiz der Weimarer Republik mit fünf Jahren Gefängnis „bestraft". Obwohl dieser Versuch, Etkar André zu töten, nicht der einzige blieb, wurde sein Antrag, eine Waffe zu tragen, vom sozialdemokratischen Polizeisenator Hamburgs abgelehnt.

Nach dem Verbot des RFB im Jahr 1929 war Etkar besonders im KPD-Unterbezirk Cuxhaven tätig, dort gehörte er seit 1930 auch zur Stadtvertretung. Außerdem vertrat er in diesen Jahren die deutschen Kommunisten auf vielen Auslandsreisen in die Sowjetunion, nach Belgien und Frankreich und sprach oft im Hamburger Internationalen Seemannsclub.

Das dunkle Jahr 1933 kam heran. Etkar André, ein Mann von sprichwörtlicher Unerschrockenheit, lehnte es ab, nach dem Reichstagsbrand Hamburg zu verlassen.

Am 5. März 1933 fanden in Deutschland Reichstagswahlen statt, schon unter der Knute des Faschismus. Etkar ging in Cuxhaven, wo er ja Mitglied der Stadtvertretung war, zur Wahl. Von Arbeitern so dicht umgeben, daß sie ihn wie eine Mauer schützten, wagte es die SA hier nicht, ihn zu verhaften. Aber auf der Rückfahrt von

Cuxhaven nach Hamburg zerrten sie ihn aus dem Zug.
Eine Zeit unvorstellbaren Martyriums begann für Etkar André. Unter den Prügelknechten des Kommandos z. b. V. (zur besonderen Verwendung), von der Hamburger Gestapo extra zur „Behandlung" verhafteter Antifaschisten geschaffen, befanden sich zwei der Attentäter, die 1931 an seiner Stelle irrtümlich Ernst Henning erschossen hatten. Jetzt konnten sie ihren sadistischen Haß ihm gegenüber völlig ungestraft austoben.
Etkar wurde täglich geschlagen. Zwischen den „Vernehmungen" verlangten sie von ihm, er solle seinen Lebenslauf schreiben und alle Genossen namentlich nennen. Seinen Lebenslauf schrieb er, 18 Seiten, aber die Genossen nannte er nicht. Daraufhin wurde er erneut geschlagen. Der Oberarzt des Gefängnislazaretts hatte, obwohl selbst Faschist, sich noch etwas vom ärztlichen Ethos bewahrt. Als er André nach einer „Vernehmung" sah, blutig geschlagen, kaum noch fähig zu laufen, verbot er, trotz der Drohungen des Kommandos z. b. V., weitere derartige „Befragungen" und nahm ihn ins Lazarett auf. Etkar lag wochenlang im Wasserbett und rang mit dem Tode.
In der Öffentlichkeit kursierte das Gerücht, André sei tot. Viele Menschen kamen mit Blumen auf den Ohlsdorfer Friedhof und suchten sein Grab. Die faschistische Presse mußte diese Stimmung der Hamburger Arbeiter berücksichtigen und bekanntgeben, Etkar André lebe.
Nachdem die grausamen Mißhandlungen ihr Ziel — den Gefolterten zum Verrat zu veranlassen —, nicht erreicht hatten, versuchten die Faschisten, diesen unbeugsamen Gegner zu korrumpieren.
Kaufmann, der Hamburger Reichsstatthalter und Gauleiter der NSDAP (1932 hatte er als Urkundenfälscher und Ordensschwindler von sich reden gemacht), besuchte den einigermaßen wiederhergestellten Etkar André in dessen Zelle. Sollte er bereit sein, abzuschwören und seinen Frieden mit dem Nationalsozialismus zu machen, so stellte er ihm Straffreiheit und gute Bezahlung in Aussicht. Doch Etkar sagte zu ihm nur: „Herr Statthalter, es ist leicht, einen Gefangenen zu beleidigen" und wandte ihm dann schweigend den Rücken zu, bis Kaufmann wütend den Raum verließ.
Nachdem es nicht gelungen war, Etkar zu demoralisieren, sollte er zur Demoralisierung anderer Antifaschisten dienen. Den körperlich zum Wrack Geschlagenen, an Krücken Humpelnden führten die Gefängnisbeamten auf den Hof. Doch er zeigte sich seelisch ungebrochen. Vor den angetretenen Kameraden hob er die Faust zum Gruß und rief ihnen zu: „Kameraden, ich sehe, ihr habt nichts verlernt."
Die moralische Stärke der antifaschistischen Kämpfer, ihre brüderliche Verbundenheit kommen besonders in einem Bericht zum Ausdruck, den Erich Weinert nach den Erinnerungen der Tochter Fiete Schulzes über den Prozeß gegen ihren Vater niederschrieb. Etkar André war als Zeuge in diesem Prozeß geladen.
„Zwei bewaffnete Beamte führten Etkar durch die Tür zwischen Anklagebank und Richtertisch in den Raum. André und Fiete wechselten einen stummen, vielsagenden Gruß mit den Augen. Die Beamten führten André bis in die Mitte des Saales.
Jetzt geschah etwas Unglaubliches. Etkar André, anstatt sich zum Vorsitzenden zu wenden, blieb vor dem Zuhörerraum stehen, das Gesicht ihm zugewendet, und betrachtete mit ruhigen Blicken die Gesichter des Publikums. Das Gericht schien für ihn überhaupt nicht dazusein.
Eine kurze Weile geschah überhaupt nichts. Ich sah, daß dem Vorsitzenden Andrés Kühnheit einfach die Sprache verschlagen hatte. Plötzlich aber sprang er

Joe Hill, Jea Nicola Sacco, Ché Guevara.

Artur Becker Kor Raymonde Dien

Son My Fran aine Hans Beimler

Fritz Heckert Mar John Scheer

Olga Benario Tilde Klose

Konrad Blenkle Hanka Sawicka

Soja Kosmodemjanskaja Albert Kunk

Ernst Thälmann Gu José Diaz

Georgi Dimitroff Anton Saefkow

Ernst Schneller Dimi Julius Fučik

Wilhelm Florin Nik dor Allende

Dr. M. Luther King Fiete Schulze

Harro Schulze-Boysen Hans und Sophie Scholl

Ethel und Julius Rosenberg Luis Corvalán

Quang Duc Robert Uhrig Karl Liebknecht

Rosa Luxemburg Albert Funk Nguyen van Troi

Patrice Lumumba Adam Kuckhof Carl von Ossietzky

Theodor Neubauer Liselotte Herrmann

Rudolf Breitscheid

Danielle Casanova

Bartolomeo Vanzetti

von seinem Sessel auf und schrie: ‚André! Ich verlange den nötigen Respekt von Ihnen! Verstehen Sie nicht?'
Etkar tat, als ob er überhaupt nichts gehört hatte, und beschäftigte sich ruhig weiter mit den Gesichtern der Zuhörer. Die beiden Bewaffneten neben ihm waren selbst so verdutzt, daß sie gar nicht wußten, wie sie sich verhalten sollten. Endlich tippte einer von ihnen André auf die Schulter und machte eine Geste, er solle sich nach dem Vorsitzenden umdrehen. Ruhig machte André kehrt und sah Roth fragend an.
‚Sind Sie schwerhörig?' kreischte der ihn an.
‚Allerdings!' antwortete André sehr ruhig! ‚Im Gefängnis ist mir nämlich das Trommelfell geplatzt!' Dabei haute er zur Illustration des Vorganges mit der Hand kräftig durch die Luft, daß jeder sofort verstand, was er meinte.
Roth machte eine wütende abwehrende Bewegung und stürzte sich schnell in die Verlesung der Formalien. Man spürte, er wollte diesen unbehaglichen Zeugen schnell wieder loswerden.
Als er die formelle Frage stellte: ‚Sind Sie mit dem Angeklagten verwandt oder verschwägert?', sagte André: ‚Ich bin mit dem Angeklagten durch eine große gemeinsame Idee verwandt!' Etkar und Fiete sahen sich dabei in die Augen. Der Vorsitzende verbat sich solche Scherze. Aber das Gericht konnte es nicht verhindern, daß diese beiden Genossen die Initiative gegen die Anklage ergriffen und jede Aussage wie ein Schlag gegen das Gericht saß. Die Herren hinter dem Richtertisch schrumpften vor der Kraft, die von diesen beiden Männern ausging, zu lächerlichen Figuren zusammen. Ich hatte den Eindruck, daß sie sich hier ihrer Ohnmacht bewußt wurden. Der Vorsitzende konnte nichts Besseres tun, als André so schnell wie möglich wieder abzuschieben.
Als sie ihn hinausführten, rief Etkar, als er an der Anklagebank vorüberkam: ‚Leb wohl, Fiete! Ich wünsche dir alles Gute!' Fiete antwortete: ‚Danke, Etkar, ich dir gleichfalls!'
Die ganze Vernehmung Andrés hatte nur vier bis fünf Minuten gedauert. Aber es war, als hätte diese kurze Szene eine Helligkeit in uns allen zurückgelassen."
Das war 1935. Etkar mußte noch bis zum Frühsommer 1936 auf seinen Prozeß warten. Insgesamt verbrachte er fast 3 1/4 Jahre in strenger Einzelhaft, erst dann glaubten seine Peiniger, genügend Material für einen Schauprozeß gegen ihn zu haben.
Sechs Wochen zog sich der Prozeß vor dem Hanseatischen Oberlandesgericht hin. So wie schon 1935 der Kopf Fiete Schulzes, so sollte jetzt der Kopf Etkar Andrés fallen. Doch die Anklage stand auf so schwachen Füßen, daß selbst dieses faschistische Gericht zögerte, das Todesurteil zu verkünden.
Was wurde dem Angeklagten vorgeworfen? Man beschuldigte ihn unter anderem, den Hauptanteil an den Vorfällen des sogenannten Altonaer Blutsonntags (26. Juli 1932) zu tragen. Damals hatten SA-Leute einen Zusammenstoß mit einem kommunistischen Demonstrationszug, der anläßlich der Gemeindewahlen stattfand, provoziert. Es gab Dutzende von Verwundeten und einen Toten, einen SA-Mann. Wie sich bei den Untersuchungen herausstellte, war er durch eine Kugel seiner eigenen Leute gefallen. Doch nach der bekannten Gaunermethode „Haltet den Dieb" schreiend, benutzte die faschistische Justiz nach 1933 viele der von SA-Leuten angezettelten Provokationen gegen Arbeiter aus der Zeit der Weimarer Republik, um jetzt mit ihren Gegnern abzurechnen und blutige Strafen zu verhängen.
Etkar André hatte mit diesen Vorfällen nichts zu tun, er war daran überhaupt nicht beteiligt, deshalb versuchte man, ihm die „intellektuelle Urheberschaft"

anzuhängen. Doch der Prozeß erwies sich immer mehr als Farce, der Hauptbelastungszeuge zog seine Aussagen zurück (und kam dafür in Schutzhaft). Niemand rechnete mit dem Todesurteil. Doch der Befehl dazu kam dann schließlich aus Berlin, auf persönliche Anweisung Hitlers, der André besonders haßte (dieser hatte ihn auf Versammlungen mehrmals direkt angegriffen), und so wurde am 10. Juli 1936 das ungeheuerliche Urteil verkündet.

Die internationale Empörung, der Abscheu der Weltöffentlichkeit waren unerwartet groß. „Tortured man to be executed" — „Der Gefolterte soll hingerichtet werden", schrieb der in London erscheinende „Daily Herald" am 11. Juli 1936. Englische Parlamentsabgeordnete und Professoren aus Oxford, französische Senatsmitglieder, tschechische Gelehrte, Frauendelegationen aus vielen Ländern, der „Manchester Guardian", die „Times", die „Morning Post", die „Baseler Nationalzeitung", Gewerkschaftszeitungen Australiens und der USA, Antifaschisten aus der ganzen Welt protestierten gegen das Todesurteil.

Das internationale Gewissen wachgerüttelt zu haben, war unter anderem das Verdienst des Gegenprozesses zum Fall André, der in Prag stattfand. Unter der Leitung des tschechischen Rechtsanwalts Dr. Nebesař wurden hier die Hintergründe dieser Justizfarce erhellt und die Wahrheit vom Kopf auf die Füße gestellt. Auch die Berichterstattung über die mannhafte und ungebrochene Haltung Etkar Andrés vor Gericht trug dazu bei, die Sympathien für ihn zu verstärken. Sein Auftreten vor den Anklägern, die überzeugende Kraft, mit der er in seinem Schlußwort noch einmal seine Weltanschauung vortrug, sein Leben und seinen Kampf verteidigte, beeindruckten sogar die in der Mehrheit aus Nationalsozialisten bestehende, streng gesiebte Zuhörerschaft.

Le Comité de Vigilance des Intellectuels Antifascistes vous prie de lui faire l'honneur d'assister à la **Grande Harmonie,** *81, rue de la Madeleine,* **Vendredi 5 Mars à 20 h. 30,** *à la Conférence que fera* **M. Paul DE BOCK Avocat à la Cour d'Appel de Bruxelles,** *sur le sujet :*

UN PROCÈS POLITIQUE EN ALLEMAGNE

L'AFFAIRE EDGARD ANDRÉ

Cette conférence a lieu sous les auspices d'un comité d'honneur composé de MM. Emile ALLARD, professeur à l'Université de Bruxelles; Jules BORDET professeur à l'Université de Bruxelles; Georges CORNIL, professeur honoraire à l'Université de Bruxelles; Nico GUNZBOURG, professeur à l'Université de Gand; Eugène SOUDAN, professeur à l'Université de Bruxelles, Ancien Ministre de la Justice.

Prière d'adresser toutes communications, 3, rue d'Assaut (Tél. 33.54.96) Il sera perçu pour contributions aux frais : 3 francs; étudiants et membres 2 francs.

Das Überwachungskomitee der antifaschistischen Intellektuellen bittet Sie um die Ehre Ihrer Anwesenheit bei dem am Freitag, dem 5. März, um 20.30^{h} in der Grande Harmonie, Rue de la Madeleine 81, stattfindenden Vortrag von Herrn Paul de Bock, Anwalt am Berufungsgericht Brüssel, zum Thema:
Ein politischer Prozeß in Deutschland.
Der Fall Etkar André.
Dieser Vortrag steht unter der Schirmherrschaft eines Ehrenkomitees folgender Zusammensetzung: Herr Emile Allard, Professor an der Universität Brüssel; Herr Jules Bordet, Professor an der Universität Brüssel; Herr Georges Cornil, emeritierter Professor an der Universität Brüssel; Herr Nico Gunzbourg, Professor an der Universität Gent; Herr Eugène Soudan, Professor an der Universität Brüssel, ehemaliger Minister der Justiz.
Bitte richten Sie alle Mitteilungen an die Adresse: Rue d'Assaut 3 (Tel. 33 54 96).
Als Unkostenbeitrag werden erhoben: 3 Franc; Studenten und Mitglieder 2 Franc.

„Meine Herren! Der deutsche Dichter Goethe sagte: ‚Wer Recht hat und Geduld, dem bleibt der Sieg nicht aus'. Geduld habe ich gehabt, bewiesen durch 40 Monate Haft, schwerer Einzelhaft unter schwerer Mißhandlung. (Unterbrochen mit Drohung des Wortentzugs). Recht habe ich auch, das ist nicht nur meine Meinung, sondern die Meinung der ganzen Welt; bewiesen durch die unzähligen Eingänge aus allen Ländern, die sich hier zu Bergen gehäuft haben; infolgedessen muß mir auch der Sieg werden ...
Wenn der Staatsanwalt meint, daß ich eine so typische Erscheinung sei, die nicht mit anderen Personen zu verwechseln ist, dann erkläre ich, daß im März 1931 mein Parteifreund Henning von den Nazis im Autobus erschossen wurde, weil man ihn verwechselte ...
Wenn man mir Rädelsführerschaft vorwirft und mich verantwortlich machen will für Taten, die ich nicht begangen habe, dann gehört neben mir auf die Anklagebank der SA-Führer Böckenhauer, dessen Leute meinen Parteifreund Henning ermordeten."
(Aus Etkar Andrés Rede vor dem Hanseatischen Oberlandesgericht)

So sagte er in seiner mehrstündigen Rede unter anderem: „Meine Herren, wenn der Oberstaatsanwalt auch Ehrverlust beantragt hat, so erkläre ich hier: Ihre Ehre ist nicht meine Ehre und meine Ehre ist nicht Ihre Ehre. Denn uns trennen Weltanschauungen, uns trennen Klassen, uns trennt eine tiefe Kluft. Sollten Sie hier das Unmögliche möglich machen und einen Kämpfer zum Richtblock bringen, so bin ich bereit, diesen schweren Gang zu gehen. Ich will keine Gnade. Als Kämpfer habe ich gelebt und als Kämpfer werde ich sterben ..."
Nun war also das Todesurteil verkündet, doch die Faschisten zögerten noch, es zu vollziehen. Nicht das offensichtlich ungerechte Urteil war der Grund für diese Rücksichtnahme, sondern etwas anderes galt es zu berücksichtigen: Die Olympiade stand kurz bevor, viele ausländische Besucher waren in Deutschland, auch in Hamburg, zu erwarten. Die Vollstreckung eines Todesurteils zu diesem Zeitpunkt hätte einen schlechten Eindruck gemacht und das erwünschte Bild eines friedlichen starken Landes, dessen Bevölkerung voll hinter seiner Führung stand, in den Augen der Weltöffentlichkeit getrübt. Und den deutschen Faschisten lag damals viel an einer Aufwertung ihres internationalen Ansehens.
Doch die olympischen Jubelhymnen verklangen, der faschistische Alltag forderte erneut seine Opfer.
Etkar André hatte, da er sich im Recht fühlte, ein Gnadengesuch abgelehnt, dagegen mehrfach einen Antrag auf ein Wiederaufnahmeverfahren gestellt. Das blieb ohne Erfolg. Nach der faschistischen Gesetzlichkeit dieser Zeit besaß der „Führer und Reichskanzler" Adolf Hitler das Recht zur Begnadigung von zum Tode Verurteilten. Doch er war gerade in diesem Fall nicht willens, davon Gebrauch zu machen.
Am Nachmittag des 3. November 1936 wurde Etkar André unterrichtet, daß er am nächsten Morgen sterben müsse.
Sein Verteidiger, Dr. Grisebach, berichtete über die letzten Stunden, die er gemeinsam mit Etkar verbrachte: „Er war ungebrochen auch in seiner letzten Nacht, der große starke Mann, den die Faschisten zum Krüppel geschlagen hatten. Er erzählte von seinen Erlebnissen in Frankreich, der Sowjetunion und Belgien, selbst die anwesenden Gefängnisbeamten hörten mit Bewunderung zu. Er sang französische Revolutionslieder.
Um Mitternacht und gegen zwei Uhr morgens stellte er Anträge auf Wiederaufnahme des Verfahrens. ‚Diese Herren sollen nicht schlafen', sagte André, dem

Schlange-Schöningen Siemens Göring Jodl
Mussolini Hitler Guderian
Abs Rosenberg Franco Sauckel
Flick Thyssen
Schirach Salazar Funk Hugenberg Horthy
Batista Heß
Krupp Röchling ITT Schacht
Streicher CIA Funk Papen SS Noske Harkins Kaltenbrunner
Ky McNamara Reusch Pinochet
Zangen Speer Diem von Rundstedt
Pferdmenges Bormann

Edgar André

„Die Bewaffnung der Bourgeoisie gegen das Proletariat ist eine der größten, kardinalsten, wichtigsten Tatsachen der heutigen kapitalistischen Gesellschaft."

„Und angesichts dieser Tatsache will man den revolutionären Sozialdemokraten zumuten, sie sollen die „Forderung" der „Entwaffnung" aufstellen! ... Nur nachdem das Proletariat die Bourgeoisie entwaffnet hat, kann es, ohne an seiner weltgeschichtlichen Aufgabe Verrat zu üben, die Waffen zum alten Eisen werfen, was es auch ganz sicher dann – aber nicht früher – tun wird."

W. I. Lenin

weder Unruhe noch Niedergeschlagenheit anzumerken war. In der 4. Stunde schrieb er einen Abschiedsbrief an seinen Bruder in Brüssel in französisch und deutsch. Zufällig drehte ein Beamter den Wasserhahn auf, einige Tropfen spritzten auf das Papier und verwischten die Tinte. Er sah das, stutzte und zerriß den Brief. ‚Es könnte so aussehen, als ob ich geweint hätte', sagte er und schrieb den Brief noch einmal."

Er wurde gefesselt aus der Zelle zur Hinrichtung geführt. Sein Verteidiger begleitete ihn. Etkar sagte zu ihm: „Lassen Sie uns langsam und gemessen gehen. Ich möchte noch einmal tief Luft schöpfen." Aufrecht und allein schritt er die letzten zwölf Meter bis zur Richtstätte. Nun scholl seine machtvolle Stimme über den Hof: „Es lebe der Kommunismus! Nieder mit dem Massenmörder Adolf Hitler!" Seine Worte waren bis in die Zellen der Gefangenen zu hören. Dann wurde er getötet.

Wie groß die Furcht der Faschisten vor dem Einfluß noch des toten Etkar André war, beweist die Abschrift eines Dokuments der Hamburger Gestapo.

Erst nach der Niederlage des Faschismus erfuhren Etkar Andrés Angehörige, wo er begraben liegt. Doch Etkars Tod ließ sich nicht verheimlichen. Wenige Stunden nach seiner Hinrichtung traten 5000 Gefangene des Konzentrationslagers Fuhlsbüttel in den Streik. Die Weltöffentlichkeit reagierte voller Empörung auf die Vollstreckung des Todesurteils.

Fritz Rettmann, ein Kämpfer in den Internationalen Brigaden, läßt uns einen Tag in Spanien miterleben:

„7. November 1936. Das 1. Bataillon der Internationalen Brigade steht vor Madrid. 800 Deutsche und andere internationale Freiheitskämpfer sind im Karree aufmarschiert. Der Politkommissar der 2. Kompanie steht in ihrer Mitte. Schmerz zeichnet sein Gesicht. Was ist geschehen?

Geheime Staatspolizei
Staatspolizeistelle Hamburg
Tgb. Nr. 20 841/35, G, St. P. 6c

Hamburg, den 4. November 1936
Stadthausbrücke 8
Geheim!
Sofort!
An das Friedhofsamt. Hier.
Auf Anordnung des Herrn Generalstaatsanwaltes hat die Einäscherung und die Beisetzung des am 17. 1. 1894 in Aachen geborenen Edgar *André*, der am 10. 7. 1936 vom Hanseatischen Oberlandesgericht zum Tode verurteilt, und am 4. 11. 1936 hingerichtet wurde, *noch heute am 4. 11. 36* auf dem Ohlsdorfer Friedhof zu erfolgen.
Die Stunde der Beisetzung ist unverzüglich hierher zu melden, gemäß Rücksprache mit dem beauftragten Beamten, Krim. Sekr. Naujock.
Die Beisetzung ist in aller Stille und unter strengster Verschwiegenheit vorzunehmen.
Ferner wurde gebeten, die Grabnummer dem beauftragten Beamten der Staatspolizei zu übergeben, die Eintragung in das dortige Buch so vorzunehmen, daß der Name des Toten nicht daraus hervorgeht.
Es wird weiterhin ersucht, künftig bei jeder Nachfrage dieserhalb sofort an Gestapo 6, Krim. Insp. *Kraus* oder dessen Vertreter im Amt darüber Mitteilung zu machen. Der Aufenthalt der Person ist nach Möglichkeit solange hinzuziehen, bis ein Beamter der Staatspolizei erscheint.
I. A. Kraus

‚Kameraden, Etkar André, unser Genosse Etkar André, ist am 4. November durch das faschistische Mordbeil gefallen. Von nun an trägt unser Bataillon seinen Namen.'"

Ja, Etkar André war tot. Doch die unter seinem Namen in Spanien Kämpfenden bewahrten sein Vermächtnis und gaben es an uns weiter, damit es nie in Vergessenheit gerät.

Bevor die Bundeswehr aufgestellt wurde

Dr. sc. Olaf Groehler

Mißmutig nagt der breitschultrige General an dem erkalteten Zigarrenstummel, den er von einem Mundwinkel in den anderen schiebt. Mit kurzen Schritten durchmißt er den Raum. Sein Stabschef Oberst Hawkins ist darauf bedacht, seinem sich offenbar in übler Laune befindlichen General nicht in den Weg zu geraten. Hawkins ahnt, worum es geht. Es ist ein offenes Geheimnis, daß es zwischen dem amerikanischen Militärgouverneur für Bayern, eben seinem General, und dem westalliierten Oberkommando in Frankfurt am Main bereits seit Wochen zu heftigen Auseinandersetzungen über den Kurs der Besatzungspolitik in Deutschland gekommen ist. Einer der Hauptstreitpunkte ist, daß sich General George Patton rundweg weigert, die in Jalta zwischen der Sowjetunion, den USA und Großbritannien beschlossenen Grundsätze, Faschismus und Militarismus auszurotten, in seiner Besatzungszone anzuwenden. Im Gegenteil, der Südstaatengeneral George Patton ist Ende Mai 1945 dazu übergegangen, in aller Öffentlichkeit Verbände der geschlagenen Wehrmacht neu zu ordnen und einsatzbereit zu machen. Begeistert ergötzt sich George Patton an der strammen Zucht und Ordnung seiner deutschen Schutzbefohlenen. Den US-Behörden in Washington geht ihr Bayernresident vor allem deshalb auf die Nerven, weil er bar allen diplomatischen Geschicks und ohne jede Tarnung mehr von der langfristigen Zielsetzung der US-Reaktion preisgibt, als dieser zu diesem Zeitpunkt lieb ist. So entschließt sich die US-Regierung, Patton zurückzupfeifen. Der Stabschef Eisenhowers, General McNarney, ruft an diesem Junimorgen Patton an und teilt ihm mit, seine Maßnahmen hätten bei den sowjetischen Vertretern Befremden ausgelöst. Patton genügt die Erwähnung der Sowjetunion, um zu explodieren. „Zur Hölle", tobt er, „was gehen uns die Russen an? Wir werden früher oder später Krieg mit ihnen haben, in dieser oder der nächsten Generation. Warum wollen wir warten? Unsere Armee ist intakt, in drei Monaten können wir die Russen geschlagen haben. Uns würde das um so leichter fallen mit der Hilfe deutscher Truppen, wenn wir sie bewaffnen und ausrüsten." „Halt's Maul, Georgie, du Narr", fällt ihm McNarney ins Wort, „was du willst, geht zur Zeit nicht. Mit deinem Gequatsche provozierst du ja geradezu einen Krieg mit den Russen." „Nichts lieber als das", tönt Patton. „Das wäre das beste, war wir tun können. In zehn Tagen schaff' ich dir so viele Kriegsanlässe, wie du haben willst, und du kannst sicher sein, wir werden es so anlegen, daß es vor der Welt aussieht, als tragen diese Hundesöhne daran allein Schuld."

Schwer atmend wirft Patton den Hörer auf die Gabel. Zu Oberst Hawkins gewandt erklärt er: „Ich meine das so, wie ich's sage. Ein Krieg mit Rußland ist unvermeidbar. Dazu brauchen wir die deutschen Generale und Soldaten. Mit ihnen könnten wir in dreißig Tagen in Moskau sein."

General Patton war zu jener Zeit kein Einzelfall. Wie er dachten viele führende anglo-amerikanische Generale. Nur sprachen sie nicht aus, was sie dachten. Weit

bedeutsamer war allerdings, daß die reaktionärsten Kräfte in den Regierungen der USA und Großbritanniens ebenso dachten und handelten. Bereits ein Jahr vor Kriegsende hatte das britische Kabinett die Order ausgegeben, dafür zu sorgen, daß aus dem momentanen deutschen Gegner der künftige Verbündete werde. Dementsprechend hatte der britische Premierminister Churchill dem englischen Feldmarschall Montgomery bereits wenige Tage vor Kriegsende Weisung erteilt, „sorgfältig die deutschen Waffen zu sammeln und zu gemeinsamen Aktionen mit den besiegten deutschen Truppen im Falle eines weiteren Vorrückens der Russen bereit zu sein".

„Gemeinsame Aktionen" britischer und faschistischer deutscher Truppen kamen zwar nicht zustande, dafür nahm aber die britische Besatzungsmacht ab Mai 1945 die Reste der Hitlerwehrmacht in ihre Obhut. Hier ist zunächst der faschistische Wehrmachtsbetrieb weitergegangen, als sei nie ein 9. Mai 1945 gewesen. Noch bis zum 5. Juni 1945 wurden Beförderungen vorgenommen, Orden verteilt und Todesurteile verhängt. Im Oktober wurde in Norddeutschland aus den vorhandenen Wehrmachtsteilen ein neuer Truppenverband zusammengestellt: das „Deutsche Hauptquartier Nord", deren Kern die Korps „Nord" und „Stockhausen" mit insgesamt 200 000 Mann bildeten.

Erst das energische Eingreifen der UdSSR, in deren Namen Marschall der Sowjetunion Shukow am 20. November 1945 im Kontrollrat, einem Organ der Antihitlerkoalition, das die gemeinsame Deutschlandpolitik der vier Großmächte in ihren Besatzungszonen abstimmen sollte, gegen den Fortbestand der Naziwehrmacht protestierte, machte diesem Spuk ein Ende.

Doch nur die Spitze des Eisberges verschwand, nicht aber der Eisberg selbst, der deutsche Militarismus. Ihn am Leben zu erhalten, griffen der US- und der britische Imperialismus nunmehr zu subtileren Methoden.

Worum ging es ihnen? Werfen wir heute einen Blick zurück auf die Ursprünge der Bundeswehr, so wird klarer, als es damals sein konnte, daß allen in den westlichen Besatzungszonen getroffenen Maßnahmen ein langfristiger Plan zugrunde lag, an dem bis 1956 festgehalten wurde.

Es ging einmal darum, Kräfte der Naziwehrmacht zu erhalten, die sowohl dazu dienen konnten, den englisch-amerikanischen Armeen im Kriegsfall Hilfsdienste zu leisten, als auch von Nutzen sein sollten, ein deutsches Unterführerkorps parat zu haben, das den Rahmen für ein Massenheer abgeben konnte. Verwirklicht wurde diese Absicht in Form sogenannter Dienstgruppen, Einheiten von deutschen „Freiwilligen", die straff organisiert und ausgerüstet sowie einheitlich bekleidet zu militärischen Hilfsdiensten für die westlichen Besatzungsarmeen herangezogen wurden. Sie bestanden bei der US-Armee bereits ab Dezember 1944, bei der britischen Armee ab 15. Juni 1945 und bei den französischen Streitkräften ab 1. April 1950. Auf diese Weise wurden fast 500 000 Wehrmachtsangehörige erfaßt, auf die 1956 bei der endgültigen Schaffung der Bundeswehr zurückgegriffen werden konnte.

Weit wichtiger als die Erhaltung eines Unterführerkorps war jedoch für den Neuaufbau einer Armee die Rettung des Führungskopfes, das heißt die Konservierung seiner Kriegserfahrungen.

Laut dem Urteil des Internationalen Nürnberger Militärgerichtshofes vom 1. Oktober 1946 waren das Oberkommando der Wehrmacht und der Generalstab verboten worden. Sie konnten also nur im Verborgenen aufrechterhalten werden.

Eine Abteilung des Generalstabs blieb,



völlig abgeschirmt von der Öffentlichkeit, zunächst gänzlich intakt: die Abteilung Fremde Heere Ost, die Spionageabteilung des Generalstabs des Heeres gegenüber der Sowjetarmee, unter ihrem Leiter Reinhard Gehlen. Sie wechselte geschlossen in amerikanische Dienste über und versuchte, statt für Hitler nunmehr für Truman die Sowjetunion auszuspionieren. Doch Gehlen war 1945 in der Öffentlichkeit wenig bekannt, sein Untertauchen fiel kaum jemandem auf. Weit schwieriger war es, den Kopf jener Nazigenerale aus der Schlinge zu retten, die an der Spitze der Hitlerwehrmacht Europas Völker überfallen, ausgeraubt und versklavt hatten, wie die Generale Halder, Speidel, Heusinger, Röttiger, Kammhuber, Pemsel, Trettner, Schnez, die Obersten von Baudissin, von Kielmansegg, de Maiziére oder Admirale wie Ruge.

Der Ausweg, den Amerikas Pentagongenerale fanden, war ebenso einfach wie gewitzt. Alle hohen Nazioffiziere — und die meisten hatten sich aus Furcht vor Bestrafung vor ihrem eigenen Volk und der Roten Armee rechtzeitig in die Westzonen geflüchtet — wurden arretiert. In der Mehrzahl aber nicht, um für ihre Verbrechen zur Verantwortung gezogen zu werden, sondern um ihre Erfahrungen im Kampf gegen die Sowjetunion für den US-Generalstab zu Papier zu bringen. In Allendorf und bei Garmisch-Partenkirchen versammelte sich alles, was einst Rang und Namen in Heer, Luftwaffe und Marine Hitlerdeutschlands gehabt hatte. In verkleinertem Maßstab entstand hier 1946 ein neues Oberkommando der Wehrmacht, das vom ehemaligen Generalstabschef Franz Halder geleitet wurde. Zunächst waren die Generale damit beschäftigt, für die „Historische Abteilung" der US-Armee ihre Kriegserfahrungen niederzuschreiben. Bis Ende März 1948 waren 1 000 Manuskripte mit 34 000 Seiten fertiggestellt. Die Nazigenerale schrieben jedoch nicht unentgeltlich. Was sie verlangten, war weniger Lohn in klingender Münze, obwohl auch das vorkam, vielmehr beanspruchten sie von ihren Bewachern in erster Linie wieder militärische Macht und politische Geltung. Denn für sie war der Krieg gegen die Sowjetunion mit dem 9. Mai 1945 nicht zu Ende. Sie sahen ihre Niederlage als zufällig und als umkehrbar an.

Doch das war nur die erste Phase der hier betriebenen Mehrstufenplanung. Denn die Hitlergenerale wandten ihren Blick nicht nur zurück, sondern vor allem nach vorn, in die Gegenwart und in die Zukunft. Sie waren über die politische Lage der Jahre 1947/48 höchst besorgt. Außenpolitisch war den deutschen Militaristen so nahezu alles schiefgegangen. Die Sowjetunion hatten sie nicht zerschlagen können, sie war politisch und militärisch als erste Macht internationalen Ranges aus dem Krieg hervorgegangen. Der Sozialismus war nicht mehr auf ein Land beschränkt, sondern begann in Europa und in Asien zum Weltsystem zu werden. Auch in Deutschland selbst hatte sich das Kräfteverhältnis entscheidend zuungunsten des Imperialismus verändert. In einem Teil Deutschlands wurde unter Führung der

Sie wahrten Tradition und Kontinuität des faschistischen deutschen Imperialismus und Militarismus: Speidel und Heusinger (links)





Einheitspartei der Arbeiterklasse die antifaschistisch-demokratische Umgestaltung in Angriff genommen. Die ökonomischen Grundlagen von Militarismus und Imperialismus wurden durch die demokratische Bodenreform und die Enteignung von Betrieben aktiver Nazis und Kriegsverbrecher ein für allemal zerschlagen. Die Generale in Allendorf und Garmisch-Partenkirchen schreckte nicht nur die sich in der sowjetischen Besatzungszone vollziehende Entwicklung, sondern zugleich die Tatsache, daß auch in den Westzonen antifaschistisch-demokratische Kräfte die Bodenreform und die Überführung von Großbetrieben in Gemeineigentum forderten.

Um zu retten, was noch zu retten war, sahen Hitlers ehemalige Generale nur einen Ausweg: sich außenpolitisch völlig der noch stärksten imperialistischen Macht, den USA, unterzuordnen und anzuschließen, wodurch sie eine weitere Machtverschiebung im Zentrum Europas zugunsten der Demokratie und des Sozialismus zu verhindern trachteten. Infolge der Ausstrahlungskraft der sich im Osten Deutschlands vollziehenden Revolution nahmen sie Kurs darauf, Deutschland zu spalten, um wenigstens in einem Teil ihre Herrschaft aufrechterhalten zu können. Diese Politik stimmte völlig mit den Zielen der herrschenden Kreise in den USA und Großbritannien, aber auch mit den Absichten der deutschen Monopolherren überein.

Hitler, Speidel und Keitel (v. r. n. l.) nach dem faschistischen Überfall auf Frankreich in Paris

Eine der Stützen des neuen Staatsgebildes sollte die Armee sein, die innenpolitisch alle antifaschistisch-demokratischen Umwälzungen abwiegeln und niederhalten sollte. Über die Grenzen des Separatstaates hinaus war die Armee gegen die Sowjetunion, die sozialistischen Staaten und gegen die antifaschistisch-demokratischen Kräfte im östlichen Teil Deutschlands ausgerichtet.

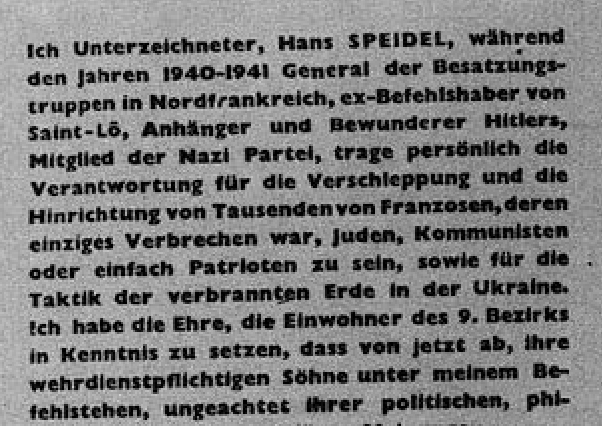
Bevor noch die Bundeswehr aus der Taufe gehoben wurde, war also bereits festgelegt worden, gegen wen sie verwendet werden sollte. Maßgeblich war an dieser Orientierung ein aalglatter Nazigeneral beteiligt, der es nach 1945 als angeblicher Freund des Nazifeldmarschalls Erwin Rommel, der nach dem 20. Juli 1944 von Hitler zum Selbstmord gezwungen worden war, geschickt verstanden hatte, in die Maske eines „Widerstandskämpfers" gegen Hitler zu schlüpfen: Dr. Hans Speidel. Er war nicht nur Hauptverbindungsmann des Halderstabes zur Außenwelt, sondern

BRD-Kanzler Adenauer (rechts) inspiziert mit General Heusinger (ganz links) 1956 in Andernach die Einheiten des Heeres der aggressiven Bundeswehr

verstand es auch, enge Kontakte zu den neuen politischen Interessenvertretern des deutschen Imperialismus herzustellen, zu dem FDP-Politiker Theodor Heuß, zu dem rechten Sozialdemokraten Carlo Schmid und vor allem zum Spitzenpolitiker der CDU, Konrad Adenauer. Seit Ende 1947 wirkte Speidel als Sprachrohr des Halderstabes und versuchte, Zug um Zug den Plänen über die künftige Wiederaufstellung einer Armee Unterstützung zu schaffen.

Welcher Art die neue Streitmacht zunächst sein sollte, machte Speidel im November 1948 in einer Denkschrift an Adenauer deutlich: leichte milizartige oder polizeiartige Formationen, unterstützt durch motorisierte Sicherungsverbände mit Panzern und panzerbrechenden Waffen. Sie sollten — laut Speidel — für den „Bürgerkrieg" gerüstet sein. Bürgerkrieg, gegen wen? Auch daran ließ Speidel keinen Zweifel: Als Hauptgegner wurde die Volkspolizei ins Auge gefaßt. Speidels Plan erwies sich damit als frühe Variante konterrevolutionärer Aggressionspläne gegen die sozialistische Revolution in Deutschland, war Ausdruck der dann 1953 und 1961 gescheiterten Vorhaben, mit klingendem Spiel durchs Brandenburger Tor in die DDR einzuziehen.

Der Aufbau einer konterrevolutionären Streitmacht, gerüstet für den „Bürgerkrieg" in Deutschland, war das Nah-, aber nicht das Endziel der Speidel, Halder und Heusinger. Nach der Schaffung des westdeutschen Separatstaates und der Gründung der DDR im Oktober 1949, die damit Teil des sozialistischen Weltsystems wurde, steckten sie ihre Ziele weiter.



Im Jahre 1957 von französischen Patrioten an Häuserwänden in Paris angebracht, erinnert dieses Plakat die Pariser Bevölkerung an Maueranschläge aus der Zeit der faschistischen Besetzung

Die verwitterten Mauern eines abgelegenen Eifelklosters hoben sich scharf vom Horizont ab. Man schrieb den 5. Oktober 1950, als die alten Klosterräume von ungewöhnlichem Leben erfüllt waren. Einzeln oder in kleinen Gruppen, die erhebliche Umwege auf sich nahmen, waren im Laufe des 4. und 5. Oktober einige Dutzend Allendorfer Generale und Offiziere der Einladung des am 12. September 1950 zum Leiter der „Zentrale für Heimatdienst" ernannten einstigen Panzergenerals Graf Gerhard von Schwerin gefolgt. Die Heimatdienstzentrale war die erste Keimzelle des neuen Generalstabes der Bundeswehr. Unter strenger Geheimhaltung eröffnete Generaloberst von Vietinghoff am 5. Oktober die Sitzung im Kloster Himmerod. Anwesend waren unter anderen die Generale Speidel, Heusinger, Röttiger, Senger von Etterlin, Foertsch, die Oberste Baudissin und Kielmansegg, die Luftwaffengenerale Meister und Krauß und die Admirale Ruge und Ladisch. Ein Teilnehmer bezeichnete Jahre später diese Geheimklausur als den „Geburtstag der Bundeswehr". Das große Wort in Himmerod führten Speidel und Heusinger. Ihre Forderungen waren knallhart. Sie verlangten von den westlichen Besatzungsmächten: völlige militärische Gleichberechtigung, strategische Mitspracherechte in der NATO, Aufstellung einer 12-Divisionen-Panzer-Armee, deren Hauptzweck nicht Verteidigung, sondern Angriff ist. In den Köpfen dieser Generale spukte nun bereits der Gedanke, eine erneute Auseinandersetzung nicht mehr nur auf Deutschland zu beschränken, sondern ganz Europa in Flammen zu setzen. Besonderen Beifall fand die Forderung, daß sofort Schluß mit der angeblichen Diffamierung der Naziwehrmacht zu machen sei. Wenige Wochen später erpreßte Speidel von Eisenhower eine Erklärung, in der die Hitlergenerale von allen Kriegsverbrechen freigesprochen und behauptet wurde, es habe einen wirklichen Unterschied zwischen ihnen und Hitler gegeben.

Doch den weitgesteckten Zielen der Hitlergenerale, die bereits 1950 alle Pläne zum Aufbau einer antikommunistisch gedrillten und ausgerichteten Armee in der Tasche hatten, sind Grenzen gesetzt. In Westdeutschland selbst trafen die Remilitarisierungsabsichten auf den heftigen Widerstand breiter Bevölkerungskreise. Das Adenauer-Kabinett wagte es nur vorsichtig tastend, sein Konzept demokratisch bemäntelt durchzusetzen. Auch international stieß die westdeutsche Aufrüstungskampagne auf Widerstand, besonders beim französischen Volk, das fürchtete, es könne zum vierten Male Opfer einer Aggression des deutschen Imperialismus werden.

Schließlich bestanden auch erhebliche imperialistische Widersprüche zwischen den USA, Großbritannien und Frankreich sowie der BRD um den Preis, der für eine Wiederaufrüstung gezahlt werden sollte.

Das künftige Kriegsministerium, getarnt als Amt Blank, berief zwar schon 1950 die Generale Speidel und Heusinger in den Führungsstab dieses Amtes, doch die Nazigenerale mußten sich angesichts der Umstände mit Geduld wappnen. Erst am 23. Oktober 1954, mit dem Abschluß der Pariser Verträge, erhielten sie grünes Licht für den Aufbau einer Armee. Die BRD trat der Westeuropäischen Union und schließlich der NATO bei. Damit zerrissen die herrschenden Kreise der BRD endgültig die Einheit Deutschlands. Doch als am 2. Januar 1956 die ersten Einheiten der Bundeswehr den Dienst aufnahmen, war das konterrevolutionäre Konzept der Hitlergenerale bereits gescheitert. Jetzt bestimmten nicht mehr sie das Kräfteverhältnis in Europa, sondern die sozialistischen Staaten unter Führung der Sowjetunion.

Vom Spangenhelm



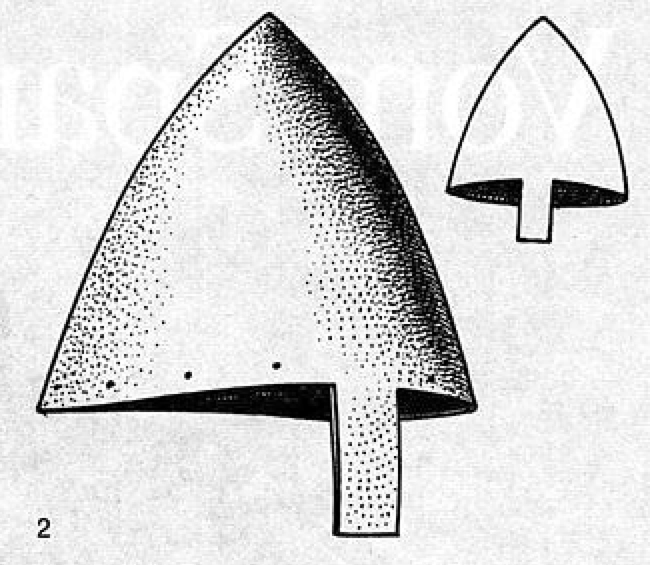
zum Stahlhelm

Dr. Heinrich Müller

Die Schutzwaffen, zu denen Helm, Schild und Körperpanzerung zählen, haben eine über mehrere Jahrtausende hinwegreichende Geschichte. Mit Beginn des 16. Jahrhunderts erreichte die Entwicklung der Schutzwaffen ihren Höhepunkt. Lediglich der Helm behauptete sich als Körperschutz bis in unsere Zeit. Zwischen dem ersten Auftreten eines Helmes bis zum modernen Stahlhelm liegen vielfältige Formen und Konstruktionen. In den Sklavenhalterstaaten des vorderen Orients entstanden vermutlich zum erstenmal Helme. Eine starke Konzentration von Handel und Gewerbe in den Städten förderte hier die Herausbildung spezialisierter Handwerker und damit die Verbesserung der Technik der Metallbearbeitung. Auch römische und griechische Krieger, selbst Gladiatoren, sicherten sich durch eine bestimmte Körperpanzerung, zum Beispiel durch Helme, Schilde und Armschienen.

Während in Griechenland und im Römischen Reich zahlreiche Heeresabteilungen mit Helmen ausgerüstet waren, trugen Germanen, Sueben und Kelten — wie römische Überlieferungen berichten — im allgemeinen keine Helme. Auch im 6./7. Jahrhundert war der metallene Kopfschutz in den Ländern Mittel-, Nord- und Osteuropas noch selten anzutreffen. Nur etwa 15 Spangenhelme (Bild 1) sind aus dieser Zeit erhalten geblieben. Bereits damals waren Waffen und Rüstungsteile sehr teuer. Der Wert eines Helmes entsprach dem von sechs Kühen. Nur die reichen Krieger — sie trugen Helm und Ring- oder Kettenpanzer — konnten sich die Ausrüstung leisten. Die Spangenhelme bestanden aus einem Gerüst von kupfernen Spangen, unter die Eisenplatten genietet wurden. Alle Teile der Helme waren kostbar verziert, was den Schluß zuläßt, daß diese zumeist nur von Fürsten und Heerführern getragen wurden. Für die

Seite 153:
Spangenhelm, 6. Jh.



2

Bauern waren die Kosten für Bewaffnung und Verpflegung während der häufigen Kriegszüge stets eine große Belastung. Mit der Herausbildung des Feudalismus und damit eines feudalen Reiteraufgebotes entstanden günstige Bedingungen für eine qualitätsvollere Bewaffnung. Die Entstehung von Städten — viele Handwerker ließen sich hier nieder — förderte unter anderem seit dem 11./12. Jahrhundert wesentlich die Produktion und die Qualität der Waffen.

In den verschiedensten Ländern Europas entwickelte sich in dieser Zeit gleichfalls sehr rasch die Technik der Eisengewinnung und -verarbeitung, die es ermöglichte, Helme in größerer Zahl herzustellen.

Konstruktionsmäßig bedeutete der spitzkonische Helm — auch Normannischer Helm (Bild 2) genannt — des 11./12. Jahrhunderts einen Fortschritt. Der Helmschmied fertigte ihn aus einem Stück Eisen, was die Widerstandskraft im Vergleich zum zusammengesetzten Spangenhelm wesentlich erhöhte. Der Normannische Helm hatte zum Schutz des Gesichtes ein Naseneisen, auch Nasal genannt.

Widerstandsfähigere Helme und Schilde führten in der Folgezeit wiederum zur

Normannischer Helm,
11. Jh.

Verbesserung der Waffen. Die Schwerter und Lanzen wurden größer und stabiler und damit durchschlagsgefährlicher. Diese Wechselwirkung zwischen Waffen und Körperschutz trieb die Entwicklung der Kriegstechnik ständig voran. Zu einer gefürchteten Waffe wurde die Armbrust, da ihre Geschosse Helme und selbst Ritterrüstungen bis auf eine Entfernung von etwa 200 Metern durchschlugen.

Eine Folge war, daß sich der Schädelschutz allmählich zum vollausgebildeten Kopfschutz entwickelte. So bestand der sogenannte Topfhelm aus mehreren zusammengenieteten Eisenplatten mit einem Sehschlitz und war bis zum Hals heruntergezogen. Unter dem Helm trug der Ritter eine gefütterte Lederhaube und manchmal auch noch einen zweiten Helm, die Hirnhaube oder die Beckenhaube. Die gesellschaftliche Vorrangstellung und kastenmäßige Absonderung der Ritter von Bürgern und Bauern zeigte sich auch in Kleidung und Bewaffnung, die sichtbare Zeichen eines bevorrechteten Standes wurden. Neben der Schutzrüstung (Helm, Handschuhe, Panzerhemd, Hose aus Metall, Schild) führte der Ritter als Angriffswaffen meist das zweischneidige lange Schwert und eine lange Lanze. Der Ritter des 13. Jahrhunderts war vollständig in Eisen gehüllt. Auch das Streitroß des Ritters war gepanzert. Der Topfhelm wurde zu einem Symbol der „Ritterbürtigkeit", war Wappenhelm und Kennzeichen der Turnierfähigkeit. Anschauliche Illustrationen von Rittern mit Topfhelmen enthält die bekannte Manessische Liederhandschrift — so benannt nach dem Züricher Ratsherrn Rüdiger Manesse II. (um 1300) — in der Walther von der Vogelweide (um 1160 bis um 1227), Wolfram von Eschenbach (um 1170 bis um 1220), Hartmann von der Aue (um 1165 bis um 1210) und viele andere mittelhochdeutsche Dichter dargestellt sind. Das älteste erhaltene Exemplar eines Topfhelms befindet sich in der bedeutenden Helmsammlung des Museums für Deutsche Geschichte in Berlin.

Das Bestreben, den gesamten Kopf zu schützen, führte auch zur Entwicklung von Visieren. Zunächst wurde ein flaches Visier an der Stirnwand der Beckenhauben eingehängt. Es behinderte jedoch sehr die Atmung. Deshalb trieb der Helmschmied die Visiere spitz nach vorn aus. Er verstärkte sie im Metall, damit die Visiere siebartig mit Atmungslöchern versehen werden konnten. Derartige Helme nannte man wegen der Schnauzenform Hundsgugeln (die Gugel war eine zipfelartige zivile Kopfbedeckung aus Stoff — Bild 3). An den schrägen Flächen der Hundsgugeln glitten Hiebe, Stöße und Geschosse gut ab. Hundsgugeln blieben in Italien und Westeuropa bis um 1420, in Deutschland bis um 1440 im Gebrauch.

Als Hals- und Schulterschutz diente im 13./14. Jahrhundert auch eine am umlaufenden unteren Rand der Beckenhaube befestigte Halsbrünne (Bild 4) aus Ringpanzergeflecht (bestand aus kleinen ineinander greifenden Eisenringen). Ringpanzer bedeckten den Ritter am ganzen Körper (Kettenhemden, Hosen, Armlinge und



3

Hundsgugel, um 1390

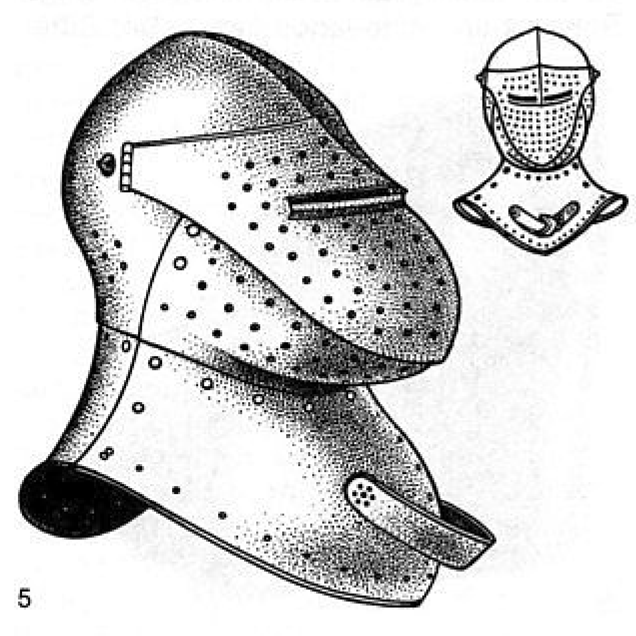


4

Beckenhaube mit Brünne, um 1360

Handschuhe). Die immer mehr zunehmende Durchschlagskraft der Waffen bewirkte, daß der Ringpanzer vom Harnisch verdrängt wurde. Er hüllte den Reiter von Kopf bis Fuß in miteinander durch Niete und Riemen verbundene Eisen- und Stahlplatten ein. Für den Fußkampf war der komplette Harnisch ungeeignet, er schränkte die Bewegungsmöglichkeit zu sehr ein. In den handwerklich hochentwikkelten Gebieten Norditaliens war im 14. Jahrhundert diese sinnreiche Konstruktion aus Plattengeschüben entstanden. Zu den Harnischen kamen neue Helmformen, zum Beispiel das Grand Bacinet und die Deutsche Schaller (Bild 6). Das Grand Bacinet hatte ein froschmaulförmig vorspringendes Visier und ein tief herabreichendes Kragenstück aus Metallplatten (Bild 5). Die Deutsche Schaller ist an ihrem langgezogenen, spitz auslaufenden Nakkenschutz und einem besonderen Bart, der Hals und Kinn schützte, leicht zu erkennen. Der Bart wurde in eine Öse der Harnischbrust eingesteckt. In der Stirnfläche der Deutschen Schaller befand sich ein Sehschlitz, andere Typen hatten ein aufschlächtiges Visier (ein nach oben abklappbares Visier). Albrecht Dürer (1471 bis 1528) schuf Ritterdarstellungen, die sehr originalgetreu Harnische mit Deutscher Schaller zeigen.

Etwa seit Beginn des 16. Jahrhunderts steigerte sich die Nachfrage nach qualitätsvolleren und repräsentativeren Schutzwaffen, vor allem nach prunkvollen Harnischen. Die Ausrüstungen wurden immer teurer, Kaiser Karl V. bezahlte einem Augsburger Handwerksmeister höhere Summen für einen Harnisch als für ein kostbares Gemälde Tizians (1476/77 bis 1576). Die Ausdehnung der Geldwirtschaft ruinierte viele Schichten und Stände. Auch der niedere Adel konnte trotz steigender Ausbeutung der Bauern finanziell nicht mehr Schritt halten und verarmte. Die Folge war auch ein allmählicher Rückgang der militärischen Vorherrschaft der Ritter in der offenen Feldschlacht. Bereits viele

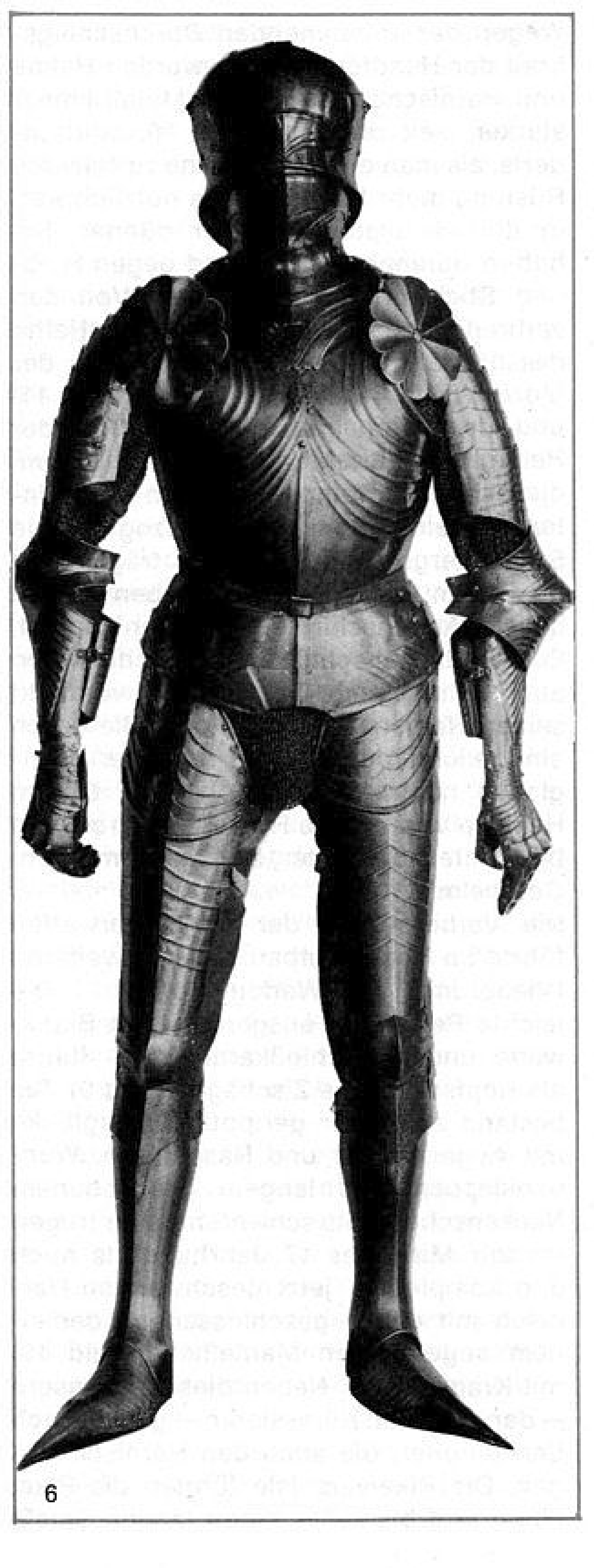


5

Grand Bacinet, um 1400

Jahre vorher hatten Bürger- und Bauernaufgebote feudalen Ritterheeren aufsehenerregende Niederlagen zugefügt. Die Kämpfe der städtischen Volksmassen Flanderns gegen die französische Unterdrückung, die Schlachten des Schweizer Fußvolks und die glänzenden Siege der revolutionären Hussiten über deutsche und andere Feudalherren beeinflußten die Kriegführung, die Bewaffnung und die militärische Taktik in entscheidendem Maße. Die Könige und Landesfürsten gingen dazu über, Söldner — in Deutschland Landsknechte genannt — für ihre Kriege anwerben zu lassen. Die allmähliche Entwicklung der Feuerwaffen förderte gleichfalls die Umwandlung im Kriegswesen.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bestand nur noch ein geringer Teil des Aufgebots aus schweren Reitern, die den kompletten Harnisch trugen. Diese Harnische erreichten ihre höchste Perfektion, als die feudalen Ritteraufgebote durch leicht gerüstete Fußkämpfer der Söldnerheere abgelöst wurden. Der komplette Harnisch der ersten Hälte des 16. Jahrhunderts besaß vorwiegend einen geschlossenen Helm, der mit einer Hohlwulst beweglich in der Vollwulst des Harnischkragens saß und zwischen Kopf und Hals keine Lücke frei ließ. Das bevorzugteste Visier der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts war das Falten- oder Blasebalgvisier. Zwischen den spitzwinklig vorspringenden Teilen saßen Luftlöcher. Mit Visieren in Vogelkopf-, Gesichts- oder Maskenform versuchten die Träger, den Gegner zu beeindrucken, abzuschrecken und abzulenken. Prunkvolle Helme für den hohen Adel trugen Szenen mit Motiven aus der Antike, manche Helme waren grotesk gestaltet mit Löwen- oder Drachenkopf, aus dem der Besitzer herausschaute. Helmschmiede und Harnischmacher, wie beispielsweise Coloman und Desiderius Helmschmied aus Augsburg oder Filippo



Harnisch mit Deutscher Schaller, um 1475



Negroli aus Mailand, lieferten hervorragende Kunstwerke an europäische Fürstenhöfe. Prachtvolle Federbüsche am Helm erhöhten die Wirkung auf den Beschauer.

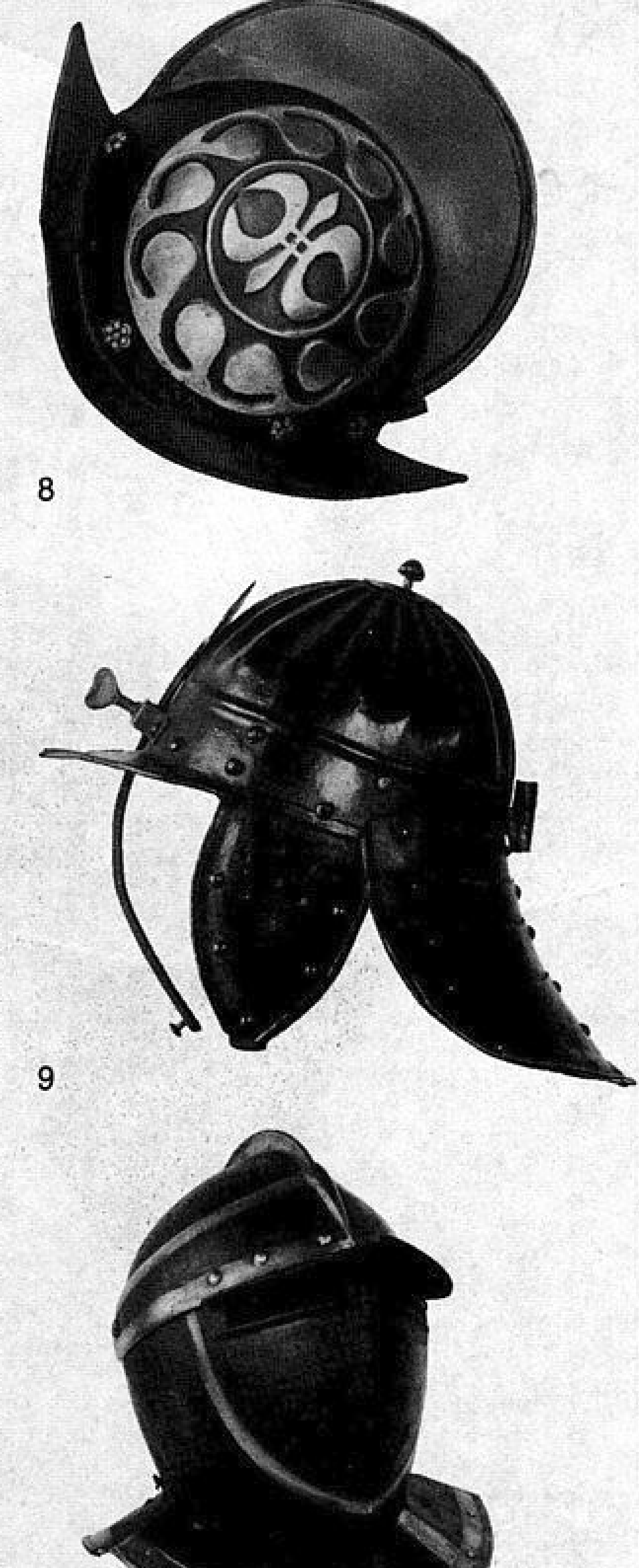
Für Turniere entwickelten die Harnischmacher spezielle Rüstungen. Der Helm (Bild 7) zum „Deutschen Gestech" ruhte mit seinem Gewicht von acht bis zehn Kilogramm auf den Schultern und war an Harnischbrust und -rücken festgeschraubt. Unter dem Helm trug der Turnierende eine dicke wattierte Stechhaube, die beim Sturz vom Pferd Verletzungen verhindern sollte. Rennhüte — in der Form den Deutschen Schallern ähnlich — waren mit Rennbart und aufgeschraubtem, das Kinn noch schützendem Schild kombiniert. Diese Spezialrüstungen aus hochwertigem Schmiedestahl konnten sich nur finanzkräftige Feudalherren leisten. Das gleiche galt für die sogenannten Kostümharnische, bei denen modische Effekte, wie gepuffte und geschlitzte Ärmel, Schnabel- oder Kuhmaulschuhe, Faltenröckchen oder zivile Kopfbedeckungen, in Metall nachgeahmt wurden.

Wegen der zunehmenden Durchschlagskraft der Handfeuerwaffen wurden Helme und Harnische zunächst im Metall immer stärker, seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, als man einsah, daß eine zu schwere Rüstung mehr hinderlich als nützlich war, in der Metallstärke wieder dünner. Sie hatten nunmehr vorwiegend gegen Hieb- und Stichwaffen zu schützen. Von den verbreitetsten Helmen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind vor allem der Morion (Bild 8), die Sturmhaube (Bild 11) und der Birnhelm zu nennen. Auf der Helmglocke des Morions saß ein Kamm, die schmale Krempe war vorn und hinten in eine Spitze hochgezogen. Die Schweizergarde des Papstes trägt heute noch den Morion. Sturmhauben hatten meist Augenschirme, Wangenklappen, kurzen Nackenschutz und manche Typen auch Helmkämme. Der Birnhelm verdankt seinen Namen der Birnenform, die durch einen kleinen Stiel in der Mitte der Helmglocke noch unterstrichen wird. Diesen Helmtyp verwendete Rembrandt in seinem berühmten Gemälde „Der Mann mit dem Goldhelm".

Die Verbesserung der Handfeuerwaffen führte im Heeresaufbau zu einer weiteren Gliederung in Waffengattungen. Die leichte Reiterei — ausgerüstet mit Blankwaffe und Radschloßkarabiner — führte als Kopfschutz die Zischägge (Bild 9). Sie bestand aus einer gerippten Helmglocke mit Augenschirm und Naseneisen, Wangenklappen und langem geschobenem Nackenschutz. Die schweren Reiter trugen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts noch den kompletten, jetzt geschwärzten Harnisch mit einem geschlossenen oder einem sogenannten Mantelhelm (Bild 10) mit Kragenstück. Neben diesen Kürissern — den späteren Kürassieren — gab es noch Lanzenreiter, die auch den Harnisch trugen. Die Pikeniere (sie führten die Pike, einen fünf bis sechs Meter langen Spieß)

Stechhelm, 16. Jh.

und die Musketiere (nach der Muskete, einem Luntenschloßgewehr benannt) verzichteten oft auf einen leichten Helm und trugen einen großen Schlapphut, jedoch war auch eine Schützenhaube im Gebrauch.
Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts begann sich das Heerwesen völlig zu verändern. Die fast unumschränkt herrschenden absolutistischen Könige und Fürsten stellten als wichtigstes Machtinstrument im Staate stehende Heere aus geworbenen Söldnern auf. Diese blieben auch in Friedenszeiten Soldaten. Dadurch war das Heer ständig einsatzbereit, um fremde Gebiete zu erobern, feindliche Angriffe abzuwehren oder gegen unzufriedene Untertanen vorzugehen. In vielen Ländern, besonders in Brandenburg-Preußen, war der Soldat nichts weiter als ein Leibeigener in Uniform. Diese Uniform kennzeichnete ihn als Angehörigen eines Truppenteils des Heeres eines bestimmten Landesfürsten. Die militärische Kopfbedeckung wurde mehr und mehr für das Anbringen gut sichtbarer Symbole und Kennzeichen des absolutistischen Herrschers verwendet. Sie machten die Bindung des Soldaten an die Person des Landesherrn deutlich. Neben dem Namenszug des Dynasten, seinem Hoheitszeichen und Wahlspruch waren Helme und Mützen auch mit Ornamenten geschmückt.
Während bis ins 17. Jahrhundert der Helm auf die anderen Teile der Körperpanzerung abgestimmt war, wurde mit der Aufstellung stehender Heere die militärische Kopfbedeckung nun ein Teil der Uniform. In staatlich beaufsichtigten Manufakturen und Gewerben fertigten Handwerker Waffen und Uniformen nach einheitlichen Mustern.
Infanteristen waren im allgemeinen mit einem Hut, dem Dreispitz, Grenadiere und Füsiliere jedoch mit Mützen ausgerüstet


8
9
10

Morion, ab Mitte 16. Jh. *Zischägge, 17. Jh.* *Mantelhelm, 17. Jh.*



Sturmhaube, um 1560

Husar mit Tschako. Rußland 1827

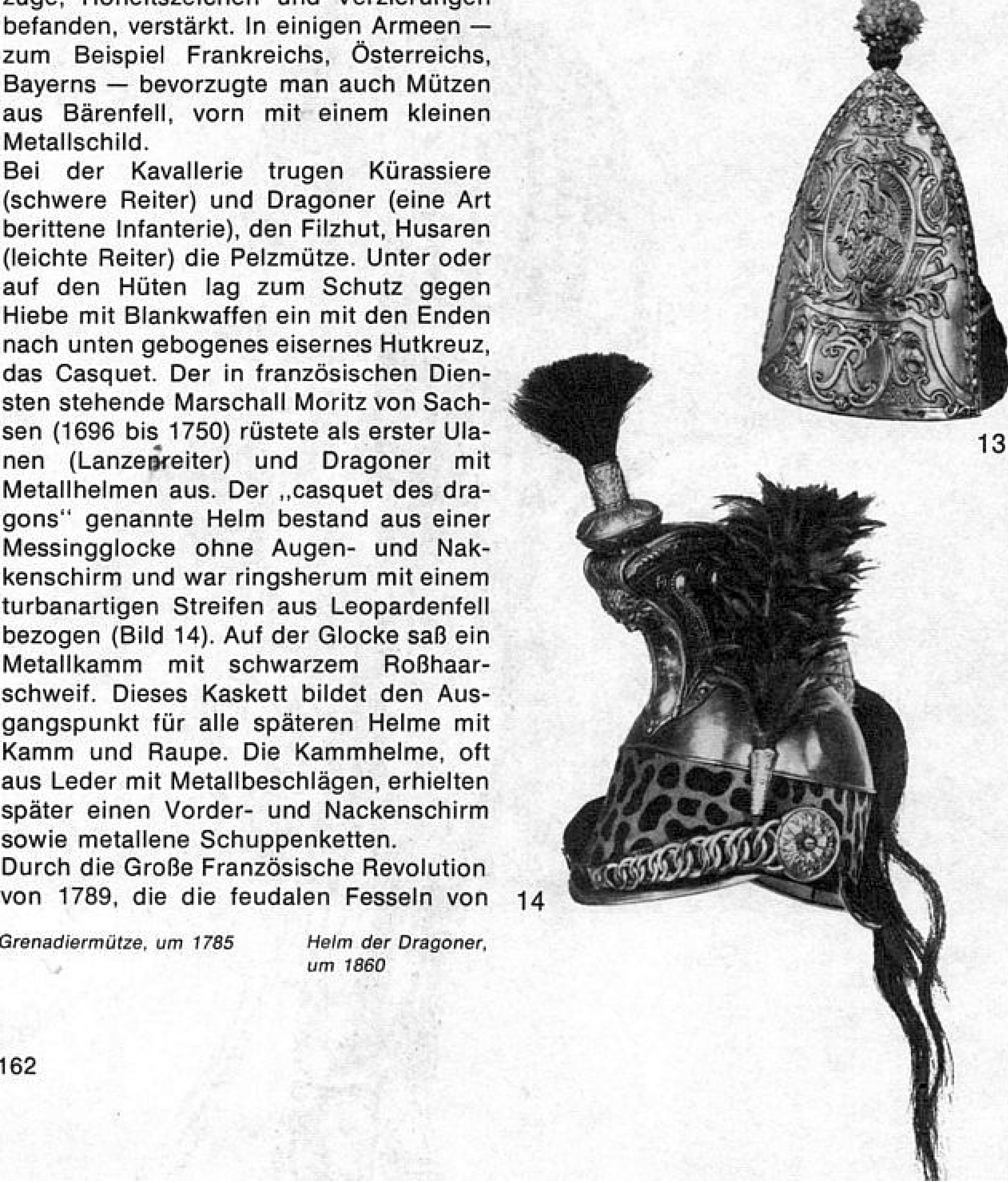


(Bild 13). Grenadiere warfen kugelige Sprenggranaten — Grenaden genannt. Dabei waren ihnen breite Hüte hinderlich; ebenso beim Umhängen des Gewehres. Der Name Füsiliere leitet sich vom französischen Wort fusil (Gewehr) ab. In den Füsilierregimentern wurden auch kleinere Männer eingeordnet. Vermutlich sollten sie für den Gegner durch die hohen Mützen größer erscheinen. Zur Handhabung des sehr langen Steinschloßgewehrs bevorzugte man nämlich größere Leute.

Die Mützen waren vorn durch metallene Mützenbleche, auf denen sich Namenszüge, Hoheitszeichen und Verzierungen befanden, verstärkt. In einigen Armeen — zum Beispiel Frankreichs, Österreichs, Bayerns — bevorzugte man auch Mützen aus Bärenfell, vorn mit einem kleinen Metallschild.

Bei der Kavallerie trugen Kürassiere (schwere Reiter) und Dragoner (eine Art berittene Infanterie), den Filzhut, Husaren (leichte Reiter) die Pelzmütze. Unter oder auf den Hüten lag zum Schutz gegen Hiebe mit Blankwaffen ein mit den Enden nach unten gebogenes eisernes Hutkreuz, das Casquet. Der in französischen Diensten stehende Marschall Moritz von Sachsen (1696 bis 1750) rüstete als erster Ulanen (Lanzenreiter) und Dragoner mit Metallhelmen aus. Der „casquet des dragons" genannte Helm bestand aus einer Messingglocke ohne Augen- und Nakkenschirm und war ringsherum mit einem turbanartigen Streifen aus Leopardenfell bezogen (Bild 14). Auf der Glocke saß ein Metallkamm mit schwarzem Roßhaarschweif. Dieses Kaskett bildet den Ausgangspunkt für alle späteren Helme mit Kamm und Raupe. Die Kammhelme, oft aus Leder mit Metallbeschlägen, erhielten später einen Vorder- und Nackenschirm sowie metallene Schuppenketten.

Durch die Große Französische Revolution von 1789, die die feudalen Fesseln von Bauern und Bürgern sprengte, entstand in Frankreich ein bürgerliches Militärsystem mit einer Nationalarmee aus rechtlich freien Bürgern. Die Revolutionäre entfernten die Zeichen der alten Staatsgewalt und hefteten an ihre Hüte und Mützen Symbole, Farben und Zeichen, die ihre neue Freiheit und den gesellschaftlichen Fortschritt kennzeichneten. In Anlehnung an die Taktik des Amerikanischen Unabhängigkeitskriegs (1776 bis 1783) bevorzugten die französischen Revolutionstruppen schwärmende Schützenlinien, die der alten Lineartaktik (Gefechtsordnung der



Grenadiermütze, um 1785

Helm der Dragoner, um 1860

Infanterie in flacher, dreigliedriger Aufstellung) überlegen waren. Auch die Uniformierung wurde von der zivilen Mode der Revolutionsjahre stark beeinflußt. So ersetzte beispielsweise die lange Hose die bisher übliche Kniehose.
Vorherrschende militärische Kopfbedekkung wurde nach und nach in fast allen europäischen Ländern der Tschako (Bild 12), der dem Zylinder ähnelte. Der Begriff stammt vom ungarischen „csákó", wie die Filzmütze der Husaren genannt wurde, ab. Die neue Kopfbedeckung bestand aus Filz, der kreisrunde Deckel, der Schirm und der Kinnriemen waren aus Leder. Die Dekoration des Tschakos — in einzelnen Ländern unterschiedlich — bestand vorwiegend aus Borten, Tressen, Kokarden, Schnüren, Metallbeschlägen mit Hoheitszeichen, Namenszügen und Puscheln. Sehr bald wurde der gesamte Tschako aus Leder hergestellt. In dieser Form war er etwa bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die vorherrschende militärische Kopfbedeckung.
Eine neuartige Form zeigt die von den Ulanen getragene Tschapka (Bild 15). Sie war polnischer Herkunft und entwickelte sich aus der zivilen polnischen Mütze — der Konfederatka — mit charakteristischem viereckigem Deckel. Die bisher genannten Filz- und Lederhelme boten keinen allzu sicheren Schutz gegen Hieb und Stich, schon gar nicht gegen Geschosse der Handfeuerwaffen. Eine Reform der militärischen Bekleidung in Preußen erbrachte 1842 neben dem typischen einreihigen Waffenrock als neuen Helm die Pickelhaube für Kürassiere, Infanteristen und Artilleristen (Bild 16). Sie erhielt als Verstärkung des ledernen Kopfteiles auf dem Scheitel ein metallenes Kreuzblatt mit großer Spitze. Auch viele andere deutsche Staaten — Oldenburg, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Weimar-Eisenach, Reuß, Anhalt, Mecklenburg und andere —



15 16

sowie Schweden, Norwegen, Rußland führten die Pickelhaube ein. Die Pickelhaube wurde zum Symbol des reaktionären preußischen Militarismus.
Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts führte ein bedeutender industrieller und technischer Fortschritt auch zu tiefgreifenden Veränderungen in der Militärtechnik. Hinterlader- und Mehrladergewehre mit Metallpatronen sowie Hinterladergeschütze verstärkten wesentlich die Feuerkraft. Sie zwangen zu aufgelockerter Kampfweise der Truppen, zu Schützenketten in zerstreuter Gefechtsordnung. Im Gegensatz zum Vorderlader ermöglichten die Hinterladergewehre auch das Schießen im Knien und im Liegen. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Wirkung der Waffen durch den Einsatz von Maschinengewehren — zunächst in den Kolonialkriegen der Imperialisten, zum Beispiel in Indien 1895, im Sudan 1898 — weiterhin erhöht. Bei der Artillerie steigerten Sprenggranaten, Schnellfeuergeschütze, verbesserte Beobachtungs- und Richtmittel wesentlich die Wirkung des Geschützfeuers. Rüstungsmonopole und

Tschapka, um 1827 *Pickelhaube, Modell 1842*



dem Kamm auf dem Scheitel zu erkennen. Während der englische Stahlhelm sehr flach und breit war, reichten beim deutschen Stahlhelm (Bild 19) die Seitenwände und der Nackenschutz weit nach unten. Diesen Helm erhielten im Frühjahr 1916 zunächst die bei Verdun eingesetzten deutschen Truppen. Der Anstrich des Helms war dunkelgrau, am Ende des Krieges erhielt er eine Tarnbemalung mit verschiedenfarbigen Streifen und Flecken. Für den Schützengraben bekamen manche Infanteristen zur Verstärkung des Stahlhelms eine aufsetzbare Vorderplatte und zum Schutz des Oberkörpers einen Sappenpanzer mit schwerem Brust- und dreiteiligem Bauchstück (Bild 21).
Heute wird der Stahlhelm in allen Ländern als Kopfschutz verwendet. In der Sowjetarmee gehörte bis 1932 der französische Helmtyp mit großem Sowjetstern, mit Hammer und Sichel auf der Stirnfläche zur Ausrüstung. 1933 wurde ein neues Modell



18

19

Kriegsministerien der imperialistischen Mächte waren ständig bemüht, Waffenwirkung und Waffenleistungen zu steigern, versäumten aber, den entsprechenden Körperschutz für den Soldaten vervollkommnen zu lassen. Die verheerenden Wirkungen zu Beginn des ersten Weltkrieges — von 100 Gefallenen verloren 47 ihr Leben durch Kopfverletzungen — zwangen zur Einführung des Stahlhelms.
In der französischen Armee erhielt der Soldat zunächst eine unter dem Käppi zu tragende Hirnhaube aus Eisenblech, die sogenannte Calotte, im Frühjahr 1915 einen Stahlhelm (Bild 18). Er ist leicht an

Helm der Leibgarde der Hartschiere, Bayern, 1852—1918

Französischer Stahlhelm, erster Weltkrieg

Deutscher Stahlhelm, erster Weltkrieg



Ehrenposten der NVA vor dem Mahnmahl für die Opfer des Faschismus und Militarismus in Berlin



21

eingeführt und 1939 ein weiteres, das die sowjetischen Soldaten auch während des Großen Vaterländischen Krieges von 1941 bis 1945 trugen (Bild 23).
Die Nationale Volksarmee der Deutschen Demokratischen Republik wurde mit dem Stahlhelm 56 (Bild 24) ausgerüstet. Die überschräge Form dieses Modells läßt Geschosse und Splitter im wesentlichen abgleiten, bietet Beobachtungs-, Bewegungs- und Gehörfreiheit. Im allgemeinen werden die Stahlhelme heute mit Netzen, Kapuzen oder speziellen Tarnüberzügen versehen, die sich in der Farbe zusammen mit den Kampfanzügen dem Gelände anpassen. Für Paradezwecke werden auch Helme aus Kunststoff getragen. Den Stahlhelm 56 tragen auch die Soldaten der Nationalen Volksarmee, die am Mahnmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus in Berlin Ehrenwache (Bild 20) halten.

22

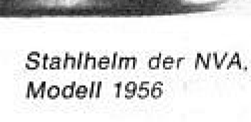
23

24

Sappenpanzer, erster Weltkrieg

„Budjonnowka", um 1920

Sowjetischer Stahlhelm, 1940



Stahlhelm der NVA, Modell 1956

Der Kampf um Saigon

Horst Szeponik

Maschinengewehre hämmerten, Granaten fuhren in das berstende Mauerwerk der Häuser, Handgranaten explodierten. Das Rasseln der Panzerketten vermischte sich mit dem Getöse der Kampfhubschrauber, die über den Dächern von Saigon kreisten und ihre Raketen abfeuerten. Mitten auf der Straße brannte ein Panzer, dicke schwarze Rauchwolken quollen aus dem Wrack ...

Die Sonne stand so hoch im Zenit, daß die Lichtmasten auf der Straße kaum einen Schatten warfen. Schließlich ebbten in der unerträglichen Mittagshitze die wütenden Attacken der amerikanischen Verbände und der südvietnamesischen Söldner ab. Ihre Panzer zogen sich in das Zentrum der südvietnamesischen Hauptstadt zurück. Einer der schwarz gekleideten Kämpfer der Befreiungsstreitkräfte, die sich an einem Hauseingang verbarrikadiert hatten, langte ein zerdrücktes Päckchen Zigaretten aus der Hosentasche und reichte es den Kameraden. Jetzt in der Kampfpause spürten sie wieder den unerträglichen Durst und Hunger, der sie quälte. Der Nachschub mit der Verpflegung stockte.

Plötzlich entdeckten die Männer, wie am anderen Straßenende eine kleine Gestalt von Baum zu Baum huschte und sich ihnen näherte. Sie erkannten einen Jungen, der einen Beutel mit sich schleppte. „Das ist doch der kleine Hai", meinte einer der Kämpfer, der Saigoner Dialekt sprach. Schweißtriefend und nach Atem ringend, erreichte der Junge die Stellung. Der schmächtige Hai, der vielleicht vierzehn Jahre alt sein mochte, sagte mit keuchender Stimme: „Brüder, ich bringe euch einige ‚Handgranaten' und ein paar ‚Raketen' (Bier und Weißbrote). Mich schicken die Einwohner aus dem 8. Stadtbezirk."

Die Männer klopften dem tapferen Hai anerkennend auf die Schulter und lobten ihn: „Das hast du gut gemacht, kleiner Bruder."

Dann langten sie kräftig in den Verpflegungsbeutel.

Eine Maschinengewehrgarbe, welche die Mittagsruhe unterbrach, ließ sie sofort zu den Waffen greifen. Vom Balkon in der zweiten Etage ertönte plötzlich die Stimme von Hai: „Seid vorsichtig, sie schießen aus dem gegenüberliegenden Geschäft." Die Kämpfer hatten automatisch zu ihren Waffen gegriffen, die Mündungen ihres Maschinengewehres und ihrer Schnellfeuergewehre vom Typ Kalaschnikow richteten sie auf den Laden. Ein Mann zielte mit der Bazooka (Panzerbüchse) auf den



Eingang und drückte ab. Schreie und Fluchen in dem Geschäft, wo sich eine Gruppe südvietnamesischer Söldner eingenistet hatte. Dann wurde es still, der feindliche Trupp hatte sich offensichtlich zurückgezogen.
Die Befreiungskämpfer waren in Deckung gegangen, und sie riefen dem Jungen zu, der auf dem Balkon in der zweiten Etage die Straße beobachtete, daß er sich in das schützende Innere des Hauses zurückziehen solle. Doch bevor Hai dieser Aufforderung nachkam, lehnte er sich noch einmal über die Brüstung und sah die Straße hinunter. Aufgeregt schrie er den Männern in den schwarzen Uniformen zu: „Es kommt ein Panzer, und dahinter verstekken sich amerikanische Soldaten!"
Der Tank kam nicht weit, eine Panzerfaust stoppte seine Fahrt, die in seiner Deckung befindlichen amerikanischen Soldaten zogen sich fluchtartig zurück. Auch dieser Angriff konnte von den Kämpfern zurückgeschlagen werden.
Eine feindliche Kugel hatte Hai am Arm erwischt. Ein Student, der eine rote Armbinde mit der gelben Aufschrift „Selbstschutzgruppe" trug, verband die Fleisch-

Einer der tapferen Befreiungskämpfer der FNL

wunde. Und zu den anderen Kämpfern gewandt, sagte er: „Während des Aufstandes der Pariser Kommune gab es einen Jungen, der Gavroche hieß. Er kämpfte genauso tapfer wie unser Hai."

Tet-Offensive im Jahr des Affen

Diese Episode schildert eine von ungezählten Heldentaten während der legendären Tet-Offensive. Am 30. Januar 1968 starteten die Befreiungsstreitkräfte, unterstützt von der südvietnamesischen Bevölkerung, einen Großangriff gegen die Stützpunkte und andere Positionen der amerikanischen Aggressoren. Er begann zur Zeit des Tet, des Frühlingsfestes und am Anfang des neuen Mondjahres. Nach dem buddhistischen Mondkalender steht jedes Jahr im Zeichen eines Tieres. In jenem Januar begann Mau Than, das Jahr des Affen. Nach einer alten vietnamesischen Legende soll es Sorgen und Unglück bringen, und man sagt, daß in ihm Königreiche untergehen werden ...

Das USA-Oberkommando in Südvietnam verfügte zu diesem Zeitpunkt über 500000 amerikanische Soldaten, etwa 70000 Südkoreaner, Thailänder, Filipinos, Australier und Neuseeländer sowie fast 700000 südvietnamesische Söldner. Die USA führten mit dieser riesigen Kriegsmaschine einen grausamen Ausrottungskrieg gegen die im Dezember 1960 gegründete Nationale Befreiungsfront (FNL).

Trotz zahlreicher Niederlagen hatten die amerikanischen Imperialisten noch immer nicht ihre Pläne aufgegeben, Südvietnam ein neokolonialistisches Regime aufzuzwingen. Das Land sollte als militärische Ausgangsbasis dienen, um die sozialistische Demokratische Republik Vietnam im Norden sowie die nationalen Befreiungsbewegungen in Kambodscha und Laos zu zerschlagen. Nach der Niederlage des französischen Imperialismus im Jahre 1954 und seinem Rückzug wollten die USA diese Region in ihren Machtbereich eingliedern.

Im Jahre 1965 hatte der damalige USA-Botschafter in Südvietnam, Henry Cabot Lodge, offenherzig die amerikanischen



Die legendäre Tet-Offensive der FNL vom 30. Januar bis 5. Februar 1968

Pläne umrissen, als er erklärte: „Derjenige, der Vietnam hält oder beeinflußt, ist imstande, die Zukunft der Philippinen und Taiwans im Osten, von Thailand und Burma mit ihren gewaltigen Reisüberschüssen im Westen und Malaysias und Indonesiens mit ihrem Kautschuk, Öl und Zinn im Süden zu bestimmen."
Diese globalstrategischen Ziele verfolgte Washington mit seiner Aggression. Kurz vor der Tet-Offensive 1968 hatte der amerikanische Oberbefehlshaber in Südvietnam, Vier-Sterne-General William C. Westmoreland siegessicher frohlockt: „Dem Vietcong (gemeint ist die Nationale Befreiungsfront — d. Verf.) scheint vorerst der Dampf ausgegangen zu sein." Als jedoch der Großangriff der Befreiungsstreitkräfte begann, mußte der überhebliche General mit seinem Stab in einen Betonbunker flüchten.
Schlimmer noch traf es die USA-Botschaft. Einige Monate zuvor war das Gebäude für den amerikanischen Statthalter in Saigon im Stil einer Festung errichtet worden. Umgeben von einer drei Meter hohen Betonmauer erhebt sich der weiße Klotz, dessen Fenster aus Sicherheitsglas von außen nicht zu sehen sind. Die amerikanischen Architekten haben sie hinter bienenwabenartigen Wänden versteckt, welche vor Geschossen schützen sollen. Nur am tiefsten Punkt jeder Vertiefung dringt etwas Tageslicht in die Zimmer des sechsstöckigen Gebäudes. Auf dem Dach befindet sich eine stählerne Plattform, auf der ständig ein Hubschrauber für den Botschafter bereitstand. Bewacht wurde der amerikanische Diplomatenbunker von einer Elitetruppe der US-Marineinfanterie. Und doch drang während der Tet-Offensive ein Kommando der südvietnamesischen Befreiungsstreitkräfte in das als uneinnehmbar gepriesene Gebäude vor und verteidigte sich mehrere Stunden gegen eine gewaltige Übermacht.

Sicher wie im Dschungel

Einheiten der Freiheitskämpfer hielten wochenlang ganze Stadtviertel von Saigon in ihrer Hand. Fast alle Stützpunkte und zahlreiche Provinzhauptstädte waren heftigen Angriffen ausgesetzt. Über der Zitadelle in der alten Kaiserresidenz Huë, der drittgrößten Stadt Südvietnams, wehte fünfundzwanzig Tage die rotblaue Fahne der Nationalen Befreiungsfront. Auf einer fast tausend Kilometer langen Front zwischen dem 17. Breitengrad im Norden und dem Kap Ca Mau im Süden des Landes versetzten die Befreiungsstreitkräfte den amerikanischen Aggressoren empfindliche Schläge. Die Pariser „Le Monde", ein großbürgerliches Blatt, resümierte bereits am 1. Februar 1968: „Es bedurfte nicht einmal 48 Stunden, und schon schwinden die letzten Mythen der amerikanischen Politik in Vietnam."
Während der Tet-Offensive starb die letzte große amerikanische Legende: Die Nationale Befreiungsfront besitze lediglich Positionen im Dschungel, in den Bergen und den Reisfeldern des Mekong-Deltas, aber Saigon und die anderen Städte seien für sie unerreichbar. Jetzt mußten die USA eingestehen, daß die Befreiungsfront auch in Saigon allgegenwärtig ist — in jedem Viertel, im Hafen, in Fabriken, in Amtsstuben und Militärdienststellen der Marionettenverwaltung.
In und um Saigon waren ein Drittel aller in Südvietnam eingesetzten amerikanischen Kampfverbände stationiert. Schon aus diesem Grund wähnten die Amerikaner die etwa 51 Quadratkilometer große Stadt als eine sichere Zuflucht für sich und für die von ihnen ausgehaltene Saigoner Verwaltung mit dem korrupten Chef Nguyen Van Thieu. Aber die meisten Einwohner wußten, was die Amerikaner und ihre Kollaborateure nicht wahrhaben wollten.

Ganze Stadtbezirke der südvietnamesischen Hauptstadt wurden von der Befreiungsfront kontrolliert. Der 8. und der angrenzende 4. Stadtbezirk, in denen die Unterkünfte der Ärmsten standen, galten schon immer als Domänen der FNL. Doch seit geraumer Zeit fanden auch im Zentrum, im 1. und 2. Stadtbezirk, geheime Zusammenkünfte der Patrioten statt — sozusagen unter den Augen des amerikanischen Botschafters und des Saigoner Verwaltungschefs Thieu, dessen Palast nur einen Steinwurf weit von der USA-Botschaft entfernt lag.

Wer bisher Zweifel über die weitverzweigte Organisation der Befreiungsfront gehegt hatte, wurde durch die Tet-Offensive eines Besseren belehrt. Um einen solchen Generalangriff vorzubereiten, brauchte man Wochen und Tausende und aber Tausende Helfer, die zum Gelingen beitrugen. Und doch blieben die Pläne der FNL geheim, und für die amerikanischen Aggressoren war die Überraschung vollkommen. Jener Schlag und auch die folgenden konnten so gezielt treffen, weil die Befreiungsfront überall Mitstreiter und Verbündete hatte: unter den Arbeitern, den Angestellten, Mittelschichten, Intellektuellen und Studenten sowie in der Saigoner Söldnerarmee und Marionettenverwaltung. Überall half die Bevölkerung. Die Einwohner gruben Tunnel, verbargen in den Städten die Kämpfer bis zum Beginn der Offensive, schmuggelten auf vielen Wegen die Waffen an die Einsatzorte und versorgten die Kämpfer mit Nahrung und Munition. Die Angehörigen der FNL konnten sich auch in den Städten so sicher wie im Dschungel bewegen.

„Inseln im rotblauen Meer“

Bereits in der ersten Phase der Tet-Offensive brach auf dem Lande das „Befriedungsprogramm“ — der Versuch der USA und des Saigoner Regimes, in den befreiten Dörfern und Gebieten die Terrorherrschaft wiederherzustellen — zusammen. Bereits im Jahre 1961 hatte Eugen Staley, ein amerikanischer Professor der Stanford-Universität, einen „Plan zur Befriedung Südvietnams innerhalb von 18 Monaten“ ausgearbeitet. Die ländliche Bevölkerung sollte in 16000 „strategische Dörfer“ gepfercht werden. Söldnerverbände vertrieben die Bauern aus ihren Heimatdörfern, nachdem man zuvor ihre Häuser und Reisvorräte verbrannt und die Felder verwüstet hatte. Dann wurden sie in die KZ-ähnlichen Siedlungen gebracht, die von Palisaden, Stacheldraht und Wachtürmen umgeben waren. Söldner und Polizei sollten die Verschleppten kontrollieren und jeden Kontakt mit der Nationalen Befreiungsfront und den Verbänden der Befreiungsstreitkräfte unterbinden.

Dieser Plan zur Isolierung der FNL mißlang. Mit Hilfe der Partisanen brachen die Bauern aus ihren Zwingburgen aus. Der Name von Professor Staley geriet zwar schnell in Vergessenheit, aber die USA hielten im wesentlichen an diesem Konzept fest. Sie versahen es nur mit neuen Namen. Erst nannten sie es „Aufbauplan für die ländlichen Gebiete“, dann führten sie ihre Terrorkampagne unter der Bezeichnung „Revolutionäre Entwicklung.“

Neben südvietnamesischen Kommandos wurden „Combined Action Teams“ (kombinierte Einsatzgruppen) aufgestellt, die sich aus fünfzehn Amerikanern und dreißig Angehörigen der Saigoner Miliz zusammensetzten. Sie hatten die Aufgabe, „Dörfer des alten Lebens“ — so genannt,





weil sie nicht unter Kontrolle der Saigoner Verwaltung standen — in „Dörfer neuen Lebens" umzuwandeln, indem alle Angehörigen der Nationalen Befreiungsfront „ausgeschaltet" werden sollten. Nach barbarischen Flächenbombardements der USA-Luftwaffe wurden die „kombinierten Einsatzgruppen" mit den militärischen Verbänden ausgesandt. Sie brandschatzten die Dörfer, und die Bewohner, die sich nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten, wurden in „Musterflüchtlingslager" deportiert. Die Einsatzkommandos verfolgten, folterten und mordeten alle, die „vietcongverdächtig" waren. Doch mit der Tet-Offensive endete auch diese Kampagne kläglich. Ihr Leiter, Robert W. Komer, der dem amerikanischen Geheimdienst CIA unterstand, wurde abberufen. Jetzt übernahmen die Militärs allein die „Befriedung".

Die USA starteten die Operation „Phoenix", die auch „beschleunigte Befriedung" hieß. Mit ihr sollte die „Infrastruktur des Vietcong", wie die Amerikaner die revolutionären Selbstverwaltungen bezeichneten, endgültig zerstört werden.

Das Massaker in Son My

Am 16. März 1968 bekam die C-Kompanie des 1. Bataillons der 20. US-Infanterie-Division den Auftrag, den Weiler My Lai 4, der zur Siedlung Son My in der Küstenprovinz Quang Ngai gehört, vom „Vietcong zu säubern". Ihr Kompaniechef Hauptmann Ernest Medina gab den Befehl, den Ort niederzubrennen, die Erntevorräte zu vernichten und die Brunnen zu zerstören. Der amerikanische Hauptmann zu seinen Zugführern: „Wenn wir da rauskommen, lebt nichts mehr."



Das Massaker von Son My

Einer der Mörder von der C-Kompanie

Zwei Kinder versuchen zu fliehen. Sekunden nach dieser Aufnahme sind sie ermordet

Nach der Ermordung der Einwohner legen sie Feuer, um ihre Opfer zu verbrennen

Eine Mutter mit ihrem kleinen Sohn — zwei der über 500 Opfer des Blutbads der amerikanischen Soldateska



Als der Zug von US-Leutnant Calley in das Dorf einrückte, saßen viele Familien vor ihren Häusern und frühstückten. Die amerikanischen Soldaten begannen, die Bewohner zusammenzutreiben. Ein Amerikaner stach einem Bauern das Bajonett in den Rücken und tötete ihn. Ein alter Vietnamese wurde gepackt und in einen Brunnen geworfen, ein Soldat schmiß eine Handgranate hinterher. Dann drang eine Gruppe in den Tempel ein, in den sich alte Frauen und Kinder geflüchtet hatten. Sie saßen zusammengekauert und weinten. Die Soldaten schossen ihnen in die Köpfe.
Todesschreie erfüllten die Luft, Hütten gingen in Flammen auf, überall lagen

Auf kein Land der Erde wurden so viele Bomben abgeworfen wie auf Vietnam. Zerstörte Reisfelder nordwestlich von Saigon



Leichen umher. Einige Soldaten durchstöberten die Sachen der Ermordeten nach Geld und Wertgegenständen. Andere schossen auf alles, was sich bewegte; auf Büffel, Hühner und Enten.
Leutnant Calley ließ indessen eine Gruppe von Dorfbewohnern an einem Wassergraben aufstellen. „Wir haben hier noch einen Job zu tun", grölte Calley. Die Soldaten begannen, die Menschen in die Grube zu treiben. Soldat Dursi, der zu Calleys Zug gehörte, gab später zu Protokoll: „Die Menschen im Graben schrien und heulten. Sie lagen aufeinander. Einige Mütter versuchten, ihre Kinder zu schützen."
Dann schossen die Amerikaner, voran Leutnant Calley, in den Graben, dessen Wasser sich rot zu färben begann. Soldat Sledge sagte später darüber aus: „Wie Calley sieht, daß sie noch leben, nimmt er sein Gewehr und legt sie um, einen nach dem anderen. Irgend jemand schrie: ‚Da läuft ein Kind!' Es war ein oder zwei Jahre alt, vielleicht aber auch vier oder fünf, Junge oder Mädchen, das konnte ich nicht erkennen. Der Leutnant rannte hinterher, packte es am Arm und schleuderte es in den Graben und schoß."

Vietnams tapferes Volk widerstand der 545000 Mann starken Aggressionsarmee der USA und besiegte die Söldnerarmee Thieus

Nach etwa drei Stunden bewegte sich nichts mehr in dem Dorf, seine Bewohner sind ausgerottet worden bis auf wenige, denen die Flucht gelang oder die wie ein Bauer, der mit einer leichten Verwundung unter einem Leichenhaufen lag, überlebten. Kompaniechef Medina brach den Mordfeldzug ab. Der Hauptmann sagte zynisch: „Die Party ist vorbei, für heute ist genug geschossen worden."
Im Lager Dotti, dem Standort der C-Kompanie, wurde das Massaker als großer Sieg gefeiert. Die Armeezeitung „Pacific Stars and Stripes" berichtete über das Blutbad in Son My: „Der Angriff ist wie ein Uhrwerk abgelaufen. Die Zügigkeit unserer Operation traf den Gegner völlig unvorbereitet." Amerikanische Blätter wie die „New York Times" meldeten den „Sieg in Son My" auf der Titelseite in ihren Ausgaben vom 17. März. Schließlich schickte auch der US-Oberkommandierende in Südvietnam, General Westmoreland, ein Glückwunschtelegramm an Hauptmann Medina: „Operation nordöstlich der Hauptstadt Quang Ngai am 16. März hat Feind schweren Schlag versetzt, beglückwünsche Offiziere und Mannschaften der C-Kompanie, 1. Bataillon, 20. Infanteriedivision, für hervorragenden Einsatz."
Wie die FNL-Nachrichtenagentur „Befreiung" berichtete, wurden bei diesem Blutbad, das an die Massaker der deutschen Imperialisten in Lidice und Oradour erinnerte, 502 Zivilisten, darunter 170 Kinder, getötet. Erst am 12. November 1969 sollte die amerikanische Öffentlichkeit von diesem Kriegsverbrechen durch die Enthüllungen eines amerikanischen Journalisten erfahren.



Finale Saigon

Doch die amerikanischen Imperialisten konnten die Niederlage nicht aufhalten — trotz Mordfeldzügen, trotz ständigen Bombenangriffen und Napalm, trotz „Free-kill-Zonen", in denen auf alles, was sich bewegte, geschossen werden durfte, trotz Einsatz von chemischen Giftstoffen, mit denen ganze Gebiete verseucht und ihrer Vegetation beraubt wurden. Trotz der „beschleunigten Befriedung" erweiterte die Nationale Befreiungsfront die revolutionären Machtorgane in allen Teilen des Landes: Im Juni 1969 wurde die Provisorische Revolutionäre Regierung Südvietnams gegründet.

Als die USA eine bis zu 545000 Mann starke Armee nach Südvietnam schickten und die Aggression mit dem Bombenkrieg gegen Nordvietnam ausdehnten, hatte der damalige amerikanische Außenminister Dean Rusk erklärt: „Wir beabsichtigen zu zeigen, daß der ‚Befreiungskrieg' ... kostspielig, gefährlich und zum Scheitern verurteilt ist. Wir müssen den Mythos seiner Unbesiegbarkeit zerschlagen ..."

Doch zur Überraschung der amerikanischen Globalstrategen zerbrach der Mythos von der Allmacht der USA. Sie konnten Vietnam, an dessen Seite solidarisch die Sowjetunion mit den sozialistischen Staaten und die friedliebenden Kräfte in der Welt stehen, nicht in die Knie zwingen. Die amerikanischen Imperialisten spürten plötzlich schmerzhaft selbst, was sie einfach nicht zur Kenntnis nehmen wollten: das veränderte internationale Kräfteverhältnis, das nach dem zweiten Weltkrieg von der Entstehung des soziali-

Angriff der FNL mit Panzerunterstützung

stischen Weltsystems und dem Zerfall der imperialistischen Kolonialreiche bestimmt wurde. Die USA mußten sich an den Verhandlungstisch setzen und die Befreiungsfront als legitimen Vertreter anerkennen.

Die Entwicklung in Vietnam bestätigte eindrucksvoll, was in dem Hauptdokument der Moskauer Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien im Juni 1969 festgestellt wurde: „Immer krasser tritt der Widerspruch zwischen der vom Imperialismus betriebenen ‚Politik der Stärke' und seinen realen Möglichkeiten zutage. Der Imperialismus ist außerstande, seine verlorene historische Initiative wiederzuerlangen, das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Die Hauptrichtung der Entwicklung der Menschheit wird vom sozialistischen Weltsystem, von der internationalen Arbeiterklasse, von allen revolutionären Kräften bestimmt. Der Krieg in Vietnam beweist am überzeugendsten den Widerspruch zwischen den aggressiven Plänen und seinem Unvermögen, sie zu verwirklichen. In Vietnam erleidet der mächtigste, der amerikanische Imperialismus Niederlagen."

Die USA hatten wirklich keine Mittel gescheut. Die amerikanischen Flugzeuge warfen 7,1 Millionen Tonnen Bomben über Vietnam ab, dreieinhalbmal soviel, wie im zweiten Weltkrieg insgesamt fielen. Der amerikanische Imperialismus gab für seine Ziele in Vietnam die gigantische Summe von 150 Milliarden Dollar aus. Doch am Ende stand die gesetzmäßige Niederlage.

Am 27. Januar 1973 mußten sie in Paris das „Abkommen über die Beendigung des Krieges und die Wiederherstellung des Friedens in Vietnam" unterzeichnen. Am 29. März 1973 verließ die letzte amerikanische Kampfeinheit Südvietnam, damit standen zum erstenmal seit 115 Jahren keine ausländischen Truppen auf vietnamesischem Territorium.



Doch die USA trieben weiterhin ein doppeltes Spiel. Sie unterstützten und ermutigten die Saigoner Verwaltung des General Nguyen Van Thieu zur Sabotage des Pariser Abkommens. Die Söldner der Marionettentruppen erhielten weiterhin amerikanische Waffen und Munition, mit denen sie die Gebiete überfielen, die von der Provisorischen Revolutionären Regierung verwaltet wurden. Die Einwohner in ihrem Machtbereich, die sich zum Pariser Abkommen bekannten und für die nationale Aussöhnung einsetzten, wurden grausam verfolgt. Bis zum 10. Januar 1975 hatte das Thieu-Regime über 532000mal das Pariser Abkommen verletzt.

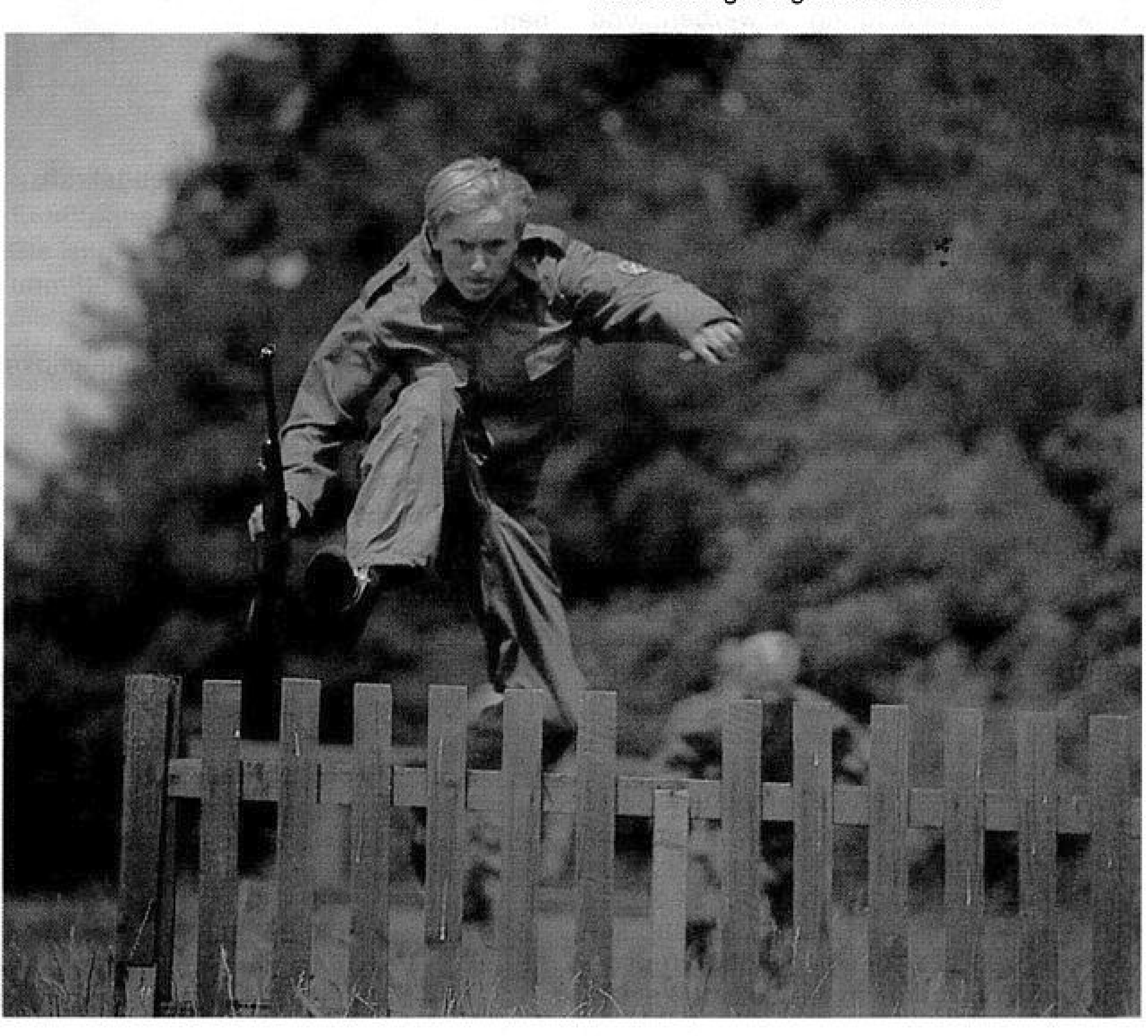
Unterstützt von der Bevölkerung Südvietnams, gingen im März 1975 die Befreiungsstreitkräfte zur Generaloffensive über. Wie ein Kartenhaus fiel das volksfeindliche Thieu-Regime zusammen, das sich auf die Bajonette einer 1 Million Mann zählenden Söldnerarmee und ein Häuflein Kriegsgewinnler gestützt hatte. Am 30. April 1975 wurde über dem Präsidentenpalast in Saigon die rotblaue Fahne der Provisorischen Revolutionären Regierung gehißt. Vietnams tapferes Volk hatte seine Unabhängigkeit und Freiheit errungen.

Der Minister für Nationale Verteidigung der DDR, Armeegeneral Heinz Hoffmann, übergibt eine Spende der Nationalen Volksarmee

Kleines GST-Lexikon

Curt Möller

Am 7. August 1952 wurde die Gesellschaft für Sport und Technik gegründet. Das ist nun schon fast 25 Jahre her. Hunderttausende von jungen Bürgern sind seitdem in der GST tätig geworden, haben sich in ihrer Freizeit viele Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten auf wehrpolitischem und militärfachlichem Gebiet angeeignet, haben gut vorbereitet ihren Wehrdienst absolviert, dienen als Soldat auf Zeit, als Unteroffizier auf Zeit, als Berufsunteroffizier oder auch als Berufsoffizier in der Nationalen Volksarmee. Auf den folgenden Seiten sollen die GST und die vormilitärische Ausbildung vorgestellt werden.



Gesellschaft für Sport und Technik (GST)

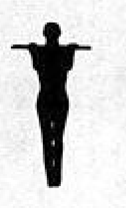
Sie ist die sozialistische Wehrorganisation in der DDR für die vormilitärische und wehrsportliche Erziehung und Bildung vor allem junger Bürger und will in engem Zusammenwirken mit dem sozialistischen Jugendverband, der Freien Deutschen Jugend, Bereitschaft und Fähigkeit zur Verteidigung des Sozialismus fördern. Hauptaufgabe der GST ist, den Jugendlichen zu helfen, sich so auf den Wehrdienst vorzubereiten, daß sie diesen als Klassenauftrag erkennen, sich durch eine qualifizierte vormilitärische Ausbildung und wehrsportliche Tätigkeit die hierfür notwendige Befähigung erwerben und sich als klassenbewußte, standhafte und disziplinierte Verteidiger des Sozialismus bewähren.

Vormilitärische Grundausbildung

Sie ist die erste Stufe der unmittelbaren Vorbereitung auf den Wehrdienst. In ihr werden die Jugendlichen mit Grundelementen der militärischen Disziplin und Ordnung, des Schießens, der Topographie, der militärischen Körperertüchtigung, der Ersten Hilfe, des Schutzdienstes sowie mit den grundlegenden Dienstvorschriften der Nationalen Volksarmee vertraut gemacht. Dieses Ausbildungsprogramm umfaßt 60 Stunden.
Es enthält unter anderen Themen wie: Sinn des Soldatseins; Orientieren im Gelände, Entfernungsschätzen, Überwinden von Hindernissen; Schießen mit der Ausbildungswaffe der GST; Intervalläufe bis zu 3000 m, Training von Elementen des Achtertestes, Erlernen der Technik und der Methoden des Überwindens der 200-m-Sturmbahn; Gewöhnen an exakte Ausführung gegebener Kommandos; Vertrautwerden mit dem Schutz vor Kernwaffen und chemischen Kampfstoffen; kameradschaftliche Hilfe gegenüber Verletzten und Möglichkeiten der Selbsthilfe. Die Ausbildung beschließt eine Abschlußübung, in der jedem einzelnen sichtbar wird, welchen Grad an Kenntnissen und Fähigkeiten er sich angeeignet hat.
Mit der Teilnahme an der vormilitärischen Grundausbildung hat sich der Jugendliche Voraussetzungen geschaffen, um eine vormilitärische Ausbildung für die Laufbahnen der NVA absolvieren zu können.

Achtertest

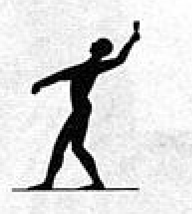
Der Achtertest zeigt dem Jugendlichen, ob er sich ausreichend sportlich auf den Wehrdienst vorbereitet hat. Er soll folgende Mindestforderungen erfüllen können:



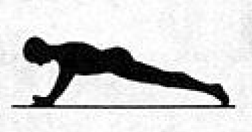
4 Klimmzüge,
um die Armbeugekraft
zu ermitteln;



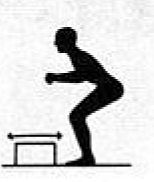
60-m-Lauf in 9,5 s
aus dem Hochstart,
um die Grundschnelligkeit
zu messen;



30-m-Weitwurf
der 600 g schweren
Übungshandgranate, um
die Wurfkraft zu prüfen;



14mal Beugen und Strecken
der Arme im Liegestütz,
um die Armstreckkraft
festzustellen;



20 Schluß-Strecksprünge
aus der Hockstellung, um
die Sprungkraft zu prüfen;



4,5 m an einem Tau klettern, um die Kraft des Schultergürtels zu prüfen;



1000-m-Lauf in 3:50 min, um die Ausdauer zu proben;



200-m-Sturmbahn in 2:10 min überwinden, um komplex die Schnelligkeit, Gewandtheit, Kraft und Ausdauer zu überprüfen.

Vormilitärische Ausbildung für die Laufbahnen der NVA

Sie ist gewissermaßen die zweite Stufe der unmittelbaren Vorbereitung auf den Wehrdienst. Hierbei geht es vor allem um die zielgerichtete Aneignung von Spezialkenntnissen eines künftigen mot. Schützen, Tastfunkers, Fernschreibers, Militärkraftfahrers, Fallschirmjägers, Flugzeugführers, Tauchers oder Matrosenspezialisten. In diesen spezifischen Vorbereitungen auf den Armeedienst — den Grundwehrdienst, die Dienste als Soldat, Unteroffizier oder Offizier auf Zeit, als Berufsunteroffizier oder Berufsoffizier — gilt allgemein, daß die Teilnehmer ihre Kenntnisse über die Notwendigkeit der Verteidigung des sozialistischen Vaterlands vertiefen, ihre Klassenposition festigen, reifere Kenntnisse in der Schieß-, Exerzier- und Sanitätsausbildung erwerben und das körperliche Leistungsvermögen erhöhen.
Für alle Laufbahnen wird die vormilitärische Ausbildung mit einer mindestens zehnstündigen Abschlußübung beendet.

Laufbahnausbildung mot. Schützen

Sie dient dazu, künftige mot. Schützen, Panzersoldaten, Artilleristen oder Grenzsoldaten durch die Vermittlung entsprechender Spezialkenntnisse auf ihre Laufbahn in der NVA oder in den Grenztruppen der DDR vorzubereiten.
In der Geländeausbildung bei Tag und Nacht wird erlernt, selbständig und im Rahmen der Gruppe zu handeln und sich unter Ausnutzung des Geländes zu bewegen, werden Fertigkeiten im Tarnen erworben, lange Märsche durchgeführt und ein geeigneter Lagerplatz hergerichtet.
Die Topographieausbildung vertieft die bereits erworbenen Kenntnisse, lehrt, sich auch nachts im Gelände zurechtzufinden, und vermittelt die Grundregeln zur Anfertigung von Skizzen. Höhepunkt bildet eine Abschlußübung, bei der besonders Ausdauer, Mut und Einsatzbereitschaft des Teilnehmers gefordert werden.
Leistungsvergleiche zwischen den Gruppen, Zügen und Hundertschaften sowie Bestenermittlungen fördern die Leistungsbereitschaft.

Laufbahnausbildung Tastfunker/ Fernschreiber

Sie hat das Ziel, die künftigen Nachrichtensoldaten vor allem für die Anforderungen des Tastfunk- bzw. des Fernschreibdienstes zu befähigen. Voraussetzungen für diese Laufbahnen der NVA sind die Diensttauglichkeit hierfür, der Abschluß der 10. Klasse und nach Möglichkeit ein artverwandter Beruf. In der GST-Ausbildung lernt der Jugendliche die zur Verfügung stehenden Funkgeräte kleiner Leistung kennen und sie in allen Betriebsarten sicher zu bedienen. Zur Ausbildung gehört die Befähigung, Funknachrichten in gleichmäßigem Rhythmus, bei gleichbleibendem Tempo und in guter Qualität zu senden. Funknachrichten müssen im Hören aufgenommen und in Funkschrift nie-





dergeschrieben werden; es geht um Regeln des Funkbetriebsdienstes ebenso wie um die Betriebsfähigkeit der Funkgeräte.
Der Fernschreiber lernt das Zehnfinger-Blindschreiben auf der Fernschreibmaschine, das Senden und Empfangen von Fernschreiben entsprechend den dafür bestehenden Regeln. Der Umgang mit den Geräten, ihre Pflege und Wartung gehören ebenfalls dazu.
Auch im Rahmen dieser Ausbildung bilden Leistungsvergleiche, Wettkämpfe und Bestenermittlungen Höhepunkte.



Laufbahnausbildung Militärkraftfahrer

In diese Ausbildung werden Jugendliche einbezogen, die ihren Ehrendienst als Militärkraftfahrer, Soldat auf Zeit, Berufsunteroffizier oder Berufsoffizier leisten werden. In der Ausbildung auf den GST-eigenen LKW vom Typ W 50 bzw. S 4000 werden unter verschiedenen Orts-, Gelände- und Witterungsbedingungen, bei Tag und Nacht entsprechende Grundkenntnisse vermittelt, die den Anforderungen in der Armee nahekommen. Die Jugendlichen können sich gründliche technische Kenntnisse und gute fahrpraktische Fähigkeiten aneignen. Sie lernen den Aufbau, die Arbeitsweise und das Zusammenwirken der Baugruppen und Aggregate kennen und werden mit den gesetzlichen Bestimmungen vertraut gemacht, die zur Führung eines derartigen Kraftfahrzeugs bekannt sein müssen. Sie lernen Bewährungssituationen meistern und Mut und Geschicklichkeit zu entwickeln.
Im Verlauf der Ausbildung erwirbt der Jugendliche die Fahrerlaubnis der Klasse 5.

Laufbahnausbildung Matrosenspezialist

Sie bildet die Voraussetzung für den Dienst als Matrosenspezialist der Volksmarine

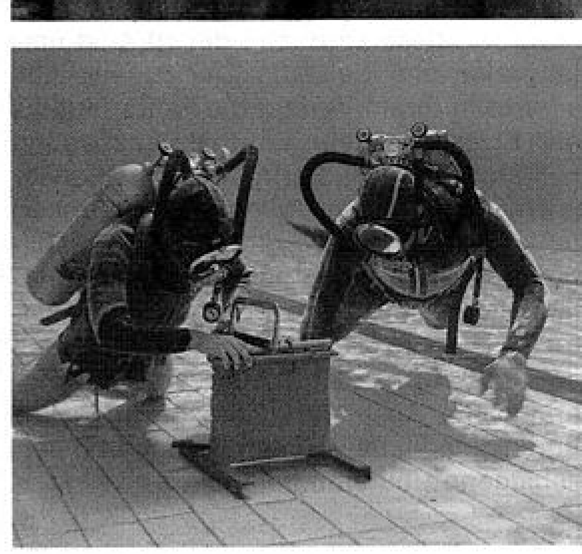

M-WM











der NVA. Rund $^2/_3$ der Ausbildung dient unmittelbar der seemännischen Ausbildung in Theorie und Praxis. Der Jugendliche erhält Unterricht in Bootskunde und Segeltheorie, lernt die Tauwerksarten, das Blockwerk, Logge und Lote, Ankerarten, Ankerketten und Ankereinrichtungen kennen, übt sich im Knoten, Aufsetzen eines einfachen Taklings und erhält die Befähigung, einen Kutter ZK 10 unter Riemen und Segel selbständig zu führen. Er wird mit den gesetzlichen Bestimmungen zum Führen von Ruder- und Segelbooten und mit den wichtigsten Tätigkeiten des Dienstes an Bord vertraut gemacht. Die Ausbildung fördert die Entwicklung von Kraft, Ausdauer und Gewandtheit. Darüber hinaus erhalten Matrosenspezialisten und künftige Offiziere der Volksmarine die Möglichkeit, ihre Ausbildung auf einem Schiff der GST-Marineschule „August Lüttgens" zu vervollkommnen und zu vollenden.

Laufbahnausbildung Fallschirmjäger

Sie stellt an die Teilnehmer hohe Anforderungen in bezug auf Kraft, Ausdauer, Geschicklichkeit, Gewandtheit und Schnelligkeit. Die vormilitärische Ausbildung für diese Laufbahn der NVA ist umfangreich und vielseitig. Der Jugendliche erwirbt in ihrem Verlauf die Fahrerlaubnis der Klasse 5 (siehe Laufbahnausbildung Militärkraftfahrer), Fertigkeiten als Funker (siehe Laufbahnausbildung Tastfunker) und erhält eine harte körperliche Ausbildung. Er erwirbt die theoretischen Grundlagen des Fallschirmsprungs bei Einzel- und Gruppensprüngen, lernt das Packen der Fallschirme, absolviert eine sprungpraktische Ausbildung, die Sprünge aus unterschiedlichen Höhen umfaßt und verschiedene Übungen beinhaltet.

Laufbahnausbildung Flugzeugführer

Sie ist notwendige Voraussetzung, um später als Flugzeugführer der NVA in einem modernen Überschalljagdflugzeug zum Schutz des Luftraums der DDR und der sozialistischen Staatengemeinschaft beitragen zu können. Zum umfangreichen Ausbildungsprogramm gehört der Erwerb gründlicher Kenntnisse auf flugtheoretischem wie flugpraktischem Gebiet: Flugzeugzelle und Triebwerk, die elektro-, geräte- und funktechnische Ausrüstung des Flugzeugs, Aerodynamik, Navigation und Meteorologie, Sicherheitsbestimmungen für den Flugbetrieb. Die flugpraktische Ausbildung erfolgt in modernen Übungsflugzeugen der GST mit Kolbentriebwerk, in der den Jugendlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten im selbständigen Steuern eines Motorflugzeugs vermittelt werden.

Laufbahnausbildung Taucher

Sie dient der Vorbereitung künftiger Spezialisten der NVA für die Landstreitkräfte und für die Volksmarine. In der GST wird die Ausbildung mit Drucklufttauchgeräten durchgeführt. Die Teilnehmer werden befähigt, um sicher tauchen zu können, ihre Taucherausrüstung selbständig und vorschriftsmäßig klarzumachen, zu überprüfen und anzulegen, die wichtigsten Knoten und Spleiße anzufertigen und in der Praxis richtig anzuwenden. Sie erhalten einen Überblick über die Praxis des Taucherwesens und die Einsatzmöglichkeiten in der NVA, in der GST und im Industrietaucherwesen, lernen die Gesetze anzuwenden und einzuhalten. Entsprechend den hohen Anforderungen sind hier eine gute Auffassungsgabe und Entscheidungsfähigkeit unerläßlich sowie eine ausgezeichnete geistige und körperliche Verfassung.

Wehrsport

Er hilft den Jugendlichen einerseits, sich auf die vormilitärische Ausbildung vorzubereiten, und gibt andererseits die Möglichkeit, sich auf vielen Gebieten der technischen Sportdisziplinen zu betätigen. Er umfaßt das Sportschießen, den Militärischen Mehrkampf, den Nachrichten-, Motor- und Flugsport, das Fallschirmsportspringen, den See- und Tauchsport, den Flug-, Schiffs- und Automodellsport.

Abzeichen „Für vormilitärische und technische Kenntnisse“

Dieses Abzeichen gibt es in zwei Stufen.
Das Abzeichen der Stufe I kann der Teilnehmer an der vormilitärischen Grundausbildung nach Abschluß des 60-Stunden-Programms erlangen.
Das Abzeichen der Stufe II kann nach Abschluß einer betreffenden Ausbildung für die Laufbahnen der NVA erworben werden. Entsprechend den jeweiligen Ausbildungsprogrammen umfaßt das Abzeichen in beiden Stufen folgende Bedingungen:

- Teilnahme an der Abschlußübung
- Teilnahme an allen wehrpolitischen Bildungsmaßnahmen und Absolvierung von mindestens 80 Prozent der weiteren Ausbildungsmaßnahmen
- Erfüllung der Bedingungen für die Schießübungen
- Erfüllung der Normen des Achtertests
- Erfüllung der jeweiligen Normen in den Spezialgebieten

Darin eingeschlossen ist, daß der Jugendliche in seinem Gesamtverhalten Disziplin, Ordnung und hohe Einsatzbereitschaft in der vormilitärischen Ausbildung zeigt.

Abzeichen „Für vormilitärische und technische Kenntnisse“



Stufe II

mot. Schütze *Fallschirmjäger* *Taucher*



Flugzeugführer *Militärkraftfahrer* *Matrosenspezialist*



Tastfunker/ Fernschreiber

Jemand fragt: Möchtest du Berufsoffizier werden?

Ottokar Domma

Der eine:
Warum nicht,
wenn man mir verspricht,
daß ich hier in der Stadt,
wo man Freunde und Mädchen hat,
bleibe.
Wer aber denkt,
daß ich irgendwo bei Mittweida
oder in der märkischen Taiga
meine Zeit vertreibe —
dann danke! Geschenkt!

Der andere:
Im Prinzip ja.
Denn der Dienst in der NVA
ist aus staatsbürgerlicher Sicht
Ehrenpflicht.
Aber — zum Berufsoffizier,
so scheint es mir,
muß man geboren sein.
Außerdem bin ich wegen Bandscheibenschaden
ungeeignet zum Berufssoldaten.
Das sehen Sie doch ein?

So gesehen, haben die beiden
ein ideologisches Rückgratleiden.

Und dieser:
Offizier?
Das muß ich mir
noch gründlich überlegen.
Ich bin nicht dagegen,
aber von einem Kommandeur
verlangt man mehr.
Nicht wer Befehle erteilt,
hat Autorität,
sondern wer sie begreift.
Nur Dummköpfen fällt
das Befehlen leicht.
Ich denke also
— das fällt mir so ein —
der Offizier muß sowohl Lehrer
als auch Schüler sein.

Ist die Antwort auch noch offen,
so läßt sie doch hoffen.

Der Soldat und das Mädchen

Ansprache des Feldwebels Rainer S.
an den Unteroffizier Peter K.
zum Zwecke der moralischen
Wiederaufrichtung des letzteren
unter Verwendung der
höchstpersönlichen Erfahrungen
des ersteren

Sigrid Vogel

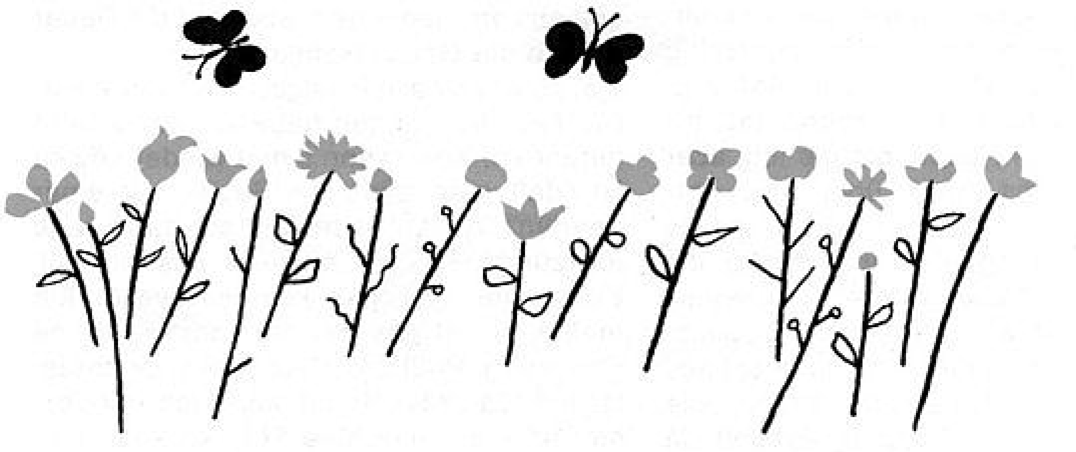


Weißte, wenn ich dir das erzähle, dann deshalb, weil ich sehe, wie du seit ein paar Tagen die Ohren hängen läßt. Kann mir schon denken, was dich schafft, brauchst mir gar nichts weiter zu sagen, die Andeutung neulich hat mir genügt. Warum? Weil ich es selber durchhabe, ich meine, die Sorgen mit der Freundin.
Vor vier Jahren, als ich meine Einberufung bekam, hatte ich kurz vorher ein nettes Mädchen kennengelernt. Sie machte gerade ihr Abitur. Hat mir mächtig imponiert, wie sie so aussah: sportlich, schlank, dunkle Haare, hübsches Gesicht und auch sonst alles karascho, wenn du weißt, was ich meine. Nicht übel, dachte ich bei mir, Alter, hier bleibst du dran. Dachte, könnte was Festes werden. Naja, bis dahin war ich so 'rumgeschwirrt, mal hier, mal da, wenig verpaßt, immer auf dem laufenden. Aber

das mit Gitta, so hieß sie, ging tiefer. Ich dachte also, hier muß man ganz anders vorgehen — behutsam, nichts kaputtmachen durch blinde Hast, sich von der besten Seite zeigen. Schließlich war ich nicht Hustensaft, hatte was zu bieten — ich meine Persönlichkeit und so, Charakter, kein heuriger Hase und Leichtfuß. Mit zwanzig Jugendbrigadier ist doch was, oder? Am Anfang denkt man nicht so viel an die Zukunft, an das, was werden wird, wenn man ein Mädchen gut findet. Man will erst mal mit ihr bekanntwerden, sie kennenlernen, lieben vielleicht. Wenn man sich dann liebt, ist es schön, und Gedanken an mögliche Schwierigkeiten, die auftreten könnten, weil einer oder der andere außer lieben vielleicht noch was anderes will und sich das eventuell nicht so ganz zusammenfügt, solche Gedanken werden beiseite geschoben, ausgeklammert, vertagt. Das ist eben der Fehler, glaube ich, damit fängt's an. Drum prüfe, wer sich ewig bindet, sagte der alte Schiller, oder was weiß ich wer. Hatte jedenfalls recht, der Mann. Ich hatte mich, schon bevor ich Gitta kennenlernte, für drei Jahre verpflichtet, Soldat auf Zeit, wollte vielleicht sogar Berufssoldat werden. Wir hatten mal flüchtig darüber gesprochen, als die Rede davon war, daß sie zum Studium nach Leipzig gehen sollte. Ich sagte, daß ich ja auch bald weg müßte. Armee und so. Naja, lachte sie, müssen ja alle, nicht wahr? Werden wir schon überstehen. Da dachte sie immer noch an achtzehn Monate, verstehste? Ich sagte nichts weiter darauf, redete von was anderem oder tat was anderes, machte jedenfalls mehr Spaß, als mit ihr über die Rolle der Bedeutung der Notwendigkeit zu diskutieren, klar was? Ich wollte sie unbedingt behalten, wagte mich ziemlich weit aus der Deckung dabei, meinte, es wird schon werden. Wenn du sie erst fest genug hast, dachte ich so, dann wirst du ihr die Wahrheit so leise weinend beibringen, und sie wird sich abfinden. Dachte 'ne Menge in der Zeit, aber es war großer Mist dabei, Alter. Die glücklichen Tage ohne Sorgen vergehen schnell, und plötzlich stehst du mit dem Koffer in der Hand auf dem Bahnhof und siehst die Tränen in ihren Augen und dir wird ganz schwummrig, weil du ihr nun doch die Wahrheit sagen mußt. Es war ein Schlag für sie, als ich ihr das mit den drei Jahren zum Abschied sagte, kannste mir glauben, war 'n Volltreffer. Die Abschiedstränen verwandelten sich in solche der Enttäuschung und des Zorns. Ich versuchte, ihr in aller Hast zu erklären warum und wieso. Vergeblich. Operierte mit dem Hinweis, daß man als Unteroffizier mehr Rechte hat, Ausgang und so, aber ich spürte selbst, daß das ein schwaches Argument war. War ja auch nicht mein Motiv gewesen, als ich mich verpflichtet hatte. Man verpflichtet sich ja nicht für drei Jahre nur wegen ein paar Stunden mehr Ausgang, wär ja witzlos. Sie sagte nur immer ganz geschafft: „Drei Jahre, drei Jahre, Mensch, das überblicke ich ja gar nicht. Du hättest mir das früher sagen müssen, hast mich 'reingelegt", na und so weiter. Ich stand ziemlich bedeppert 'rum, war auch keine Zeit mehr, die Sache zu klären. Es war der Anfang vom Ende.

Bin dann weg, weißt ja, wie die ersten Tage und Wochen verlaufen. Grundausbildung — hast ja gar keine Zeit und Kraft, an die Probleme zu Hause zu denken. Aber doch blieb es immer drin in meinem Kopf, und ich bekam auch bald mächtige Sehnsucht nach ihr. Ich schrieb ihr — keine Antwort, wieder geschrieben — wieder keine Antwort. Doch kurz vor dem ersten Urlaub ein Brief, daß sie so allein sei, sich gar nicht mehr zurechtfände, Sehnsucht habe. Na Genosse, da hat's bei mir aber geklingelt. Nur gut, daß ich ein paar Tage später zu ihr fahren konnte. Weißte, Briefe von zu Hause sind so eine Sache. Sie können alle

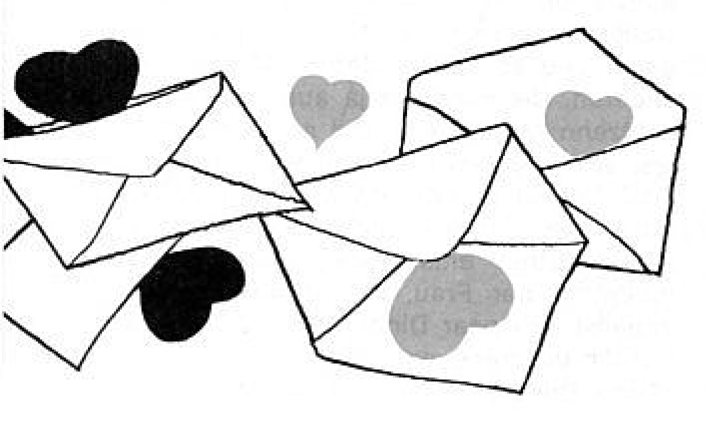




möglichen Gefühle in dir auslösen. Sind sie verständnisvoll gehalten, macht es dich ruhig und sicher. Sind sie ein einziges Lamento über die täglichen Sorgen zu Hause und die Nöte der Trennung, wirst du nervös — möchtest hin und zupacken, helfen und die Liebe auffrischen. Ich hatte einen Kumpel, der war schon zwei Jahre verheiratet, als er zur Fahne kam. Seine Frau wollte immer wissen, welche Schießergebnisse er hatte und ob er überhaupt immer auf Zack war. Das hat ihn regelrecht beflügelt, er wußte, sie war stolz auf ihn. War 'ne Genossin, 'ne richtige Soldatenfrau. Die wußte, warum ihr Klaus dabei war. Hat man selten in dieser Güte, leider. Klar ist es für die Frauen nicht leicht, wenn sie jahrelang allein sind. Flitterwochen sind was anderes. Aber manche denken, ihre Männer machen sich einen fröhlichen Tag und lassen sie mit ihren Sorgen sitzen, andre Städtchen, andre Mädchen. Es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, daß wir nicht aus Langeweile hier sind und uns die Trennung genauso schwerfällt. Ein aufmunterndes Wort von zu Hause, Verständnis für die Aufgabe, die man übernommen hat, und Vertrauen — das braucht der Soldat. Wenn er immer nur daran denken muß, daß sein Mädchen wütend auf ihn ist, bloß, weil er nicht bei ihr sein kann, oder daß sie ihn deshalb verläßt, weil ja andere da sind, die mehr Zeit haben — verdammt, dann zittert seine Hand beim Schießen, und mit dem Sonderurlaub ist es Essig. Dann kann einem jeder Tag zur Qual werden, und die Dienstdurchführung sieht danach aus.

Also meine Gitta empfing mich gnädig, hatte sich die Sache überlegt, dachte ich. Ich schüttete einige Eimer Asche auf mein im Pulverdampf ergrautes Haupt, große Eimer, klar was? Die paar Tage Urlaub waren sehr schön, aber so richtig zum Klarschiffmachen kam ich nicht, und als ich abfuhr, ging der Zirkus wieder los. Ich sollte doch meine Verpflichtung zurückziehen und so. Ich fragte sie, wie sie sich das vorstelle und ob sie vielleicht mit einem Mann leben wolle, der wortbrüchig wird und sich der Verantwortung entzieht, sich feige drückt? Ein Wort gab das andere, und sie nannte mich einen Wichtigtuer, der bloß überall ganz vorn sein wolle, der denke, daß es ohne ihn nicht gehe, und es sollten doch erst mal die anderen, die machten ja auch alle bloß achtzehn Monate, na und so weiter. Ich war sauer, und wir trennten uns ziemlich kühl. Mir wurde klar, daß wir uns nicht so gut kannten, daß wir uns endgültig füreinander hätten entscheiden können. Du mußt mit der Frau, die du fürs Leben anpeilst, ein paar Dinge mehr klären als nur die Bettfrage, wenn du weißt, was ich meine. Die Dinge des Lebens und so, die

wichtigsten Entscheidungen, die mal kommen — darüber muß man sich rechtzeitig verständigen, sonst gibt's 'nen Rohrkrepierer, klar was? Die Trennung tat mir verdammt weh, ihr auch, glaube ich, aber wir konnten uns nicht über den entscheidenden Punkt einigen. Sie hatte da eben keine Haltung, ich meine, keine, die ich für richtig halte. Wollte ihr privates Glück, und das so schnell wie möglich. Trotzdem: Sie ging mir nicht so leicht aus dem Kopf. Ich überlegte immer wieder, wie ich ihr das klarmachen sollte, so, daß sie es verstand und wir zusammenbleiben könnten. Aber es führte kein Weg 'rein — wir sahen uns zwar noch ein paarmal, aber sie versuchte jedesmal, mich von meinem Entschluß abzubringen, und ich hatte mich inzwischen entschieden, Berufssoldat zu werden. Es wurde immer klarer, daß sie nicht die Frau war, die ich brauchte, und so haben wir uns schließlich getrennt. Nicht gerade als Freunde, aber auch nicht so mit Krach und Selbstmordversuch — nein, waren beide ziemlich ruhig und vernünftig. Sie sah ein, daß mein Beruf die unbedingte Übereinstimmung zwischen den Partnern verlangte und daß eine jahrelange Quälerei zu erwarten war, wenn sie ihren Standpunkt nicht änderte. Ich sah ein, daß es keinen Zweck hatte, die Augen zu verschließen und auf besseres Wetter zu hoffen. Wir waren ein Stückchen gemeinsam gegangen, aber auf die Dauer reichte die Gemeinsamkeit nicht.



Tja, so war's bei mir, ist jetzt vier Jahre her. Die Frau fürs Leben habe ich noch nicht gefunden, aber wenn's mal wieder soweit ist, daß man sich die Sache mit einer überlegt, ob sie nicht und so, dann sage ich zuerst, wer ich bin und was ich will. Sonst hat das gar keinen Zweck. Ich meine, so ist das bei mir, das ist meine Erfahrung. Paßt nicht auf jeden, Genosse, ist mir klar. Manchmal, kann ich mir vorstellen, liebt man eine Frau so sehr, daß man auch bereit ist, eigene Vorstellungen über Bord zu werfen. Aber was bleibt dann von einem übrig, wenn man nicht der sein darf, der man ist und eigentlich sein will? Und eine Frau, die ein solches Opfer verlangt und annimmt, die für ihr Glück deines zurückstellt oder es nicht versteht oder deine Verantwortung und Pflicht nicht achtet — ist sie dieses Opfer tatsächlich wert? Ich weiß nicht. Man muß genau prüfen, glaube ich, und manchmal irrt man sich, manchmal irrt sie sich, ein unfehlbares Rezept gibt's nicht. Jedenfalls zu sagen: Hauptsache wir lieben uns, und alles andere wird sich schon finden, warten wir's ab, kommt Zeit, kommt Rat, und was solche Sprüche mehr sind — da wird nichts. Den Problemen kann man sich nicht entziehen, sie nicht wegschlafen, wenn du weißt, was ich meine.

Es gibt noch einen anderen Fall, ist der häufigste, wie ich glaube. Nehmen wir an, ein Mädchen und ein Junge lernen sich kennen und lieben: Friede, Freude, Eierkuchen. Klar sagt er nicht: Wenn du mich nicht auch als Soldat auf Zeit liebst, dann fasse ich dich gar nicht erst an. Klar sagt sie nicht: Nur 18 Monate, sonst spielt sich nichts ab. Trotzdem ärgert sie sich, wenn es soweit ist und daß sie allein bleibt, eine gewisse Zeitlang wenigstens. Dann hängt alles davon ab, wie schnell ihr klar wird, daß es notwendig ist, ich meine



nicht nur, daß sie die Pflicht begreift, nein, auch daß es notwendig ist, etwas mehr zu tun, als das Minimum der Pflicht. Wenn sie das einsieht und sich beide wirklich lieben, dann wartet sie auf ihn und macht ihm keine überflüssigen Scherereien. Sie geht nicht fremd und nutzt ihre freie Zeit sinnvoll, was ja Verschiedenes sein kann: Qualifizierung, Kultur, Kinder und so. Er erklärt ihr, wie wichtig das ist, was er macht, und benimmt sich im übrigen auch so, daß sie ebenfalls Vertrauen haben kann. Ich finde, wir hätten hier weniger Sorgen mit diesen Problemen, wenn sozialistische Wehrerziehung in der Schule, im Jugendverband, in der Öffentlichkeit nicht nur auf die Jungen zugeschnitten wäre, sondern wenn auch den Mädchen mal ein paar Takte geflüstert würden, was sie an gesellschaftlicher Verantwortung tragen und so. Wäre verdammt wichtig, glaube ich. Nicht, daß so eine Art Soldatenbrautaufklärungskampagne losgeht, bloß das nicht, aber das Bewußtsein von der gleichverpflichteten Mitverantwortung sollte stärker entwickelt werden. Bei allem Wohlwollen der Vorgesetzten und dem Ausgang, Urlaub, Sonderurlaub und allem gegenseitigem Verständnis — die Dienstzeit wirst du doch nicht mit deinen Flitterwochen verwechseln. Für die Liebe bedeutet sie zunächst immer Unbequemlichkeit, Entbehrung und Verzicht. Aber sie ist auch eine Prüfung, siehste ja bei mir, eine Art Bewährung. Das ist doch gleichzeitig eine Chance, sich selbst und den Partner zu fragen, ob man sich der Liebe sicher ist, die ja nicht nur 18 Monate oder drei Jahre, sondern das ganze Leben halten soll. Klingt wohl altmodisch, was? Ist doch aber nicht anders beschlossen worden, oder? Ist wenigstens meine Meinung. Also los, Alter, schraub dich hoch, stabilisiere deine Ohren und schick deine Tränen auf Reisen. Und noch was, Genosse Unteroffizier: In fünf Minuten ist 'raustreten, da will ich Sie nicht so zerknittert 'rumstehen sehen. Auf geht's!

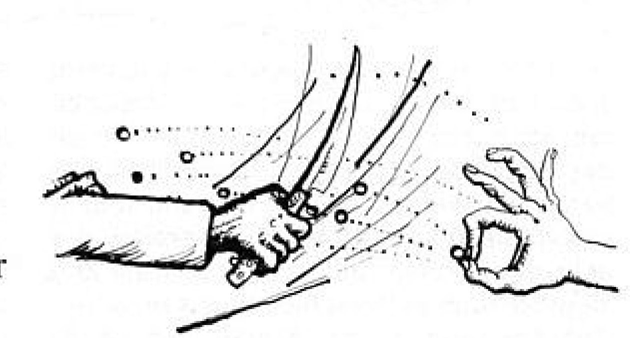
Epigramme

Hansgeorg Stengel
Henryk Keisch
Rudi Strahl
Joachim Warnatzsch

Auf die Kalaschnikow geschrieben
In Ehre die Waffe,
die Frieden erhält,
den Frieden des Landes,
den Frieden der Welt.
In Ehre die Waffe.

Stufen der Disziplin
Wo der Wunsch eines Vorgesetzten uns als Befehl erschien,
da befinden wir uns noch auf der untersten Stufe der Disziplin.
Die höhere Stufe ist erreicht in jenen exemplarischen Fällen,
wo sich uns Befehle als unser eigener Wunsch darstellen.

Soll und haben
Greif nicht gleich zum Messer,
scheint dir ein Witz zu flach.
Der Spaß in der Hand ist besser
als die Pauke auf dem Dach.



Auf einen Vorwurf
„Daß du alles", murrt X., „so rationell siehst, so kühl,
so fernab von Emotionen, von echtem Gefühl!"
Folg du ruhig, lieber Freund, deinem Gefühl! Doch zum Pfand
der Wahrheit, ich bitt dich, befrag auch deinen Verstand!



Magetenderei
Zuweilen hört man Leute sagen,
die Liebe ginge durch den Magen.
Doch wenn der Magen nichts verträgt,
ist's für die Liebe auch zu spät.



Höher hinaus
Schieß nicht immer auf die Kleinen.
Sei kein Krümel-Pamphletist.
Kritisier doch auch mal einen,
der einsneunzig mißt.

Uniformales
Muß die Sprache der Uniformierten uniform sein?
Mitnichten! Sie dürfen auch dichten.
Doch beim Befehlen liegt nach wie vor die Würze
in faßlicher Kürze.

Frage an einen Freund
Du bist — schon ganz im Geist unsrer Zeit —
zu jedermann von schönster Ehrlichkeit:
warum jedoch fällt dir nicht endlich ein,
nur halb so ehrlich zu dir selbst zu sein?

Am Horizont
Schwanke nicht ewig. Entscheide dich jetzt!
Hörst du ganz fern die Haubitzen?
Wer sich zwischen zwei Stühle setzt,
kann morgen im Rollstuhl sitzen.

Nuance
Mach täglich einen Klimmzug. Das hält jung.
Doch K und G sind streng zu unterscheiden.
Den Drang zum Glimmzug solltest du vermeiden.
Er führt zu Siechtum und Beerdigung.



Der Koffer

Oberstleutnant Ernst Gebauer

Wie ein Riesenwurm erschien Soldat Thomas Tanner die Fahrzeugschlange seiner Kompanie. Sie müßte genau 2728 m lang sein, hatten sie beim letzten Halt ausgerechnet, wenn alle die Abstände richtig einhielten. Solche Denkarbeit verscheuchte die Müdigkeit, die allen dreien in den Knochen saß: Dem Fahrer ihres KrAS, Gefreiten Dunkel, dem Pontonier 1, Gefreiten Schramm, und Tommi, wie sie Thomas Tanner nannten, den Pontonier 2.

Die wohlige Wärme im Fahrerhaus, das „Zuckeltempo" der Kolonnenfahrt, das Dunkel der Regennacht und das ständige Auf und Ab der Rücklichter des vor ihnen fahrenden KrAS schläferten auch mächtig ein. Nur, wenn durch die tropfnassen Scheiben die Lichter einer Ortschaft glitzerten, blickten sie hinaus, um sich bald darauf wieder abzuwenden. Wer sollte auch morgens gegen 4.00 Uhr bei diesem Hundewetter auf der Straße sein? Die Mädchen, denen sie gern einen munteren Blick zugeworfen hätten, lagen alle noch in ihren warmen Bettchen.

Dunkel war wenigstens noch beschäftigt, konnte schalten, kuppeln, bremsen und wieder Gas geben — weder Schramm noch Tanner ahnten, wie einschläfernd gerade diese eintönigen Bewegungen auf Martin Dunkel wirkten.

Martin Dunkel, seit fast einem Jahr Gefreiter, war der älteste hier auf dem KrAS. Noch ein paar Wochen, dann wird die Zeit für ihn herum sein. Wahrscheinlich war das jetzt seine letzte Übung. Er kannte sich aus. Würde es nach dem Alarm und nach der Konzentrierung sofort zügig zu einem der drei Flüsse gehen, die das Niederungsgebiet unweit ihrer Garnison durchzogen, wäre die „ganze Kür" bald vergessen. Maximal zwei Tage mit Parktag, pflegte er in einem solchen Fall zu prophezeien. Wenn es jedoch nicht so recht vorwärts gehen wollte — wie alle Kraftfahrer haßte er dieses Tempo von 15 Kilometern in der



Stunde —, sagte er gewöhnlich fachmännisch: „... die haben wieder mal Probleme!"
Mit „die" meinte er in der Regel alle, von seinem Zugführer angefangen bis zum höchsten der kommandierenden Generale. Auch jetzt, als er wieder auf die Bremse treten mußte, wiederholte er den Satz zum fünfund...zigsten Male in dieser Nacht, und er hatte nicht einmal so unrecht.
Ein Blick auf die Karten der Seite Rot sagte alles: Blau, in der Defensive, verteidigte sich hartnäckig in frühzeitig ausgebauten Stellungen im Vorland eines Höhenzugs, der nach Norden hin in die Flußniederungen auslief. Die Kräfte von Rot reichten aber noch nicht aus, um sofort im Frontalangriff zum Erfolg zu kommen. Seite Blau war nur aus den Stellungen zu werfen, wenn man ihre Kräfte umgehen konnte. Aber wie? Ihre linke Flanke wurde von den Höhen gedeckt, die rechte sicherten drei Flüsse. Frühjahrshochwasser und Dauerregen taten ein übriges.
Die Führung von Rot entschied: Ein Teil der Kräfte schwenkt nach Norden, forciert die Flüsse und fällt Blau in die rechte Flanke.
Tommi, Eduard Schramm, kurz Ede genannt, und Martin Dunkel konnten von diesen Schwierigkeiten nichts wissen, wenn man von Dunkels momentanem Lieblingssatz, der ja zu allem paßte, einmal absah.
Tommis Gedanken drehten sich in diesem halbwachen Zustand um eine ihm unangenehme Sache, um seinen Koffer.
Er hing an diesem Stück. Hatte ihn von Baustelle zu Baustelle getragen, als Zimmermannslehrling und als richtiger Zimmermann, von Schwedt nach Lubmin und auch noch nach Berlin, zum Palast. „Bauleute sind viel unterwegs und treffen immer Freunde", war Tommis Antwort, als der Kompaniechef das erste Mal an seinem Koffer Anstoß genommen hatte. Er wäre, so meinte Hauptmann Wedler, nicht unbedingt im Sinne der Dienstvorschrift abzulehnen. Aber solch ein abgewetztes Stück mit den vielen Kritzeln drauf und den Bildern drin, die wirklich nicht für jedermanns Auge geeignet wären, stünde einem ordentlichen Soldaten nicht an. Auch Tommis Entgegnung, die Autogramme stammten von tüchtigen Kollegen, und von seinen besten Freunden habe er die Bilder für den Koffer bekommen wie andere Verse fürs Poesiealbum, nützte nichts. Der Kompaniechef ließ nicht



Nach dem Abrollen vom Pontonfahrzeug und beim Auftreffen auf die Wasseroberfläche klappt der gefaltete Ponton auf (1). Sofort springen die Pontoniere auf die Pontons und schließen die Decks- und Bodenverschlüsse (2). Oft stehen sie dabei selbst im Wasser (3). Mittels der Dämpferseile halten sie die Pontons in Ufernähe (4)

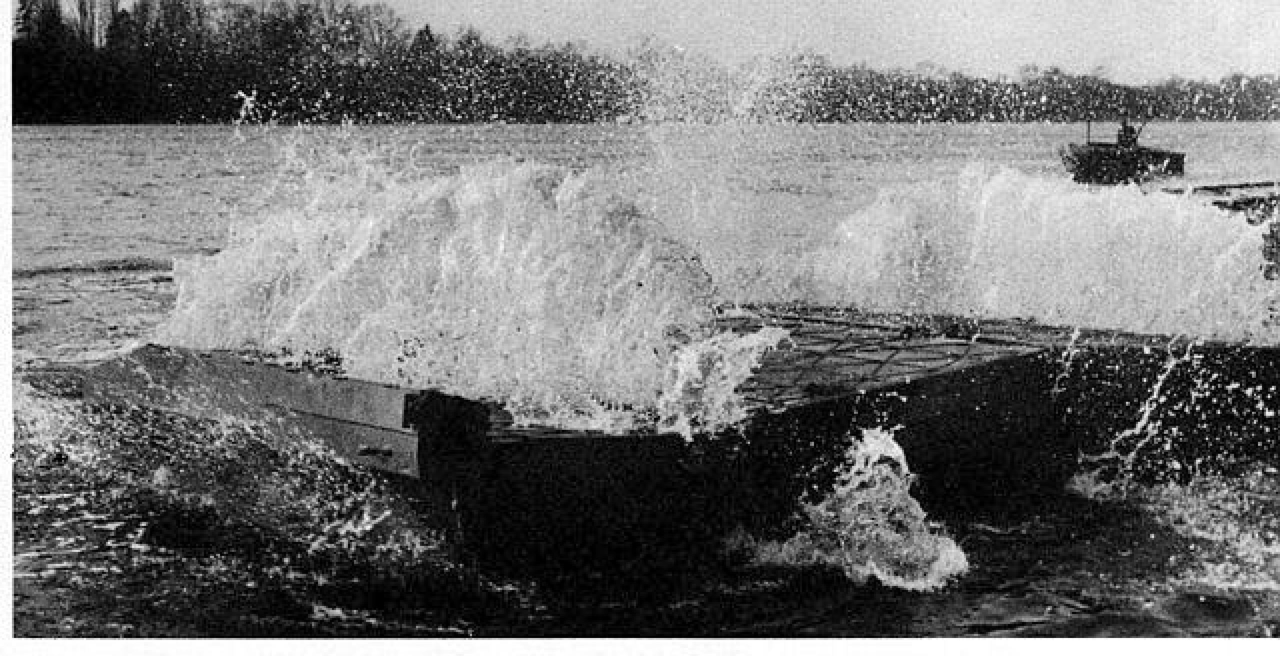
locker, bei jedem Urlaubsappell das gleiche Lied — immer monierte er Tommis Koffer. Aber Tommi war fest entschlossen, seine Meinung nicht zu ändern und seinen Freunden nicht untreu zu werden, selbst wenn der Urlaub draufgehen sollte.
Wie aus einem schlechten Traum schreckte er plötzlich auf. Beinahe hätte es ihn in der Kurve von der Sitzbank geschleudert. Martin Dunkels Vorwurf: „Penne nicht, achte lieber mit auf die Regulierer und wo sie hinzeigen", holte Tommi gänzlich in die Wirklichkeit zurück.
Die Kolonne der Pontonkompanie hatte das Tempo erhöht. Posten des Kommandantendienstes lotsten sie an anderen Kolonnen vorbei, Artillerie, Panzer und mot. Schützen machten ihnen den Weg frei. Schon tanzte die Tachonadel oftmals um eine Zahl, die das normale Marschtempo weit hinter sich gelassen hatte. Nicht nur Tommi, auch Ede Schramm wurde unruhig. „Sein Gefreitenbalken drückt ihn noch, er muß sich erst daran gewöhnen!" tuschelte man seit Tagen hinter seinem Rücken. Und alles das nur, weil er am ersten Tag nach seiner Beförderung Pech gehabt hatte. Das war damals so: Spezialausbildung am Wasserplatz.







Tommi, der Neue, mußte so schnell wie möglich ihre „Technologie" begreifen lernen, das war Martin und Ede klar. Denn irgend etwas lag in der Luft, sonst hätte der Alte nicht so oft Training am Wasser befohlen. So oft, daß es nicht mehr der normale Planablauf sein konnte. Und sie schinderten. Martin Dunkel hatte wieder einen seiner Sprüche parat: Wenn man Pioniere braucht, dann braucht man immer die schnellsten Pioniere!
Wie gesagt, Ede war erst seit einem ganzen Tag Gefreiter und auch erst seit wenigen Tagen Pontonier 1. Der Ponton sollte wieder an Land. Pontonier 1, Gefreiter Schramm, und Pontonier 2, Soldat Tanner, öffneten die Decksverschlüsse, legten die Spillseile ein, machten die Kranbalken fest. Waren alle beide wirklich fest?
Dann setzte Martin die Seilwinde am KrAS in Gang und zog den Ponton heran.
Ede hatte Tommi alles erklärt, gezeigt, vorgemacht — und Tommi begriff schneller als Ede gedacht. Warum ihn dauernd kontrollieren? Und beide hielten sich ran. Hinter ihnen stand der Zugführer mit der Stoppuhr. Brachten sie eine gute Zeit für das Verladen, durften sie mit einer „Fuffzehn" rechnen und kamen schneller aus dem Uferschlamm heraus.
Sie arbeiteten, Handgriff für Handgriff. Ede gab bald dem Martin zum Fahrerhaus hin das Zeichen zum Aufspillen. Der Motor heulte auf. Beide Pontonhälften bewegten sich aufeinander zu. Als sie im spitzen Winkel zueinander standen, verrutschte der Kranbalken 2. Edes „Halt!" ging für Martin Dunkel im Motorenlärm unter. Mit dem Kranbalken, der vorn ausgehakt war, kletterte der Ponton nun Zentimeter um Zentimeter auf die Pritsche des KrAS. Sollte der Kranbalken nicht Ponton und Fahrzeug beschädigen, mußte mit dem Spillen sofort aufgehört werden. Leutnant Riek, nasse Füße bis über die Knöchel, konnte sich nicht mehr beherrschen. Vorwurfsvoll zischte er Ede an: „Als Pontonier 1 haben Sie Verantwortung, Sie sollten Ihren Pontonier 2 mehr kontrollieren. Zeigen Sie doch mal, daß Sie Gefreiter sind!"
So waren sie nicht zu ihren „Fuffzehn" gekommen, sondern mußten noch zwei Stunden im Uferschlamm an ihrem Ponton arbeiten. So leicht er sonst im Wasser aufklappte, so schwer ließen sich seine zentnerschweren Teile an Land bewegen. Und er mußte jetzt auf dem Land wieder in seine „Wasserlage", denn das Festmachen der Kranbalken ist einer der ersten Handgriffe, die erledigt werden, wenn der Ponton noch im Wasser liegt.
Nach diesem Vorfall arbeitete Ede pedantisch nach der Vorschrift. Das mit dem Gefreitenbalken meinte keiner mehr ernst. Jeder wußte, Ede hatte Lehrgeld bezahlt. An diese schweren zwei Stunden dachte Ede in dem Augenblick, als ihm Tommi beinahe auf den Schoß gefallen wäre. In der Annahme, Tommi hätte fest geschlafen, raunzte er ihn an: „Nun penne bloß heute nicht, wenn wir bauen!" Tommi, von Natur aus friedlich, nickte nur mit dem Kopf.
Die Kolonne schwenkte von der Ortsverbindungsstraße in ein Waldstück ein.



Ein Erlengehölz, schön sumpfig, der nahe Fluß kündigte sich an.
Es wurde Halt befohlen. Steif von der langen Fahrt, sprangen alle drei sofort aus dem Fahrzeug. Es regnete immer noch. Vom Fluß herauf hörten sie Gefechtslärm.
In breiter Front preschten dort, überraschend für die sich am jenseitigen Ufer verteidigenden Kräfte von Blau, Schützenpanzer der ersten Staffel in den Fluß. Die mot. Schützen sollten einen Brückenkopf erzwingen, was ihnen auch gelang. Die Verteidiger gaben ihre Feuernester auf und zogen sich zurück. Rot weitete den Brückenkopf aus. Der erste Schritt zur Verwirklichung der taktischen Idee der Seite Rot war getan. Aber wie lange würden sich die Schützen halten können? Um das vorgesehene Manöver zu Ende zu führen, waren sie allein zu schwach. Panzer mußten hinterher, Artillerie brauchten sie zur Deckung und Unterstützung sowie weitere mot. Schützen, damit sie den Schwung des Angriffs halten konnten.
Und so blieb den Pionieren wenig Zeit im Erlengehölz. Als die Schützenpanzer der mot. Schützen wie ein Schwarm riesiger Amphibien noch das jenseitige Ufer attakkierten, erkundete der Pionieraufklärungszug bereits das Flußprofil, die Strömungsgeschwindigkeit, die Ufer und die tatsächliche Flußbreite. Als der Aufklärer dem Kompaniechef genau auf Meter und Zentimeter die Entfernung zwischen den Ufern meldete, bekam er von dem sonst immer freundlichen Hauptmann Wedler nur ein mürrisches: „Das fehlte noch", zu hören. Des Hauptmanns Sorgen waren berechtigt. Die heftigen Regenfälle in der Nacht hatten den Pegel um mehr als zehn Zentimeter angehoben. Das Frühjahrshochwasser hatte den Fluß über seine flachen Ufer treten lassen. Die dem Hauptmann zur Verfügung stehenden Pontons reichten gerade aus, es konnte aber keiner davon als Reserve dienen, das hieß, es durfte keiner ausfallen. Natürlich gab es die Möglichkeit, im flachen Wasser erst ein Stück zu furten und dann die Brücke zu legen. Aber dadurch würde sich, weil die Furt langsamer zu durchfahren ist, die Durchlaßfähigkeit der Übersetzstelle verringern. Vielleicht sollte er doch seinem Einheitskommandeur den Vorschlag zum Furten machen?
Letztlich meldete der Hauptmann aber seinen Entschluß, eine vollständige Brücke zu bauen. Er erhielt den Befehl, sofort damit zu beginnen.



Minutensache war, was dann folgte.
Martin Dunkels KrAS hatte sich gerade an einer knorrigen Erle vorbeischieben wollen, als die Kolonne anhielt. Auf dem glitschigen Kolonnenweg war ein Abrücken mit dem Fahrzeug nicht möglich, vor ihm und hinter ihm fehlte es auch an Platz dazu. Behindert durch das Erlengeäst, hantierten Ede und Tommi am Ponton, machten ihn fertig zum Abladen. Keiner von ihnen hätte sagen können, ob alle 21 Handgriffe richtig gewesen waren. Es konnte sie auch keiner danach fragen, denn als sie noch mit vereinten Kräften einen Zweig abbrachen, wurden die Moto-



Die Pontons werden verholt (1) und zusammengekoppelt (2). Danach schwimmen die Bugsierboote das fertige Brückenband ein. Die Brücke kann befahren werden, auch von einem Brückenlegegerät (3). Dieses Gerät auf Panzerfahrgestell ist äußerst geländegängig. Es wird von einem Unteroffizier mit Spezialausbildung gefahren (4)



ren schon wieder angelassen, setzte sich auch ihr KrAS in Bewegung.
An der Spitze die Ural mit den Bugsierbooten, kroch nun von oberstrom kommend die Fahrzeugschlange der Pontonkompanie zur Übersetzstelle. Die Ural zogen die Transportwagen der Boote weit in den Fluß hinein. Ein Bugsierboot nach dem anderen schwamm sich mit eigener Kraft frei.
Auf ein Zeichen Hauptmann Wedlers, der nun auch Brückenkommandant war, fuhr der KrAS mit dem Uferponton rückwärts an den Fluß heran. Das nächste Fahrzeug mit dem ersten Flußponton schwenkte ein, gefolgt von den anderen im gleichen Rhythmus. Tief durchfurchten die schweren Räder das glitschige Ufer. KrAS auf KrAS fuhr zügig rückwärts bis an die Achsen ins Wasser, und sie bremsten so, daß durch den Schwung der Fliehkraft die Pontons regelrecht abrollten und ins Wasser glitten. Die Fahrer lösten die Bremsen schon wieder, als die Pontons noch in Bewegung waren und fuhren vorwärts, als sie gerade die letzte Rolle passierten. Dieses rhythmische Vor und Zurück geschah mit großer Präzision, „dirigiert" durch Hauptmann Wedlers Zeichen mit den Signalfähnchen.
Ponton auf Ponton glitt, noch gefaltet, in den Fluß und klappte wie widerwillig auseinander. Das beim Aufschlagen der Hohlkörper aufgepeitschte Wasser durchnäßte die in hüfthohen Gummistiefeln bis zum Bauch im kalten Wasser stehenden Soldaten nun restlos. Aber sie achteten nicht darauf, hantierten in überlegter Eile, bedienten die Decks- und Bodenverschlüsse, schlossen die Gleitschienen, lösten die Dämpferseile, setzten die Kranbalken, richteten die Anker auf. Ponton um Ponton wurde so verbunden.
Hauptmann Wedler zählte jeden Ponton einzeln. Doch seine Rechenaufgabe ging immer noch nicht auf. Seine Gedanken kreisten dauernd um die Breite des Flusses und die Anzahl seiner Pontons — und so oft er zählte, es wurde keiner mehr. Da kam das viertletzte Fahrzeug, das drittletzte lenkte Martin Dunkel. Ede und Tommi sprangen vom Fahrzeug — lösten die Pontonverspannung, das Dämpferseil, den Hebel der Sperrklinke ... lösten und hielten, zogen und griffen ...
Mit gekonntem Schwung stieß Martin mit dem KrAS rückwärts. Hauptmann Wedler mußte zur Seite springen. Wie versteinert starrte er auf den Ponton: Der Transportverschluß an der Pontonhinterseite war noch nicht geöffnet. Die Folge: Der Ponton würde im Wasser nicht aufklappen, ein „Koffer" wäre sicher. So nennt man bei den Brückenbauern ein Hindernis, um das alle herumfahren müssen. Zeit würde es kosten, den „Koffer" zu öffnen. Und was das Schlimmste war, die Brücke konnte nicht fertig werden, denn er hatte ja keinen Ponton in Reserve, um das Brückenband vorher schließen zu können. Das alles schoß dem Hauptmann durch den Kopf, als sich der KrAS zügig der Wasserlinie näherte — Wedler rannte auf das Fahrzeug zu, schrie, stieß heftig mit der roten Flagge nach unten, aber Dunkel nahm weder den Ruf noch das Stoppzeichen wahr — er

konzentrierte sich auf die linke Seite seines Fahrzeugs, um, wie vorgeschrieben, seinen Pontonier 1 im Auge zu haben, er sah den von rechts kommenden Hauptmann gar nicht. Da sprang plötzlich jemand zwischen den Hauptmann und das Fahrzeug. Wedler konnte noch gerade ausweichen, als dieser Jemand mit einer Holzstange schon kräftig an den Transportverschluß schlug, dabei durch den Schwung des Sprunges strauchelte und in den Uferschlamm stürzte. Erst jetzt erkannte der Hauptmann den Soldaten Thomas Tanner.

Der Transportverschluß war geöffnet!

Wie er wieder aus dem Schlamm hochgekommen ist und noch rechtzeitig das Dämpferseil zu fassen bekam, wußte Tommi hinterher selbst nicht zu sagen. Er sprang nur schnell hinter Ede Schramm auf den nun geöffnet im Wasser liegenden Ponton. Auf dem Ponton waren sie aber schon nicht mehr allein. Die Genossen der vorausgefahrenen Fahrzeuge hatten ihre Pontons schon verbunden und halfen jetzt beim Koppeln der letzten. Bei Pionieren hört eben die Arbeit nicht beim eigenen Ponton auf.

Bald verholten die Bugsierboote die fertige Brücke und schwammen sie in die Brückenlinie ein. Auf den Uferpontons vereinten Hau-ruck-Rufe die Kraft von einem knappen Dutzend Pontoniere, die Auffahrtstafeln — vier Zentner das Stück — wurden hochgerissen und klatschten in den Uferschlamm. Mit den Tafeln fiel auch Hauptmann Wedler ein Stein vom Herzen. Er gab die Brücke frei.

Panzer auf Panzer rollte über die Brücke ins Gefecht. Dann zog Artillerie über die Brücke, danach wieder Panzer, Munitionswagen der rückwärtigen Dienste schlossen sich an, ihnen folgten mot. Schützen, dazwischen Funkstationen der Stäbe auf der Fahrt in neue Gefechtsstände.

Mitten in die Flanke der Seite Blau stießen





die Truppenteile von Rot. Das rechtzeitige und kühne Manöver brachte den geplanten Erfolg. Es war auch der Erfolg der Kompanie Wedler.

Eine Woche später. Im Klubraum versammelte sich die Kompanie zur Auswertung der Übung. Schlamm, Nässe und Kälte lagen weit hinter ihnen, Frühlingssonne ließ die Erinnerungen verblassen.

Hauptmann Wedler prüfte am Ergebnis der Übung, ob sie das Kampfprogramm erfüllen konnten.

Insgesamt fiel das Urteil positiv aus, wenn es auch, wie Hauptmann Wedler sagen mußte, Mängel in der Marschdisziplin

gegeben hatte. Für die Brücke waren sie jedoch durch die Führung von Rot — genauer gesagt, durch den Kommandeur ihres Verbandes — belobigt worden. Sie hatten unter Hochwasserbedingungen die Brücke gebaut und die Zeitnorm eingehalten. Von den Schiedsrichtern und Inspektionsoffizieren war der Kompanie dafür die Note „sehr gut" zugesprochen worden.
Und dann befahl Hauptmann Wedler dem Soldaten Thomas Tanner, vorzutreten.
Einen Koffer in der Hand haltend, begann der Hauptmann eine neue Rede: „Genossen, Soldat Tanner hat uns in der Mitgliederversammlung vor der Übung über den Wettbewerb bei den Bauarbeitern berichtet und über deren Erfahrung, daß Verpflichtungen ohne schöpferisches Handeln des einzelnen und der Kollektive nur auf dem Papier bleiben. Der Ablauf unserer Übung hat diese Erfahrung bestätigt. Genosse Tanner hat im entscheidenden Augenblick richtig gedacht und sofort gehandelt. Ich glaube, es ist jetzt ebenso richtig, daß ich ihn hier, in diesem Kreise, mit einer Sachprämie belobige!"
Als der Kompaniechef Tanner den Koffer überreichte, blitzte es unter dem Tragegriff. Tommi las auf einem kupfernen Schildchen: „Für hervorragende Leistungen in der Gefechtsausbildung überreicht vom Chef der Pontonkompanie 3".
Und lächelnd bemerkte Hauptmann Wedler: Genosse Tanner, ich konnte nicht umhin, mich auf Ihrem neuen Koffer als erster zu verewigen.

Nach Tatsachen erzählt



Armee und Kunst

Professor Dr. Ullrich Kuhirt

Vielleicht wird manch einer meinen, Armee und Kunst hätten wenig miteinander zu tun, rauhes Waffenhandwerk und ungebundene Lust am Künstlerischen, schöne Malerei und harter Felddienst seien miteinander nicht vereinbar. Doch schon ein flüchtiger Blick auf die Geschichte der Kunst verrät, daß Soldatenleben, Waffen, Armee, Kampf, Krieg als Thema der bildenden Künste in den zurückliegenden Zeitläuften eine große Rolle spielten. Panoramen aufeinanderprallender Heere, das Blitzen der Waffen, Glanz und Buntheit der Uniformen, Schlachtengetümmel, Pulverqualm, die Romantik von Truppenlagern

Preußisches Militär im Kampf mit dem Volk von Berlin im März 1848. Holzstich eines unbekannten Meisters

mit Zelten und Feuern und ungezählte andere Motive mehr aus dem Leben der Soldaten haben Auge und Hand von Künstlern immer wieder gereizt und sie zum bildnerischen Gestalten herausgefordert. Das sogenannte Schlachtenbild macht einen ganzen Genrebereich in der bildkünstlerischen Geschichtsdarstellung, der Historiendarstellung, aus. In Schlössern und Galerien begegnen wir oft langen Reihen von Porträts berühmter Heerführer in Glanz und Gloria, mit funkelnden Ordenssternen und leuchtend farbigen prunkvollen Uniformen. Welcher große Feudalherr vergangener Zeiten ließ sich nicht zu Pferde, möglichst noch auf einem sich hochbäumenden, malen, um damit seine Stellung, seinen Rang, seine „Verdienste" um das Land angemessen gewürdigt zu sehen und auch mit Hilfe der Kunst „in die Geschichte" einzugehen, selbst dann, wenn seine wirklichen Verdienste lediglich darin bestanden, um seiner Macht und Herrschaft willen Tausende und aber Tausende Menschen in den Tod getrieben zu haben.

Man muß also solcherart Werken aus der Vergangenheit stets entschieden kritisch und genau prüfend gegenübertreten. Wie jedes Instrument geistiger Beeinflussung, machten sich die herrschenden Ausbeuterklassen auch die Kunst skrupellos zu Diensten, um ihre Machtstellung ideologisch zu sichern und als unerschütterlich hinzustellen, um die Unterdrückung der ausgebeuteten Klassen zu verschleiern und zu verfälschen. Das Leben des Soldaten, sein Kampf und sein Sterben spiegelten sich in der Kunst der Ausbeutergesellschaft oft genug als Ausdruck höchsten Mannestums, geradezu als Erfüllung des Lebens. Aber das war eine Gesellschaft, in der Soldatsein letztlich nichts anderes bedeutete, als sich mit dem eigenen Leib und Leben dem Willen der herrschenden bürgerlichen Klasse ganz und gar zu unterwerfen und deren Macht und Profit zu erhöhen.

Kunst zum Thema des Krieges und des Soldatenlebens hat eine lange Geschichte. Schon im Altertum hielten Künstler, im Auftrage ihrer Herren, Waffengänge, Schlachtensiege der Heere fest, im Bilde oder in plastischer Modellierung als Reliefs an Bauten und Siegesmälern. Diese Geschichte zu verfolgen, ist hier nicht der Platz. Doch sehr viel später erst fanden Künstler eine kritische Einstellung zum Kriegsgeschehen, und eigentlich erst in der Neuzeit, seit Ausgang des achtzehnten und dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, begannen Künstler deutlich Kritik zu üben an Eroberungskrieg und Eroberungsarmee, Kritik von einer zunächst sehr allgemeinen, mit tieferer Erkenntnis der wirklichen geschichtlichen Zusammenhänge sodann von einer nachdrücklicher ausgesprochenen demokratischen Position aus. Einer dieser Künstler war der Spanier Francisco Goya, der um die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert in epochemachenden Werken leidenschaftlich aufrüttelnd Anklage erhob gegen die Unterdrückung seines Volkes durch die Armee Napoleons, etwa in seinem weltberühmten Bilde „Erschießung der Aufständischen in Madrid am 3. Mai 1808", das die brutale Niedermetzlung einer Gruppe Madrider Bürger zeigt, die sich gegen die Eindringlinge zur Wehr gesetzt hatten. Noch eindringlicher wird die Kritik und Anprangerung der Verbrechen der Unterdrücker in Goyas graphischer Folge „Desastres de la Guerra" (Schrecknisse des Krieges), auf denen der Künstler haßerfüllt die bestialischen Grausamkeiten der Napoleonischen Soldateska schildert.

Goya war im Erkennen des Wesens der Befreiungskämpfe des Volkes in seiner Zeit der gesamten europäischen Kunst weit voraus. Sein Vorbild befruchtete die revo-

lutionäre Kunst bis in unsere Tage hinein. Als der Kapitalismus in sein letztes Stadium, den Imperialismus, eingetreten war und sich, um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert, die revolutionäre Arbeiterbewegung im Zeichen des Marxismus formierte, da erwuchs aus der demokratischen Tendenz der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts eine offene, harte und schonungslose Kritik am Militarismus, an den sozial-historischen Ursachen der Kriege. Eine solche Kritik findet sich im Werk von Künstlerpersönlichkeiten, die sich im Klassenkampf weltanschaulich und politisch-praktisch an die Seite der revolutionären Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei gestellt hatten. Sie erlangte besondere Schärfe, als der erste Weltkrieg die ganze Sinnlosigkeit und Unmenschlichkeit eines imperialistischen Krieges, eines ungerechten Krieges, erkennen ließ. Otto Dix zum Beispiel war ein Künstler, der die Schrecknisse der modernen Materialschlachten am eigenen Leibe erfahren hatte und der dem damals im bürgerlichen Deutschland betriebenen verlogenen Rummel um die „Vaterlandsverteidiger" die Wahrheit über das Grauen des Krieges entgegensetzte: in seinem berühmten dreiteiligen Bilde „Der Krieg" (1929/32), das in der Dresdener Galerie hängt, oder in seiner graphischen Folge „Der Krieg" (1924), in der Technik der Radierung gestaltet, die den Alltag des Soldaten an der Front, die tägliche Konfrontation mit dem Tod zeigte und alles Gerede von Heroik des Kampfes als nichtig und verlogen entlarvte. Schärfer noch und von einem eindeutigeren revolutionären Klassenstandpunkt griff George Grosz in den zwanziger Jahren den deutschen Militarismus an und geißelte in vielen Strichzeichnungen von ganz eigentümlicher Handschrift die Menschenverachtung der preußisch-deutschen Generalität und des militaristischen Apparates, zugleich die unüberbrückbaren Klassengegensätze zeigend zwischen den der reaktionären Klasse verpflichteten Offizieren und den in die Soldatenuniform gepreßten Arbeitern, den werktätigen Menschen. In der proletarisch-revolutionären Kunst, jener Kunst, die im Kampf der Arbeiterklasse und der Kommunistischen Partei in den zwanziger und zu Beginn der dreißiger Jahre als eine in sich geschlossene, fest umrissene Strömung der deutschen Kunst entstand, erreichte die Kritik am Militarismus, an der Armee als Herrschaftsinstrument des Imperialismus ihren Gipfelpunkt; sie wuchs zugleich über eine nur kritische Haltung hinaus und demonstrierte auch die Perspektive der revolutionären Umgestaltung der Gesellschaft, der sozialistischen Revolution und der Formierung einer vom werktätigen Volk getragenen und seinen humanistischen Interessen dienenden



George Grosz:
Prost Noske!
Das Proletariat ist entwaffnet.
Titelblatt zur Zeitschrift „Die Pleite", 1919



Armee, die heute in unserer Republik verwirklicht ist. In dieser Kunst liegen für die sozialistische Kunst der DDR auch hinsichtlich des Themas des Soldatenlebens und der Volksarmee die maßgeblichen und unmittelbaren Traditionen.

Jede Kunst, die sich dem „Militär-" oder „Soldaten"genre zuwandte, spiegelte also stets, in der einen oder anderen Weise, die ideologisch-weltanschauliche Grundhaltung ihres Schöpfers und seine klassenorientierte Zielstellung wider. Sie sollte und sie soll in der kapitalistischen Ordnung ein Trugbild vorgaukeln vom Daseinszweck der Armee, von „heiliger Pflicht" und „Tugend" des Soldaten. Aber sonst hatten und haben dort Soldat und Kunst wenig miteinander zu tun, ja sie wurden geflissentlich voneinander getrennt. Es genügte, wenn der Soldat seine Waffe beherrschen und den Befehlen seiner Vorgesetzten blindlings gehorchen lernte. Was sollte er mit Kunst? Wahre humanistische Kunst konnte ihn nur zu Gedanken und Gefühlen veranlassen, die gar nicht in das Konzept derjenigen passen, für deren Machtgier und Herrschaftsansprüche er eben sein Leben einsetzen sollte. Eine Kunst, die von revolutionären Ideen getragen ist, könnte ihn zum Nachdenken bringen über den Sinn seiner Mission, und darum darf sie in einer imperialistischen Armee keinen Platz haben. Und überall, wo bildkünstlerische Mittel zum Instrumentarium der ideologischen Beeinflussung und Manipulation des Soldaten in einer solchen Armee — heute und in der Vergangenheit — gehörten, da wurden sie gerade dazu gebraucht, das Nachdenken zu verhindern, das Fühlen des Soldaten in eine falsche Richtung zu drängen; flache, oberflächliche Werke, Pseudokunst ersetzten hier lebenswahre, menschliche Kunst. Dies ist

Otto Dix:
Der Krieg.
Triptychon. 1929/30

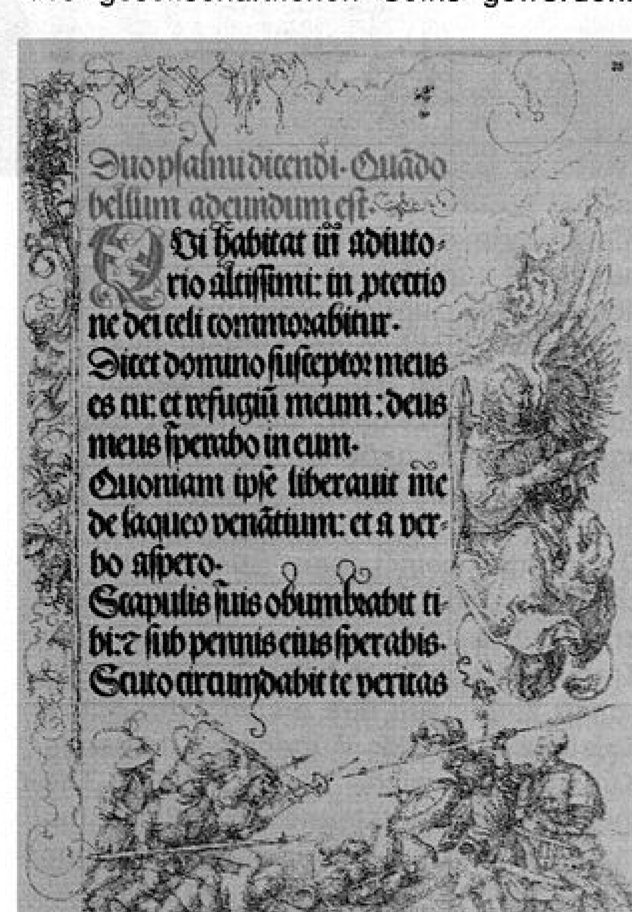
auch heute noch so; wenngleich in bürgerlichen Ländern, zum Beispiel in der BRD, Bilder zum Thema des Soldatenlebens und der Armee von den Wänden der Ausstellungen und Galerien fast gänzlich verschwunden sind, üben dafür billige Zeichnungen und buntfarbige Illustrationen in Hunderttausenden Groschenheften o. ä., die die Taten der faschistischen Armee im zweiten Weltkrieg oder der amerikanischen Armee verherrlichen, einen verderblichen ideologischen Einfluß aus.

Der Soldat der sozialistischen Armee braucht lebenswahre Kunst. Er braucht eine humanistische Kunst, denn sein gesellschaftlicher Auftrag ist humanistisch. Die Armee, die schlagkräftige und stets einsatzbereite Waffe des Arbeiter-und-Bauern-Staates, ist im Leben unserer, der sozialistischen Gesellschaft zugleich ein bedeutender kultureller Faktor. Sie lehrt nicht allein und schlechthin das moderne Waffenhandwerk; die modernste Waffe nützt nur wenig, wenn derjenige, der sie führt, nicht wüßte, wozu er sie führt. Dies bewiesen geradezu handgreiflich die Mißerfolge, das Scheitern der amerikanischen und südvietnamesischen Armee in der jüngsten Zeit. Unsere Volksarmee bildet auf vielfältige Weise das Bewußtsein des jungen Soldaten und formt seine Persönlichkeit in sozialistisch-humanistischem Geist. Dazu bedarf sie auch der Wirkungskraft der Kunst.

Im Leben jeder sozialistischen Armee spielt die Kunst in ihren mannigfaltigen Formen eine bedeutende Rolle, und auch das bildkünstlerische Schaffen hat im vielseitigen System der kulturellen Bildungsarbeit seinen festen und wichtigen Platz. Die Erziehung sozialistischen Bewußtseins der Armeeangehörigen bedingt, auch das Fühlen, die Erlebniswelt des Soldaten zu bilden und zu formen.

So erhielt die Kunst im Leben der sozialistischen Armee eine ganz neue Funktion und neue Wirkungsmöglichkeiten, wie sie ihr in den reaktionären imperialistischen Klassenarmeen nicht zuteil werden können. Zugleich gibt die Armee in unserem sozialistischen Land dem praktischen Kunstschaffen viele Anregungen und Anstöße, auf mehrerlei Wegen. Zum einen ist es der Charakter der Armee selbst, der viele bildende Künstler zu neuen Bildideen inspiriert. Zum anderen entwickelt die Nationale Volksarmee bewußt und zielstrebig auch die aktive, selbstschöpferische Arbeit der Soldaten, als Laienkünstler in Klubs, Zirkeln, Arbeitsgemeinschaften, in denen schon viele interessante und sehenswerte Arbeiten entstanden.

Im Leben unserer Republik ist die Nationale Volksarmee auf neue Weise Faktor des gesellschaftlichen Seins geworden.


Duo psalmi dicendi. Quado bellum adeundum est.
Qui habitat in adiuto-
rio altissimi: in protectio
ne dei celi commorabitur.
Dicet domino susceptor meus
es tu: et refugium meum: deus
meus sperabo in eum.
Quoniam ipse liberauit me
de laqueo venantium: et a ver-
bo aspero.
Scapulis suis obumbrabit ti-
bi: et sub pennis eius sperabis.
Scuto circumdabit te veritas

Albrecht Dürer:
Kampf der Bauern gegen die Landsknechte.
Randzeichnung aus dem Gebetbuch des Kaisers Maximilian, 1515



Als Hüterin der Sicherheit unserer Ordnung und zugleich als Schule der Persönlichkeit des jungen Soldaten steht sie täglich im Blickfeld der Öffentlichkeit. So wurde es auch zu einem Anliegen der sozialistischen Kunst, die neuen gesellschaftlichen Funktionen der Armee sinnfällig und ästhetisch erlebbar zu machen.
Der Soldat, sein Leben, sein Dienst, Geschichte und Gegenwart unserer Streitkräfte, ihre bedeutenden revolutionären Traditionen und ihre hohe Gefechtsbereitschaft zogen seit den ersten Jahren ihrer Existenz auch das Augenmerk bildender Künstler auf sich. Dieser riesige Themenkomplex bietet unerschöpfliche thematische und gestalterische Anregungen. Die Nationale Volksarmee ist auch als gesellschaftlicher Auftraggeber an die Künstler zu einem maßgeblichen kulturellen Faktor in der sozialistischen Gesellschaft geworden.
Dabei fußt die Widerspiegelung des revolutionären und humanistischen Charakters der Nationalen Volksarmee in unserer Kunst ebenfalls auf kraftvollen Traditionen, die bis in die Zeit der frühbürgerlichen Revolution und des Großen Deutschen Bauernkrieges, dessen 450. Geburtstag wir vor kurzem feierlich begingen, zurückreichen. Schon in jener Periode begriffen hervorragende Künstlerpersönlichkeiten — es sei hier nur an Albrecht Dürer oder Jörg Ratgeb, der wegen seiner Parteinahme für die kämpfenden Bauern auf grausame Weise hingerichtet wurde, an den sogenannten Petrarca-Meister und noch viele andere Künstler erinnert — die gewaltige zukunftsweisende

Roland Berger:
Der erste Urlaubstag.
Linolschnitt

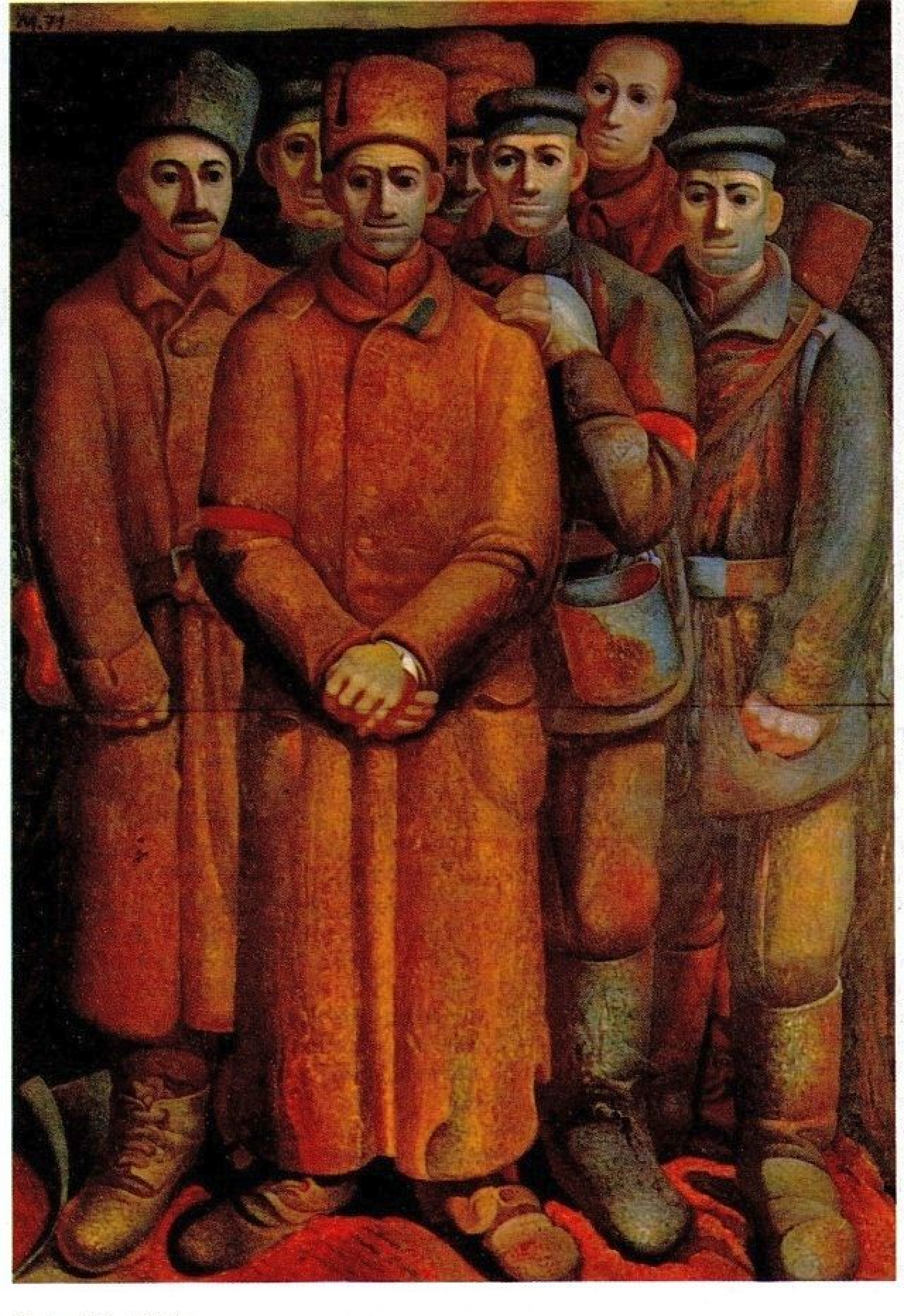
Kraft, die in den Volksmassen schlummerte und in den Aufständen der Bauern elementar hervorbrach. Von hier — von den gemalten, in Holz gestochenen oder gezeichneten Darstellungen bewaffneter und organisierter Bauern, in ihrem Kampf gegen die Landsknechte und Reisigen der Fürsten, etwa von den Blättern Dürers mit bewaffneten Bauern, von seiner bekannten Randzeichnung zum Gebetbuch des Kaisers Maximilian, die gegen Landsknechte kämpfende Bauern zeigt, oder von dem Blatt mit der Gefangennahme eines Ritters durch aufständische Bauern von der Hand des uns namentlich nicht bekannten Petrarca-Meisters u. a. m., — zieht sich über bildkünstlerische Arbeiten zum Befreiungskampf des deutschen Volkes gegen die napoleonische Fremdherrschaft am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, über die künstlerische Reflexion der revolutionären Kämpfe um 1848 eine lange Traditionskette bis in unsere Tage, die auf mannigfache Weise das gesamte Kunstschaffen unserer Republik befruchtet.

Diese Tradition verbindet sich mit einem weiteren wertvollen Erbe der sozialistischen Kunst unserer Zeit, mit den revolutionären und progressiv-humanistischen Traditionen der Kunst unserer Brudervölker, ja überhaupt der fortschrittlichen Kunst der Menschheit, die dem Thema des bewaffneten revolutionären Kampfes und der Volksarmee gewidmet ist. Unsere Nationale Volksarmee steht auf Friedenswacht Schulter an Schulter mit den sozialistischen Bruderarmeen, die im Warschauer Verteidigungsbündnis zusammengeschlossen sind. Ihre Mission als Machtorgan der Arbeiterklasse trägt internationalistischen Charakter, wie die geschichtliche Mission der Arbeiterklasse überhaupt. Klassenbrüder sind Waffenbrüder. Darum bildet sich eine intensive Wechselwirkung heraus zwischen der Kunst der DDR und den Künsten aller anderen sozialistischen Länder.

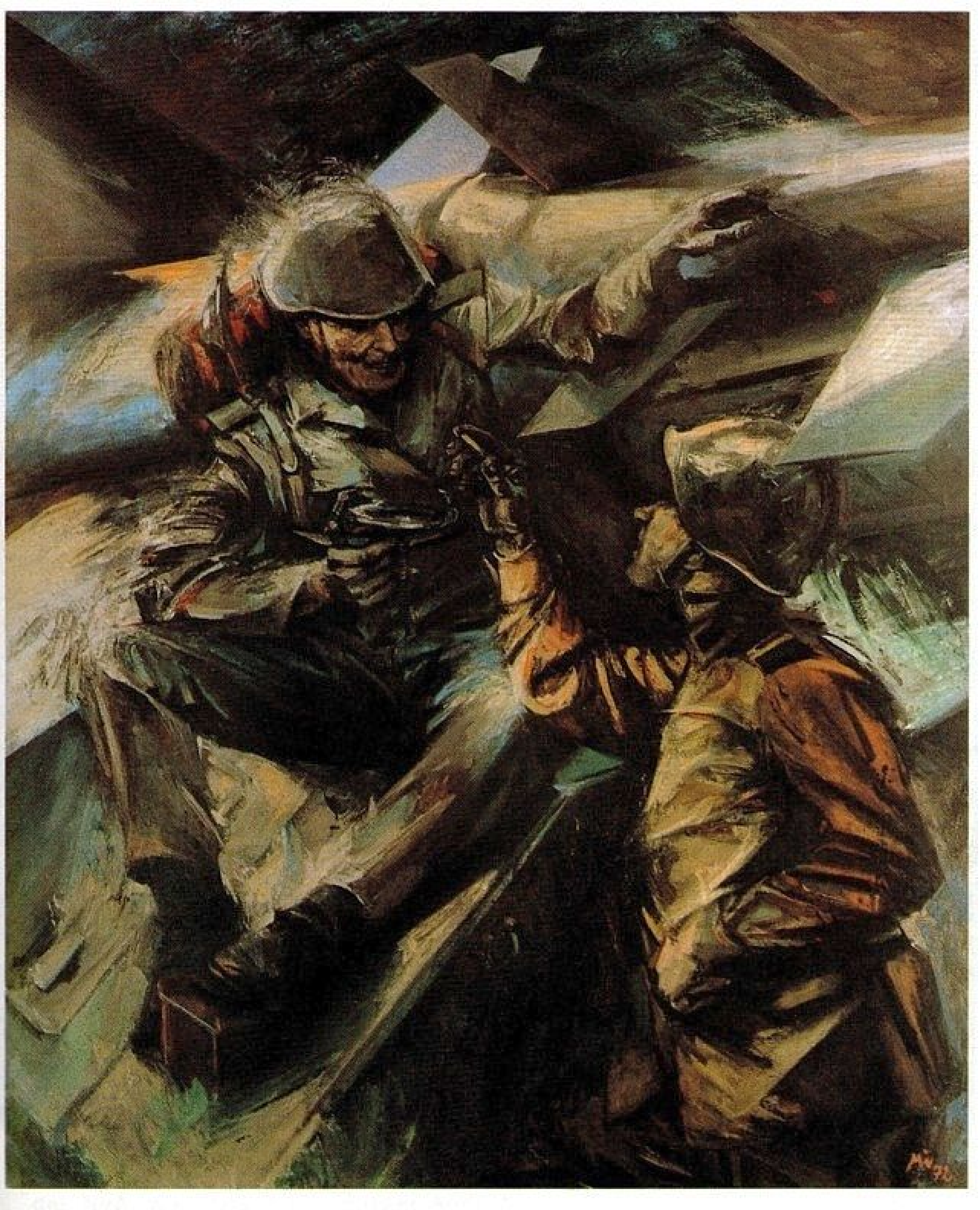
In diesem Miteinander spielt ein besonderes Element eine entscheidend wichtige Rolle: Kein sozialistisches Land in Europa konnte seine Freiheit erringen ohne die militärische und politisch-ökonomische Hilfe der Sowjetunion. Nur im Kampfbündnis mit dem Sowjetland und seiner mächtigen Armee ist die friedliche Existenz jedes sozialistischen Landes gesichert, seine harmonische Fortentwicklung in engstem Verbundensein mit den anderen Bruderländern garantiert. Es ist darum ganz natürlich, daß innerhalb der Thematik des Soldatenlebens in unserer Kunst das Thema der Waffenbrüderschaft mit dem Sowjetsoldaten, mit dem „Regiment nebenan", in der Geschichte — von der ersten Verbrüderung deutscher und russi-



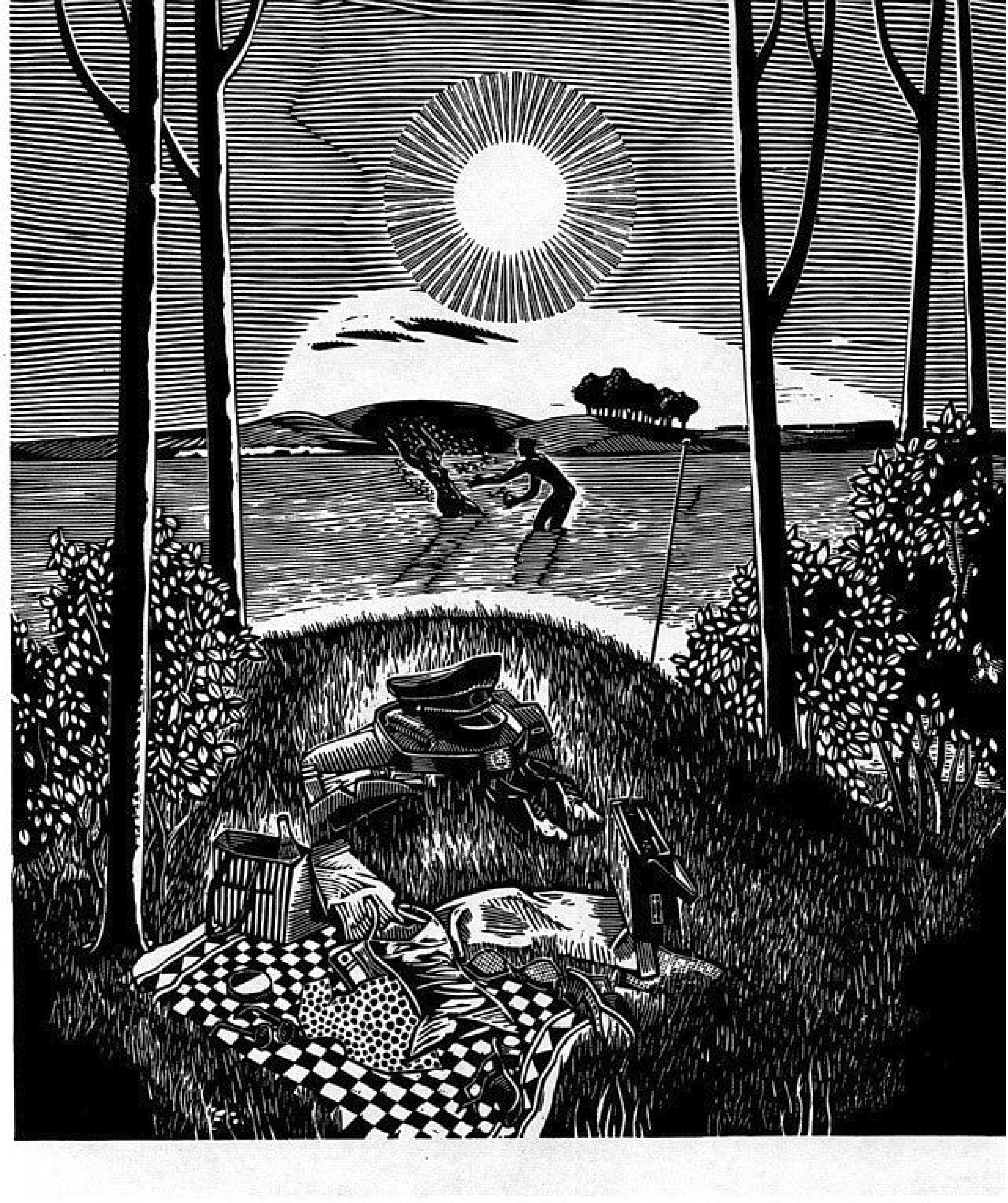
Peter Westphal:
Nach der Übung.
Linolschnitt



Gerhard Kurt Müller:
Verbrüderung
deutscher und
russischer Soldaten.
Öl. 1971



Paul Michaelis:
Waffenbrüder.
Öl. 1972



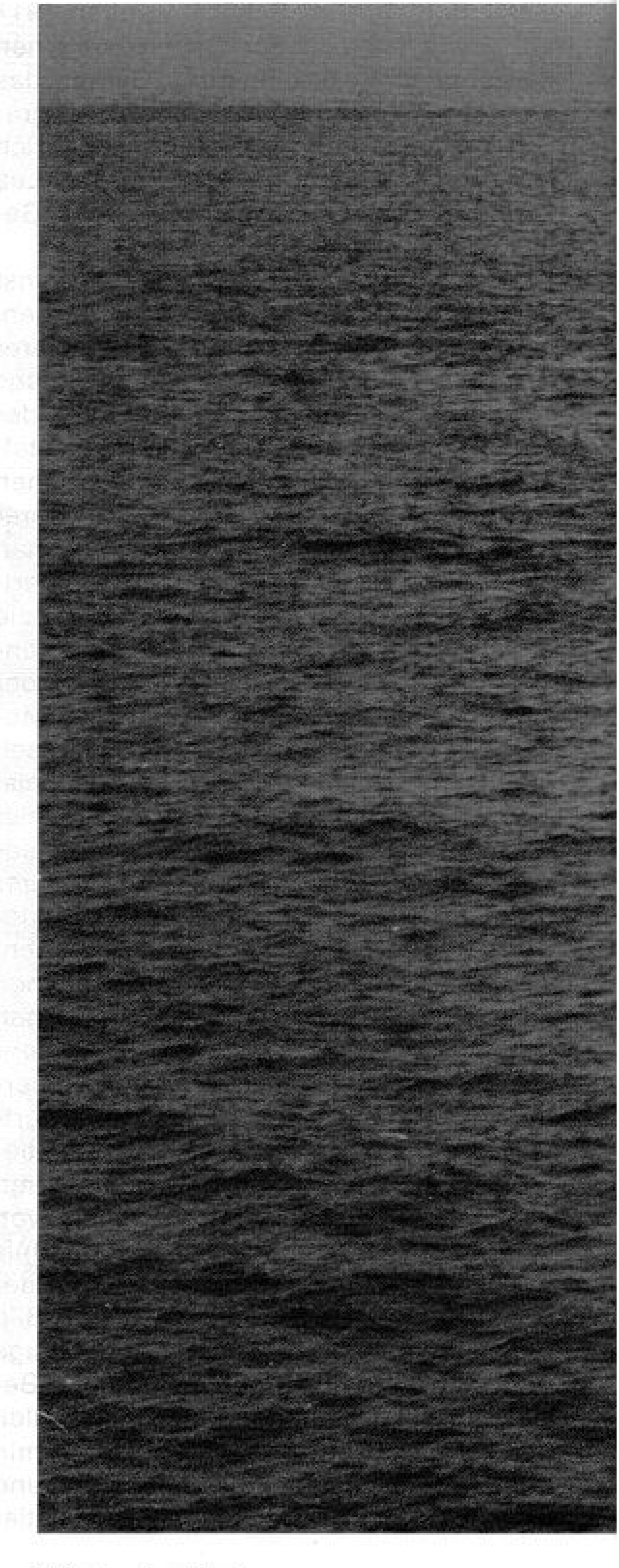
Roland Berger:
Das Päckchen,
Linolschnitt

scher Soldaten im Schützengraben 1917 an — wie auch in der Gegenwart einen gewichtigen Platz einnimmt. Gerade das Thema der Verbrüderung im Schützengraben fand, so im Schaffen von Karl Erich Müller, Gerhard Kurt Müller oder Lea Grundig u. a., schon eindrucksvolle Gestaltung.

Soldat, Armee sind in unserer Kunst bestimmende Themen, die dazu beitrugen, den sozialistischen Charakter unserer Kunst mitzuprägen. Mitunter will uns scheinen, als entspreche die Zahl der Werke, die zu dieser Thematik in Ausstellungen erscheinen, nicht dem wirklichen Gewicht, das die Volksarmee in unserer Republik besitzt. Sicherlich kann man nicht achtlos an mancherlei schöpferischen Schwierigkeiten vorübergehen, die dem Künstler erwachsen, wenn er darangeht, Leben und Geist der Soldaten der NVA bildnerisch widerzuspiegeln. Moderne Waffentechnik, Uniform usw. lassen nicht ohne weiteres den wirklichen Geist einer Armee erkennen, es bedarf hier schon gründlicher schöpferischer Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit unserer Streitkräfte, um zu einprägsamen Bildlösungen zu gelangen. Wir wollen nicht verschweigen, daß es in vergangenen Jahren oftmals auch Armeedarstellungen in der Kunst der DDR gab, die nicht mehr waren, als lediglich das äußerliche Konterfei einer Gefechtsübung o. ä. Umso wertvoller sind Kunstwerke, die von einem tiefen Verbundensein ihres Schöpfers mit der Nationalen Volksarmee zeugen, von einem reifen künstlerischen Verständnis für das politische und geistige Profil der sozialistischen Streitkräfte, für das Bild ihrer Soldaten. Viele Künstler hegen enge und langwährende freundschaftliche Beziehungen zu Einheiten und Dienststellen der NVA, wie etwa der Graphiker Armin Münch, die Maler Paul Michaelis und Walter Womacka, der Leipziger Künstler Frank Ruddigkeit und andere. Jüngere Künstler haben den Ehrendienst in der NVA erfolgreich absolviert. Aus dem Erleben und der präzisen Kenntnis des Alltags des Soldaten entstanden so schon viele trefflich beobachtete graphische Blätter und Bilder, Arbeiten, frei von überzogenem Pathos, die in den Kleinigkeiten des militärischen Alltags Großes und Bedeutsames entdecken.

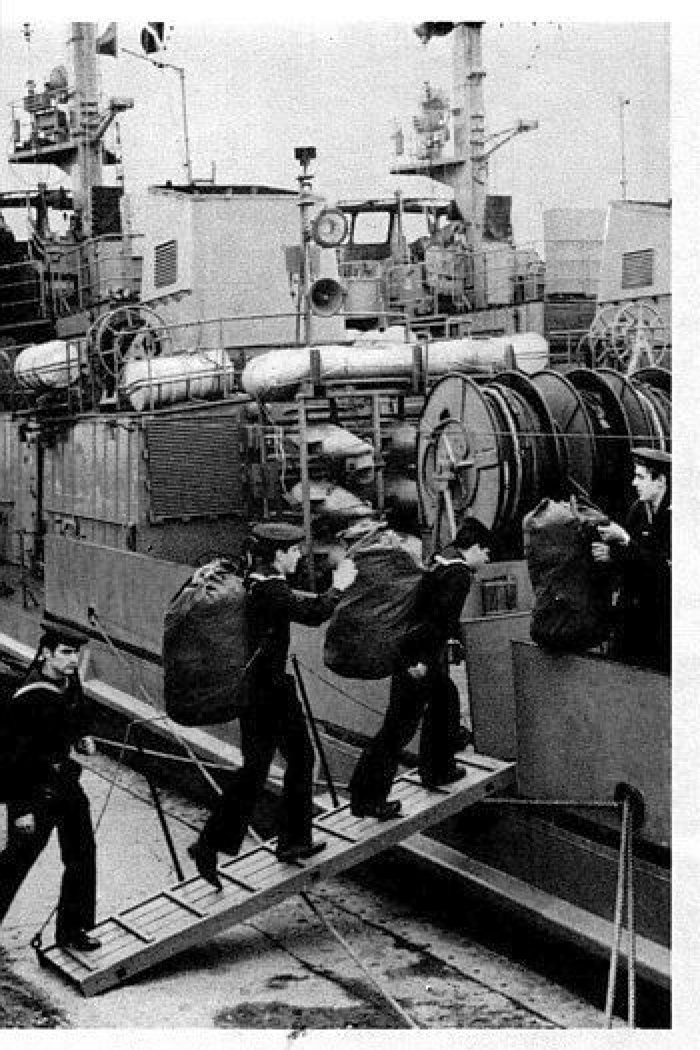
Rees an Backbord oder Eine nicht ganz zu Ende gebrachte Unterhaltung mit einem Bootsmann

Günter Larisch



Raketenschnellboot der Volksmarine


751



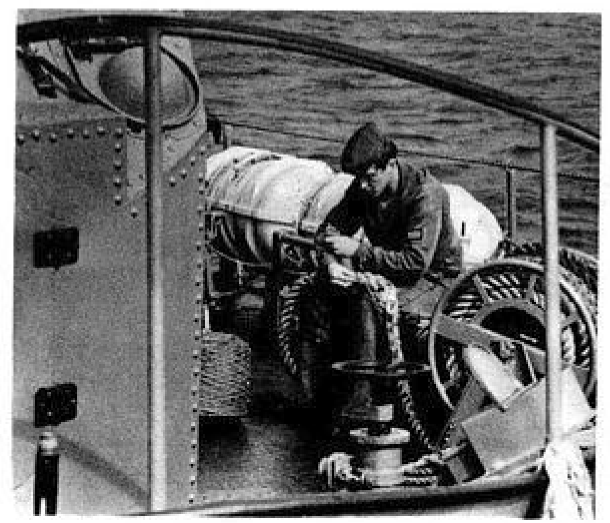
Die Neuen kommen

Böse Zungen behaupten, das Schönste an der Seefahrt seien die Lieder.
Sicher spricht dies nicht für solche Zungen. Es beweist aber, daß diejenigen, die solcherlei behaupten, niemals in ihrem ganzen Leben auch nur Seewasser geschnuppert haben.
Anders ist es da mit Bootsmann Brause. Der weiß es wirklich, wie das ist mit der Seefahrt. Er fährt schon seit sehr vielen Jahren zur See. Und er hat die Absicht, dies noch recht lange zu tun — zum Schutz des Sozialismus und des Friedens; denn Bootsmann Brause ist eine Blaujacke unserer Volksmarine. Er liebt die See, er liebt sein Schiff, und er liebt, wie kann es auch für einen richtigen Seemann anders sein, die Lieder der Seefahrt.
An einem in voller Pracht leuchtenden Sommermorgen stieg ich auf das Schiff, auf dem Bootsmann Brause dient.
Eine frische Brise wehte von See her und kräuselte leicht das Hafenwasser. Im Sonnenglanz flimmerte die Wasserfläche wie Silberpapier. Mein Stimmungsbarometer stand auf Hoch. Und dann stand er vor mir.
Nein, was hatte er für breite Schultern, und respektabel wölbte sich unter seinem Kieler Hemd, dicht über der Gürtellinie, der Bauch. Junge, dachte ich, wenn der Luft abläßt, dann möchte ich kein „Lord" sein. Übrigens, mit den blaublütigen, versnobten, Kugelhüte tragenden Englishmen haben unsere „Lords" nichts gemein.
Der Begriff „Lord", den die Matrosen benutzen, ist ein Überbleibsel des englischen Wortes sailor, was soviel wie Seemann heißt. Im Laufe der Jahre ist nur noch die letzte Silbe übriggeblieben, an die man einfach ein kleines D angehängt hat, und fertig war unser „Lord".
Bootsmann Brause ist ein kontaktfreudiger Mensch, und ohne Schwierigkeiten fanden wir zueinander, zu unserem Rees an Backbord. Wir plazierten uns tatsächlich an die, in Fahrtrichtung gesehen, linke Seite des Schiffes, das mittlerweile die Leinen losgeworfen hatte und mit zweimal halbe Fahrt seewärts strebte.
Bootsmann Brause überragte mich, wie man so sagt, um Haupteslänge. Und von dort oben blickte er freundlich auf mich herunter. „Also, Genosse Bootsmann", fing ich an, „wir wollen sozusagen ein ... ein Interview mit Ihnen machen."
„Mit mir?" fragte er. „Ja, mit Ihnen."
Brause lächelte geschmeichelt. „Na, na", sagte er, „ausgerechnet mit mir?"
„Sehen Sie", fuhr ich durch sein Lächeln ermuntert fort, „unsere Leser fragen im-

mer wieder, was einen jungen zur See und zur Volksmarine strebenden Mann auf einem Schiff erwartet."
„Viel!"
„Wie bitte?"
„Ich sagte viel."
„Aha. Und konkret?"
Bootsmann Brause warf einen verträumten Blick zur Stadt hinüber, danach antwortete er: „Viel ist konkret. Ein Wenig ist bei uns an Bord nicht ausreichend."
„Nun gut", sagte ich, „da wir aber irgendwo beginnen müssen, frage ich Sie, was ein frischgebackener Matrose zu allererst braucht?"
„Wenn einer neu zu uns an Bord will, dann muß er Seemann werden wollen, sonst wird es nichts mit der Seefahrt. Vor allem aber: Hat er begriffen, wozu und für wen wir das alles hier machen, hier in der Volksmarine, meine ich, dann wird er sich recht bald auf dem Schiff und auf See wie zu Hause fühlen." Er machte eine kleine Denkpause und fuhr fort: „Der Seemann bei uns muß von seinem Beruf und von seinem Auftrag besessen sein, oder er ist kein Seemann!"
„Sagen Sie, Bootsmann, der Dienst an Bord, das enge Zusammenleben im Bordkollektiv, wie beeinflussen sie die Entwicklung des einzelnen Besatzungsmitgliedes?"
„Eine gute Frage, Genosse. Der Dienst an Bord fördert sehr stark, erlauben Sie mir einen gängigen Begriff, die Persönlichkeitsentwicklung. Ganz deutlich wird das, wenn die jungen Burschen an Bord kommen: Unsicher, unerfahren und auch ängstlich betreten sie das Schiff. Und wie gehen sie nach ihrer Dienstzeit von Bord? Selbstsicher, politisch gereift, weiten Schrittes, abgeklärt und als ganze Kerle. Das Aufeinander-angewiesen-Sein, das Zusammengehörigkeitsgefühl, die Kameradschaft greifen tief und verändernd in das Leben unserer jungen Männer ein.

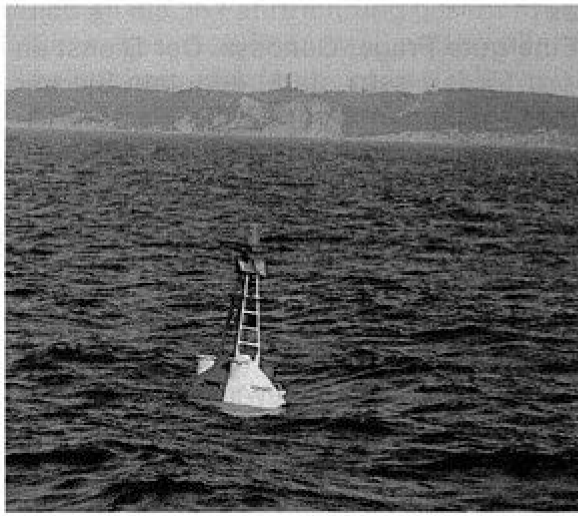


Mit dem Reinschiff fängt alles an



Die seemännische Grundausbildung bleibt Trumpf





*Minensuch-
und Räumschiff
der Volksmarine*

*Torpedoschnellboote
der Volksmarine*

*Es ist so schön,
das Land von Bord
zu sehn*



Die gemeinsamen Aufgaben haben Matrosen der Volksmarine und der sowjetischen Seekriegsflotte für immer zu Freunden gemacht

Ohne Sextanten geht es nicht





Beim Vorpostendienst an unserer westlichen Seegrenze, bei der Überwachung und Aufklärung des Seeraums, beim Schutz des Küstenvorfeldes gemeinsam mit unseren sowjetischen und polnischen Genossen versteht der Matrose noch besser seinen gesellschaftlichen Auftrag. Hier an Bord lernt er sich einzuordnen, er gewinnt ein hohes Verantwortungsgefühl, er begreift den Wert unserer Disziplin und erkennt, wie lebensnotwendig Ordnung und Pünktlichkeit sind.
Große Anstrengungen unternehmen wir, um jedem Genossen klarzumachen, daß das ganze Schiff an Kampfkraft verliert, wenn auch nur ein einziger Matrose ausschert."
Ich dachte an die drei Musketiere.
„Also einer für alle, alle für einen?"
„Genauso ist das!"
Wir waren mitten in unserem Snack, als aus dem Oberdeckslautsprecher eine heisere Stimme krächzte:
„Bootsmann zum HBS!"
Es hätte auch heißen können: „Bootsmann auf die Brücke!" Aber auf einem Kampfschiff der Volksmarine heißt die Brücke Hauptbefehlsstand, kurz HaBeEs.
Bootsmann Brause sah mich entschuldigend an, zuckte mit den Schultern und jumpte über die Eisenleiter hinauf zum HBS. Nun war ich allein mit meinen noch nicht gestellten Fragen. Aber ehe ich mich versah, schrillten die Glocken Alarm.
An mir vorbei rasten die Matrosen auf ihre Gefechtsstationen. Und dann ging der Trubel los: Rollendienst!
Luftalarm — Leck im Schiff — Ruderversager — U-Boot-Alarm — Feuer im Schiff — Mann über Bord — Gasalarm ...
„Na, wie gefällt Ihnen der Rollenschwoof?" Bootsmann Brause stand plötzlich wieder an meiner Seite.
„Is 'n ganz schöner Hammer für die Jungs. Aber nur so wird deutlich, wie sicher die

Spionageflugzeug der BRD-Marine überfliegt ein MSR-Schiff der Volksmarine

U-Boot-Jagdschiff der Volksmarine

Wer behauptet da, daß es keine Romantik der Seefahrt mehr gibt?

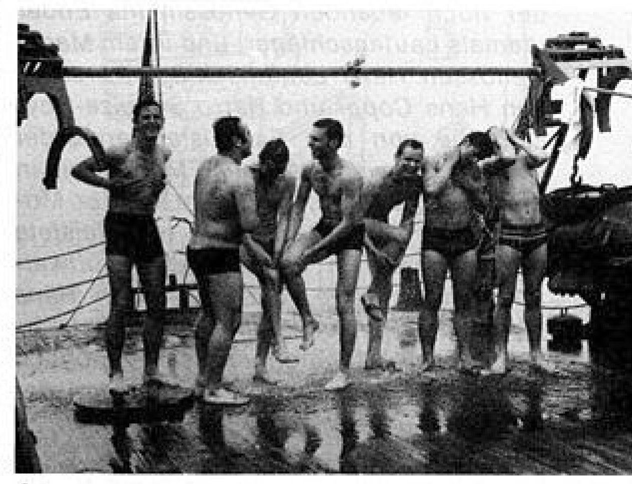


Besatzung die Vielzahl notwendiger und nicht selten kombinierter Manöver beherrscht. Der zügige Ablauf dieser Manöver ist die Voraussetzung dafür, daß das Schiff seine Aufgaben im Verband erfüllen kann."

Und immer wieder dasselbe noch einmal, bis zur automatischen Beherrschung aller Handgriffe und Tätigkeiten!

Als ich Tage später wieder von Bord stieg, war auch ich ein anderer, obwohl mein kurzer Aufenthalt auf einem Schiff der Volksmarine natürlich nicht zu vergleichen ist mit dem Jahre ausfüllenden Dienst eines Matrosen an Bord. Auf alle Fälle weiß ich jetzt auch, daß eine Seefahrt ohne Lieder nicht die Seefahrt wäre, die uns immer wieder fesselt.





Der Smutje sorgt auch für die Stimmung an Bord

Preisfrage: Wer ist Bootsmann Brause?

Ina

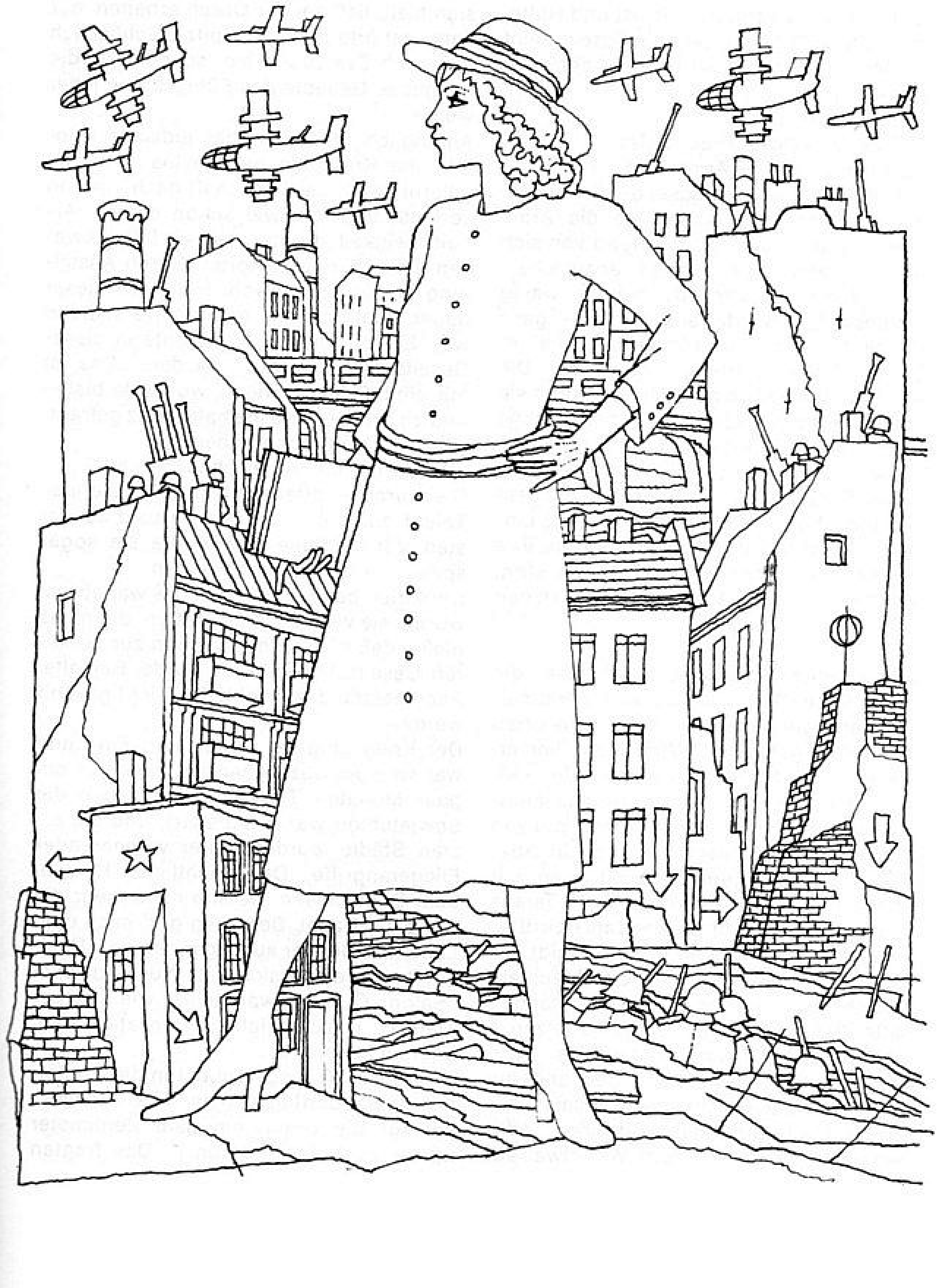
Wera und Claus Küchenmeister

Einiges von dem Aufgezeichneten ist wahr, anderes erfunden. Authentisch sind die Personen unserer Geschichte: Ina, Hans, der Lange, Harro. Mit ihnen wird von der noch lebenden Genossin Ina Ender (damals Lautenschläger) und ihrem Mann, Genossen Hans Lautenschläger, erzählt; von Hans Coppi und Harro Schulze-Boysen, die von den Faschisten ermordet wurden. Ina war tatsächlich Mannequin in einem Modesalon; sie nahm an der Modenschau in Brüssel teil und leistete Kurierdienste im Auftrage des Luftwaffenoffiziers Harro, den sie durch Hans Coppi, den Funker, kennengelernt hatte.
Gedanken, Stimmungen sind möglich gewesene Gedanken, Stimmungen der Personen unserer Erzählung.

Als Ina um die Ecke bog, sprang ihr der böige Aprilwind direkt ins Gesicht. Für einen Augenblick schloß sie die Augen, zog mit der Linken den Mantelkragen zusammen und ging, den Kopf gesenkt, schräg gegen den Wind gestellt, weiter. Es war wieder spät geworden, viel zu spät. Ina fühlte sich müde, wie zerschlagen, deprimiert. Sicherlich war es das Wetter oder die seit Tagen in ihr schleichende Erkältung.

Es begann stärker zu regnen. Die Nässe färbte die Dunkelheit der Straße schwarz. Die Fassaden auf der anderen Seite waren nur zu ahnen. Hin und wieder schimmerten weiße Striche in der Schwärze, andeutend, daß hier ein Hauseingang sei, eine Bordschwelle oder eine seit dem Krieg erloschene Laterne.

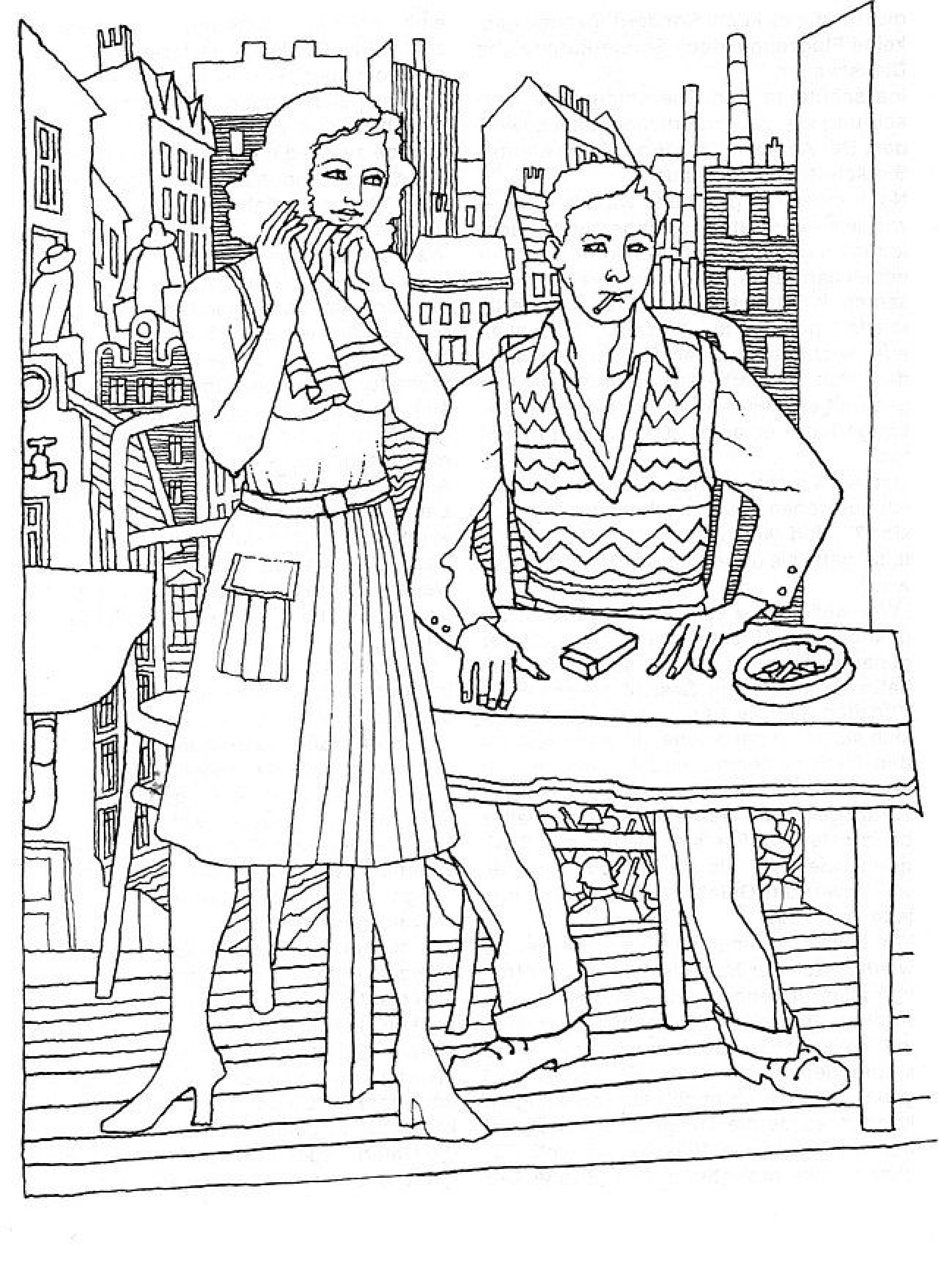
Vor drei Tagen war von Hans ein Brief gekommen. Urlaubssperre. Und wahrscheinlich, so war es angedeutet, würde seine Einheit nach Osten verlegt. Das hieße: nach Rußland. Hans hatte einmal unter Freunden, im Vertrautenkreis alter Jugendgenossen gesagt: „Wenn ich nach Rußland muß, hau ich ab." Und einer hatte ungläubig gelacht. „Hau mal ab, wenn geschossen wird! Eine Kugel in die Brust und eine in den Arsch."
An diesen Satz mußte sie seit dem Brief immer denken. Wer hatte ihn damals bloß gesagt? Damals an irgendeinem warmen Sommerabend bei Hilde und dem Langen in der Laube. Nein, vom Langen war er nicht, dieser Satz. Es war nicht seine Art, so zu reden. Ina fröstelte. Eine Kugel in die Brust, eine Kugel in den Arsch. Ordinär, dachte sie. Nein, der Lange war es nicht.
Und auf einmal hatte sie wieder die gepflegte, beinahe sonore Stimme von Frau Konsul Schmidt im Ohr. „Die Russen sind gar keine Menschen, das sagt mein Udo. Lebendigen Leibes werfen sie sich vor die Panzer. Wie soll man da kämpfen, sagt mein Udo." Dabei hatte sie sich in ihrem neuen Kimono vor dem Spiegel gedreht. Ohne Übergang fuhr sie fort: „Macht mich das nicht etwas füllig, Ina-Kind?" Pflichtgemäß kam die Antwort: „Aber nein, Frau Konsul, bestimmt nicht. Es streckt Sie sogar ungemein."
„Lügen kannst du nicht, Ina-Kind."
Die Schmidt hatte sich plötzlich zu ihr herumgedreht und versuchte, ihr in die Augen zu schauen. Dabei strich sie ihr



langsam, ganz sanft über Brust und Hüfte. Ina hatte sich Mühe geben müssen, nicht zurückzuschrecken, so unangenehm war ihr die Berührung.
„Wie alt bist du?"
„Fünfundzwanzig, Frau Konsul."
Fast flüsternd, die Arme in die Höhe gestreckt, sagte sie: „Pflücket die Rosen, eh' sie verblühn." Dann ließ sie die Arme herunterfallen, warf den Kimono von sich und begann sich schnell anzuziehen. „Ach, Ina-Kind, wenn du nur ein wenig wolltest. Ich würde aus dir eine ganz Große machen. Ein Modesalon ‚Ina' in Berlin. Paris würde zu dir eilen. Die Reichshauptstadt macht Mode", fügte sie schwärmerisch hinzu, „nicht das welsche Paris." Ina legte ihr das Cape über. „Aber du willst nicht, Kind."
„Aber Frau Konsul ..." Die tupfte mit dem behandschuhten Zeigefinger auf Inas Lippen. „Nicht lügen, Kind." Ina spürte ihre fleischigen, warmen Lippen auf der Stirn. Vor Ekel riß sie die Augen auf und hielt den Atem an.

Unwillkürlich wischte sie sich über die regennasse Stirn. Schon seit geraumer Zeit verfolgte diese Frau Konsul Ina offen mit ihren geheimen Wünschen. Immer, wenn sie im Modesalon auftauchte — einem der exklusivsten der Reichshauptstadt —, wußte sie es einzurichten, nur von Ina bedient zu werden, von ihr allein. Aber trotz ihrer unangenehmen Attacken war Frau Konsul — die keinen Hehl daraus machte, daß sie, nur wenige Jahre zurück, eine ganz gewöhnliche Frau Schmidt gewesen war, Gattin des Roßschlächters Joseph Schmidt, der es eben verstanden hatte, 1933 aufs richtige Pferd zu setzen — eine der harmlosen Kunden des „Modesalons Gurch" unter all den anderen braunen Emporkömmlingen, Filmschauspielerinnen, Diplomatengattinnen, Adligen und höheren Töchtern. Wer etwas auf sich hielt, ließ bei der Gurch arbeiten, nur dann gehörte man zur Spitze. Schließlich ließ auch Eva Braun hier schneidern, die heimliche Geliebte des Führers, wie jeder wußte.
Anfänglich, nachdem der jüdische Konfektionär Krapotkin, bei dem Ina vorführen gelernt hatte, sein Geschäft nach London verlegte und Ina, wie schon einmal, Arbeitslosigkeit drohte, war sie froh gewesen, bei der renommierten Gurch Anstellung zu finden, obwohl Hans mit dieser neuen Stellung gar nicht einverstanden war. Er befürchtete, Ina könnte in dieser Gesellschaft „versaut" werden. „Das ist mir ein bißchen zu hoch, wo du da bist — und zu braun." Und Ina hatte spitz gefragt: „Soll ich Uniformen nähen?"
„Dann zieh die Vogelscheuchen an."
Die Gurch — offensichtlich hatte sie Inas Talent erkannt — machte sie bald zur ersten Vorführdame und wollte sie sogar später zur Direktrice ernennen.
Direktrice bei der Gurch — das war etwas, worum sie viele beneidet hätten; denn das hieße, daß man beinahe schon zur besseren Gesellschaft gezählt wurde. Beinahe. Aber gerade dazu wollte Ina nicht gezählt werden.
Der Krieg ging ins dritte Jahr. Ein Ende war weniger abzusehen als noch vor ein paar Monaten. Der Blitzkrieg gegen die Sowjetunion war gescheitert, und die ersten Städte wurden Opfer verheerender Fliegerangriffe. Der nächtliche Himmel über Deutschland brachte nicht mehr die Ruhe der Nacht. Der Krieg griff nach dem Land, von dem er ausgegangen war. Unsicherheit breitete sich aus. Nur in diesem „Salon Gurch" war alles wie früher: Klatsch, Geschichtchen, Sensatiönchen, Eifersüchteleien ...
„Warum muß ausgerechnet in diesen Zeiten ein Sonderflugzeug nach Paris fliegen, um für die Braun ein paar Zentimeter Spitze zu holen? Warum?" Das fragten

die, für die es keine Sonderflugzeuge gab, keine Flugzeuge, doch Sonderkuriere und Dienstwagen.
Ina schüttelte sich. Die anfängliche Verachtung war zu körperlichem Ekel geworden. Der Aprilwind zerrte an ihrem Mantel. Sie schritt schneller aus.
Noch einmal — geschehe was da wolle — würde sie der Bitte des Langen nicht nachkommen und bei der Gurch kündigen. Vor einem Jahr etwa, auf einem ihrer gemeinsamen Wochenenden — man wanderte, tanzte, politisierte, tauschte Gedanken aus, wichtige Stunden für Ina, um nicht den Halt zu verlieren —, hatte sie ihm gegenüber diesen Wunsch geäußert. Der Lange hatte gelacht. „Das wirst du nicht tun."
„Ich weiß nicht, was ich da noch soll? Soll ich aus denen Leute machen, die dagegen sind?" Und weil er nur den Kopf schüttelte, hatte sie ungeduldig gefordert: „Also was?"
„Wer weiß, wozu es gut ist", hatte er nur geantwortet. Und Ina war sicher, daß er genau wußte, wozu es gut sein sollte. Das hatte sie an seinem Gesicht gesehen.
Plötzlich sah sie den Langen wieder vor sich sitzen, in der Küche, die Arme fest auf den Tisch gestemmt, und ihr zuhören, mit ernsten Augen. Sie war gerade aus Brüssel zurückgekehrt. Während sie ihm alles berichtete, erfaßte sie wieder die Erregung, wie dort, als sie erkennen mußte, wie unverhofft Gefahr drohen kann, ohne jede Warnung.
Wie beim erstenmal, im November, war sie wieder nach der Modenschau — sie hoffte, von allen unbeobachtet — in die Rue des Atrébats gegangen. Nur sollte sie diesesmal nicht etwas abgeben, sondern etwas empfangen, einen Gruß, ein Zeichen, irgend etwas. Doch noch bevor sie klingeln konnte, wurde die Tür geöffnet, und zwei Männer, die einen Wäschekorb voll Bücher trugen, drängten auf die Straße. Der eine von ihnen sagte mit flämischem Akzent: „Das Filialen is geslossen." Er sagte das so nebenbei und auch nicht zu ihr. Ehe sie sich versah, waren die beiden verschwunden. Ina wandte sich schnell ab. Gerade als sie die kleine Gasse hinter sich hatte, sah sie noch aus den Augenwinkeln, wie Wehrmachtfahrzeuge hineinfuhren und Soldaten alles absperrten.
Was sie am Abend vorher erlebt hatte, verschwieg sie dem Langen, einmal, weil sie noch nicht begriffen hatte, wie wichtig es gewesen wäre, auch davon zu berichten, da sie die Zusammenhänge noch nicht durchschaute, zum anderen, weil sie sich ein wenig genierte, gerade dem Langen davon zu erzählen, von diesem Abend, mit diesem Oberst ...
Als sie geendet hatte, zündete sich der Lange eine Zigarette an und schwieg. Ina vermochte nichts in seinem Gesicht zu lesen, oder war da auf einmal Blässe? Sie wartete. Schließlich sagte er: „Na gut" und stand auf. Ina fragte verblüfft: „Was ist gut?"
„Man wird sehen."
Ina kam Zorn an, Zorn gegen den Langen, der stumm blieb und sich nichts anmerken ließ; Zorn, daß er überhaupt hier war, Zorn über seine, wie sie meinte, Überheblichkeit, seinen Hochmut, der genau erkennen ließ, daß er wußte, viel wußte, Entscheidendes und Schreckliches. Sie war wütend. „Was wird man sehen?" Der Lange schaute sie überrascht an. „Ina, warum fragst du?"
„Ja, warum?" Ina stand auf.
„Verzeih bitte." Er strich ihr über das Haar. „Du bist tapfer, Ina." Sie ging zum Waschbecken, ließ kaltes Wasser in die Hände laufen und drückte ihr Gesicht hinein. „Unsinn, du. Laß mich etwas machen, das ich begreife, Dinge, die ich überschauen kann. Dann, glaube ich, spürt man auch die Gefahr, irgendwie, und sie kann einen nicht so überfallen wie in Brüssel."



„Wer kann denn etwas überschauen, Ina?"
„Du verstehst mich schon. Das Spiel ist da zu hoch für mich. Ich bin für einfache Dinge da, für Dinge, die ich verstehen kann." Er wollte etwas erwidern, doch Ina sagte in das Handtuch, mit dem sie sich das Gesicht abtrocknete: „Laß nur. Gib keine Antwort. Ich will keine." Sie sah ihn an, versuchte ein Lächeln. „Manchmal ist es doch etwas schwer, wenn man so allein ist. Hans kommt ja bald auf Urlaub." Der Lange drückte seine Zigarette aus, und nach einem Zögern sagte er: „Danke für dein Vertrauen. Ich melde mich."
„Sehen wir uns nicht Sonnabend?"
Er schüttelte den Kopf. „Lassen wir das ausfallen." Ohne Gruß ging er. Und ihren „Gruß an Hilde" hatte er bestimmt nicht mehr gehört.

Inas energischer, kräftiger Schritt hallte durch die nächtliche Straße. Kein Wind war mehr und auch kein Regen. Sie schlug den Kragen zurück.
Warum eigentlich all diese dummen, unnützen Gedanken? Warum? Sicherlich war es die Müdigkeit, oder die Grippe, oder das Wetter ... Heute abend würde sie Hans einen langen Brief schreiben. Einen Brief voller Anspielungen und Überraschungen, die nur sie beide verstehen würden, nur sie beide, und der Zensor würde die Stellen nicht einmal bemerken. Heimliche, intime Zärtlichkeiten, wie sie nur Liebende austauschen können. Das Schreiben solcher Briefe steigerte die Sehnsucht, ließ sie körperlich schmerzlich werden. Einsame Nächte, Zwiegespräche ohne Partner, Rufe ohne Echo, Fragen ohne Antwort. Fünfundzwanzig Jahre alt — und allein. 1937, zwanzig gerade, da hatten sie Hans zum erstenmal in Uniform gesteckt: Arbeitsdienst, dann Militär, dann Krieg. Und dann? Witwe im Brautschleier.
Ina wischte die Gedanken von sich. Hilde bekommt ein Kind. Noch zwei Monate. Sie wird heute noch stricken oder morgen, sonst ist das Kind da und keine Garnitur. Wolle hat sie genug. Wieder Brüssel. Und dieser dumme, dreiste, chevalereske Oberst. Ein distinguierter Herr alter Schule. So gab er sich. Restaurant „Prince Albert". Jahrhundertwende, verstaubte Palmen, dichte Gardinen, stumpfe Lüster, erlesene Weine, gutes Essen. Und die Herren in den maßgeschneiderten graugrünen Uniformen, auch in Schwarz, auch in Zivil. Alles gedämpft. Wo eigentlich? Im besetzten Belgien ...
An einem Nachmittag, nach der zweiten Vorführung, war er plötzlich auf dem langen teppichbelegten Gang auf sie zugetreten. „Gestatten Sie?" Es folgte eine exakte Verbeugung, begleitet von einem lässigen Grüßen. Ina war stehengeblieben, hatte ihn kühl unter hochgezogenen Augenbrauen angesehen.
„Von Haase."
„Sie wünschen?"
„Darf ich Sie bitten, sich als meine Gefangene zu betrachten?"
Jetzt packte Ina der Schreck. Beherrscht fragte sie, ohne die Brauen zu senken: „Was soll das?" Haase bot ihr seinen Arm an. „Darf ich Sie bitten, mir zu folgen?" Ina zögerte. Sie wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte. Gedanken schossen ihr durch den Kopf, wirres, widersprüchliches Zeug. Hat mich etwa einer in der Rue des Atrébats gesehen? Unsinn, mich hat keiner gesehen. Vielleicht weiß er, daß ich heute noch dahin will? Der ist angetrunken. Diese Typen verwechseln unseren Beruf immer mit einem anderen Gewerbe. Aber so sieht der nicht aus. — Immer noch stand der Offizier vor ihr, wartete. Ina schien es, als wäre eine Ewigkeit vergangen.
Schnell sagte sie, so leicht wie möglich: „Soll das ein Scherz sein?" Und sie dachte

erschrocken: Mein Gott, war das unsicher. Der muß doch etwas merken! Aber er bemerkte nichts. Mit vorgebeugtem Oberkörper — Ina schien es, als fiele er gleich um — sagte er: „Keineswegs. Die Zelle in Form einer Nische ist bereits vorbereitet, und das Verhör kann beginnen." Er verzog seine Lippen zu einem Lachen. Drei goldene Zähne sah Ina. Umdrehen und stehenlassen wäre das beste. Dann wird sich zeigen, was er will! Der Oberst schien ihren Entschluß zu errraten. Schnell sagte er: „Bitte, kommen Sie. Sie werden den Gang nicht bereuen."

„Bitte, wenn Sie so wollen." Belangloseres fiel ihr nicht ein. Er führte sie am Arm die Treppe hinunter. Die Unsicherheit war noch nicht gewichen. „Und wohin führen Sie mich?"

„Abwarten." Der Oberst lächelte geheimnisvoll. Ina spürte, daß ihnen in kurzem Abstand jemand folgte. Sie drehte sich um. Es war ein Unteroffizier. „Gehört der auch zu uns?" Der Oberst verstand sie nicht richtig, oder er tat so. „Der Herr hinter uns." Ina deutete mit dem Kopf nach hinten.

„Ah, der!" Ohne sich umzuwenden, antwortete der Oberst: „Das ist Möller. Eigentlich Möller zwo. Mein Faktotum. Der Bursche kann einfach alles. Tatsächlich." Doch die Antwort hatte Inas Mißtrauen nicht beseitigt.

Jetzt, in der Stille der dunklen Straße, mußte sie auf einmal lachen, da sie an den Oberst dachte, sich an eine unangenehme Situation erinnerte, die nun schon drei Wochen zurücklag. Der Oberst, etwas kleiner als sie, mit drei goldenen Zähnen, den etwas abstehenden Ohren und der großen fleischigen Nase, die zwischen weit auseinanderliegenden grauen Augen ihren Anfang nahm. Merkwürdig komisch war die Situation. Merkwürdig und komisch, wenn sie heute abend daran zurückdachte:

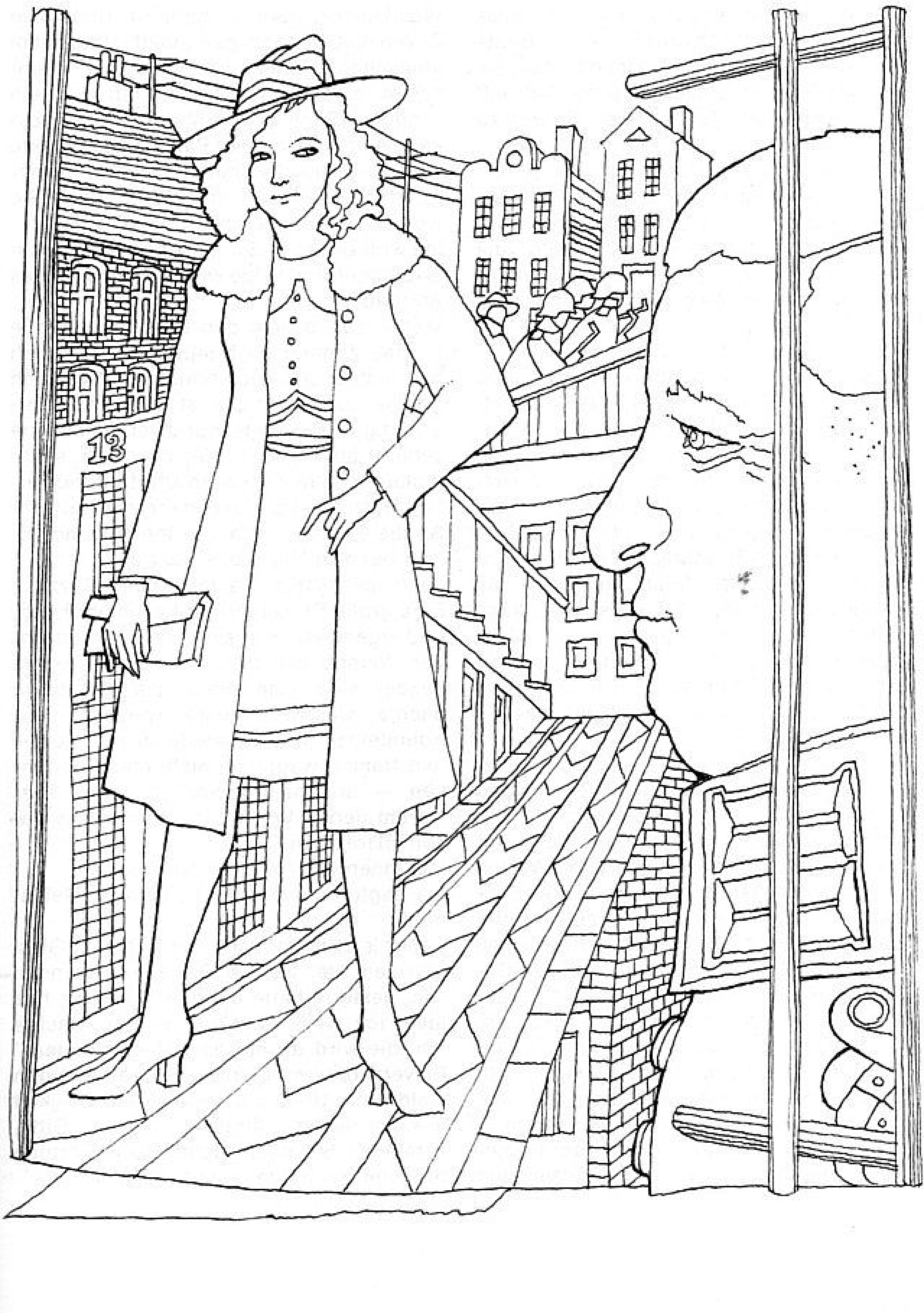
Im Restaurant war ein Tisch reserviert, abgelegen, doch mit einem guten Überblick über den ganzen Saal und den Eingang. „Voilà, hier sind wir." Inas Spannung ließ nicht nach. „Ist das Ihre Art, jemanden einzuladen?"

„Bitte, verzeihen Sie mir meinen Coup. Wir arbeiten eben gerne so." Und während er ihr den Stuhl zuschob, plauderte er weiter. „Mir ist nichts anderes eingefallen, Sie an diesen Tisch zu bringen." Wieder beugte er seinen Oberkörper nach vorn und fügte leiser hinzu, fast intim sollte es wohl klingen: „Sie sehen nicht aus, als wären Sie leicht zu verführen." Ina sah schräg auf ihn hinab. Ob sie diesen merkwürdigen Oberst nicht einfach stehen lassen sollte oder ihn gar ohrfeigen? Beides schien diesem Typ nicht angemessen, der in seiner ganzen Art, jovial zu spielen — vielleicht war das auch wirklich seine Natur —, etwas rührend Komisches an sich hatte. Sie sagte: „Den Aufwand hätten Sie sich sparen können, Herr Oberst."

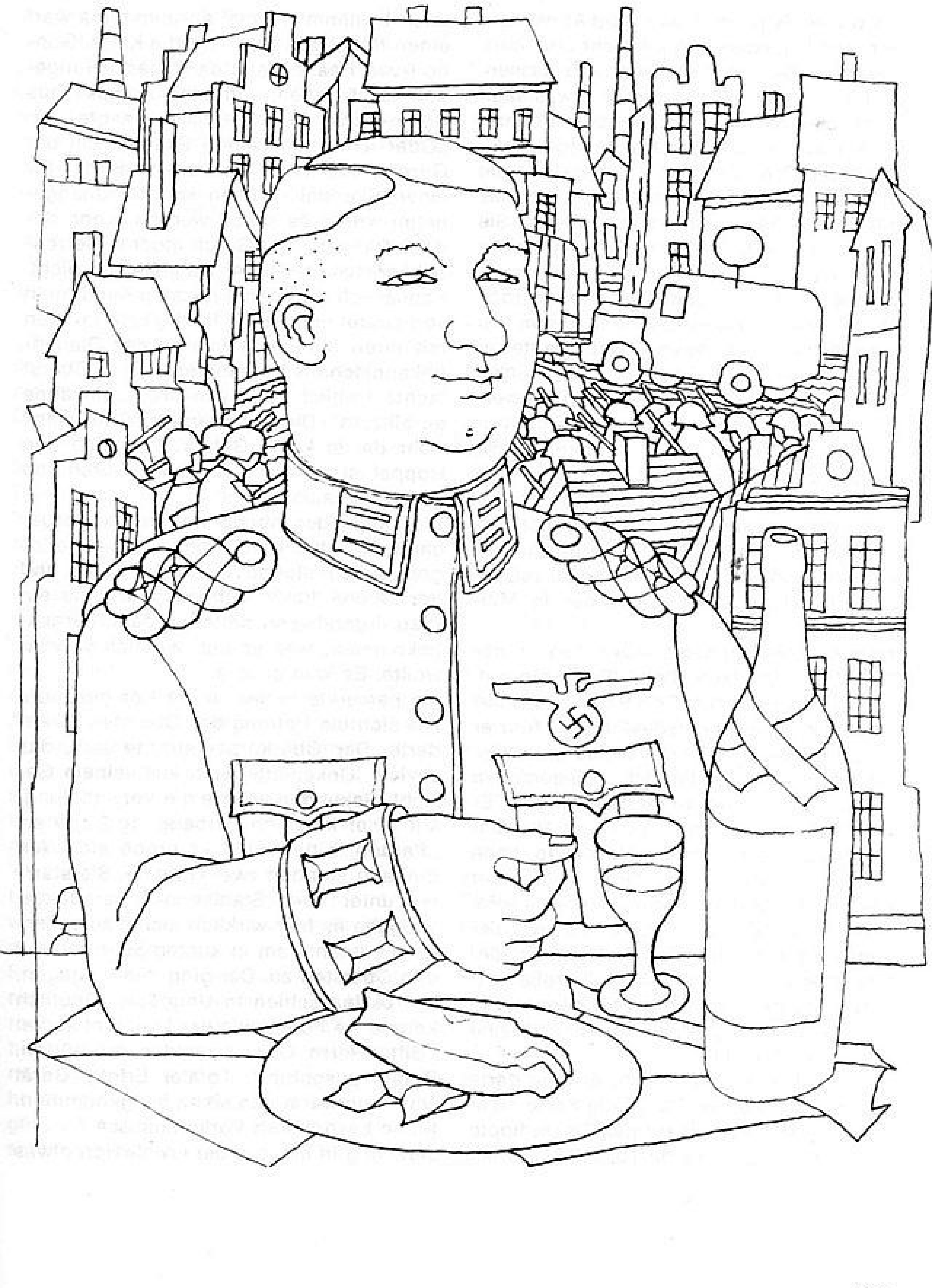
„Verzeihen Sie . . ."

„Ich habe keine Zeit." Ina wollte unbedingt noch einmal in die Rue des Atrébats. Wer weiß, ob sich morgen noch Zeit dafür finden würde. Der Oberst ließ nicht locker. „Darf ich Ihnen meinen Wagen zur Verfügung stellen?" Das fehlt mir noch, daß du mich dahin fährst, schoß es ihr durch den Kopf. „Nein, danke. Ich gehe zu Fuß."

„Darf ich Sie begleiten?" Beinahe hätte Ina losgelacht. Das wäre ein perfektes Alibi, mit einem Oberst. Ein unsinniger Gedanke! Ina wollte Zeit gewinnen, um einen Einfall zu haben, wie sie diesen aufdringlichen Herrn von Haase loswerden könnte, und setzte sich. Der Oberst, der das wie einen Sieg in einem nicht unbedeutenden Scharmützel empfand, sagte: „Ich freue mich." Alles schien vorbereitet, denn auf einen Wink begannen Kellner Vorspeisen und Getränke aufzutragen. Kellner, oder waren es verkleidete Soldaten?


13

Der Oberst war emsig bemüht, ihr alles vorzulegen und schien mit seiner Beute zufrieden. Dann hatte Ina einen Einfall. Sie ließ das Besteck sinken, wischte sich mit der Serviette den Mund, sagte: „Es wird zu spät."
„Oh, wir haben doch nicht einmal die Suppe hinter uns gebracht." Er sah sie unglücklich an. „Was soll's denn sein, Ihre Besorgung, oder ist es indiskret?" Ina lachte und dachte: Ob er seine abstehenden Ohren auch anlegen kann? „Ich brauche Babywolle." Der Oberst war einen Augenblick verblüfft. „Babywolle? Ah, ja. Babywolle!" Er schluckte einen Brocken hinunter und machte ein hilfloses Gesicht. Diese Unsicherheit machte Ina Spaß. „Eine Freundin erwartet ein Kind, wissen Sie? Und da wollte ich..." Der Oberst hatte längst seine Fassung wieder. „Aber natürlich. Schon einen Einfall. — Schon einen Einfall." Er schnippte mit den Fingern. Möller zwo stand am Tisch. Ina wußte nicht, woher der so schnell kam. „Einmal Babywolle für ein Baby. Oder zweimal. Vielleicht sind's Zwillinge." Er zeigte wohlgefällig seine drei goldenen Zähne. „Möller zwo organisiert das. — Welche Farbe?"
„Blau."
Möller zwo stand stramm und verschwand so schnell, wie er gekommen war.
Dann wird also Hildes Kind mit Wolle von Herrn Oberst gekleidet werden. Warum nicht? Wenn das der Lange wüßte! Vielleicht ist es nicht richtig, was ich hier mache. Vielleicht ist es falsch. Und sie ließ sich das Essen schmecken, ließ das Geplauder des Herrn Oberst über sich ergehen, der von der schönen Pfalz sprach, von ihren Weinen und ihrem Charakter, der doch unmittelbar mit der Landschaft, in der er wuchs und reifte, übereinstimme und mit dem Charakter der Menschen in der Pfalz, genauer der Unter- oder Rheinpfalz. Der Oberst war ein Pfälzer und Weinkenner; denn er hatte in friedlichen Zeiten mit Weinen gehandelt. Und dabei Menschen kennengelernt. Viele Menschen. Das plätscherte so hin, wie ein schmales Bächlein, bis Möller zwo zurückkam mit einem großen Paket. Ina bedankte sich für den Nachmittag, es war früher Abend geworden, und stand auf. „Sie wollen gehen, Ina? Jetzt?"
Ina wollte gehen. Sie hatte genug von dem Geplauder und — sie wollte in die Rue des Atrébats.
Möller zwo bekam den Befehl, die Wolle in Inas Zimmer zu bringen, ihr Sträuben half nichts. „Aber ich brauch jetzt wirklich frische Luft." Der Oberst lächelte hintergründig, Ina konnte nur zwei Goldzähne sehen, blickte auf die Uhr und sagte erstaunt: „Oh, neunzehn Uhr fünfundvierzig! Jetzt ist es nicht mehr gut, auf der Straße zu sein." Ina sah ihn fragend an. „Ab zwanzig Uhr gibt's Razzia."
„Ach so", sagte Ina leichthin, „Razzia." Eine große Erleichterung kam in ihr hoch, und irgendwie war sie diesem plaudernden Weinhändler in Uniform dankbar. Ina bekam eine Gänsehaut, als sie daran dachte, was wohl wäre, wenn sie von irgendeiner Streife gerade in der Rue — den Namen wagte sie nicht mehr zu denken — angehalten worden wäre. Aber warum denn? Wer wußte denn etwas davon? Trotzdem.
„Ist Ihnen kalt?" fragte der Oberst.
Ina sagte schnell: „Nein, nein. Vielleicht müde."
„Aber jetzt noch nicht." Er hob sein Glas. „Wissen Sie, als ich Sie zum erstenmal sah, gestern, hatte ich gleich so eine fixe Idee, ich weiß nicht warum. Die, dachte ich, die wird dir morgen Glück bringen." Er verzog seine Lippen und zeigte einen Goldzahn. Und, um jede Zweideutigkeit auszuschließen, fügte er hinzu: „Bitte, verstehen Sie mich nicht falsch. Fortune brauche ich heute abend. Fortune."



Ina wurde es unangenehm, die Andeutungen des Obersten, die sie nicht entziffern konnte, über sich ergehen zu lassen, darum sagte sie, so, wie man etwas sagt, wenn man keine Antwort haben möchte: „Sie sind hier bei der Kommandantur?" Der Oberst sah sie an. Ina bemerkte Ironie in seinen Augen. Das ärgerte sie. Und als der Oberst fragte: „Woraus schließen Sie das?" gab sie zur Antwort: „Ich mache nur Konversation."
Er goß Wein ein. Und weil er nun doch etwas mitteilen wollte und eben darum von Inas Antwort enttäuscht war, baute er selbst, nicht ohne Eitelkeit, eine Brücke, über die das Gespräch weitergeführt werden konnte. „Kommandantur. Ich bin nur zufällig in Brüssel. — Zu meinem Glück, sonst hätte ich Sie nicht getroffen." Ina gab sich Mühe, die Einfügung zu überhören. „Amsterdam wäre auch möglich gewesen oder, ich weiß nicht, Paris", fuhr er geheimnisvoll fort. Ina, um ihn zu reizen, antwortete: „Ah, ein Reisender in Militär."
Aber er ließ sich nicht reizen. „Ja. In der Tat. Wenn Sie so wollen." Er lachte auf. „Gar nicht schlecht. Reisender in Militär! Früher in Wein. Nichtsdestotrotz", fuhr er fort, „ist mein Standort vorläufig Berlin. Wo ich Sie hoffentlich wiedersehen werde." Ina ging darauf nicht ein. Er beugte sich über den Tisch. „Im Moment hängt es noch nicht von Ihnen ab, liebe Ina." Dann sah er auf die Uhr. „Im Moment noch nicht. Aber bald kann es soweit sein. Und was würden Sie sagen, wenn wir diesen noch nicht beendeten Abend in der Gruban-Stube an der Friedrichstraße fortsetzen würden? Die haben für Kenner und gute Freunde noch die herrlichsten Weine und gute Menüs."
Aus der Brieftasche fischte er eine Karte und reichte sie Ina. Da sie die Karte nicht annahm, legte er sie auf den Tisch, tippte mit dem Zeigefinger darauf. „Sie werden mich bestimmt einmal anrufen." Ina warf einen flüchtigen Blick auf die Karte. Gundolf von Haase stand da in geschwungenen Buchstaben und eine Adresse aus Berlin-Dahlem. Schelmisch sagte er: „Oder ich mache einen Skandal bei der Gurch." Ina malte sich aus, was der für einen Skandal machen könnte. Unangenehm würde es schon werden, wenn der da auftauchte. Die Gurch mochte Herrenbekanntschaften ihrer Angestellten nicht. Schließlich waren ihre meisten Kundinnen verheiratet und hatten häufig Erfahrungen mit ihren Männern, wenn diese Damenbekanntschaften machten. Der Oberst lachte fröhlich, daß alle drei Goldzähne aufblitzten. „Die hält streng auf Sitte, was? Aber da ist keine Gefahr. Der gute alte Hoppel ist ein Mann von Ehre. Durch und durch, bis aufs Mark."
Wer weiß, der Abend wäre so weitergegangen, Sätze wären hin und her geflogen, unbedeutende, inhaltlose Sätze, und der Oberst hätte sich gespreizt wie ein Pfau. Irgendwann hätte Ina dann herausbekommen, was er nun wirklich von ihr wollte. Es kam anders.
Ina bemerkte mitten in der Konversation, wie sich die Haltung des Obersten veränderte. Der Oberkörper straffte sich, das Joviale, Onkelhafte wich aus seinem Gesicht. Sekunden währte die Verwandlung. Mit einer knappen Verbeugung sagte er: „Pardon, bitte." Und er erhob sich. Am Eingang standen zwei Gefreite. Sie starrten unter ihren Stahlhelmen geradeaus, als gäbe es hier wirklich nichts zu sehen. Ein Leutnant kam in kurzen Schritten auf den Obersten zu. Der ging ihm entgegen, wie es Ina schien in Ungeduld. Deutlich konnte sie hören, wie der Leutnant sagte: „Bitte Herrn Oberst melden zu dürfen. Befehl ausgeführt. Totaler Erfolg. Gerät war noch warm. Ein Mann festgenommen. Keine besonderen Vorkommnisse."
Jetzt begriff Ina, daß der joviale Herr etwas

mit der Razzia zu tun hatte, nur die Worte des Leutnants blieben ihr unklar. Sie verstand ihren Sinn nicht. Vielleicht war das der Grund, warum sich der Satz: „Gerät war noch warm", einprägte. Ehe sie sich versah, hörte sie von Haase „Champagner, Ober!" rufen, und er saß wieder vor ihr und schäumte jetzt über vor guter Laune. „Ich habe es gewußt! Bist mir ein Glückskätzchen, Ina. Ich hab's gewußt." Der Oberst überflutete Ina nahezu mit den Wogen seines Triumphes.
„Eine angenehme Meldung?"
„Die angenehmste, seit ich beim Verein bin. Und Sie können von sich sagen: Ich bin dabeigewesen!"
Der Champagnerkorken knallte. „Vielleicht dreh' ich ihn um, und dann macht er für mich Musik."
Dieser Satz fiel Ina jetzt in der naßkalten Nacht auf dem Nachhauseweg wieder ein. Merkwürdig, warum eigentlich? Dieser Satz, der für sie so gar keinen Sinn ergab, weder damals, an jenem Abend in Brüssel, aus der Situation heraus, noch jetzt. In ihr regte sich das schlechte Gewissen. Vielleicht hätte sie dem Langen doch etwas sagen sollen von diesem merkwürdigen Abend. Diesen Gedanken schob sie schnell wieder von sich. Muß ich ihm denn alles erzählen? Von diesem Abend würde sie nicht einmal Hans etwas sagen, der könnte es nur falsch verstehen. Bei Männern schwindet so schnell das Vertrauen. Trotzdem — diesen Hoppel — „meine besten Freunde nennen mich Hoppel" — würde sie möglicherweise doch einmal anrufen. Unsinn.
Sie schloß die Haustür auf und stemmte sich gegen die schwere Tür. Im Hausflur roch es muffig. Die dunkelbemalten Glühbirnen hüllten alles in ein verschwommenes lila Licht. Ina stieg schnell die Treppe hoch, froh, angekommen zu sein und eigentlich nur noch mit dem einen Wunsch, sofort ins Bett zu gehen, die Decke über den Kopf zu ziehen und in Gedanken einen Brief zu schreiben, einen sehr langen, an Hans. Langsam würde sie so in den Schlaf gleiten.
Vor der Wohnungstür ließ sie ein Geräusch herumfahren. Irgendwo im Dämmer, oben, eine halbe Treppe höher, räusperte sich einer. Ina stieß den Schlüssel ins Schloß, wollte schnell aufschließen, um schnell die Wohnungstür hinter sich zuriegeln zu können. Jemand kam die Stufen herunter. „Guten Abend", sagte eine ihr fremde Stimme. Ina gab keine Antwort, öffnete die Tür. Jetzt war er auf ihrem Treppenabsatz. „Sie sind spät gekommen." Ina wandte sich um. Ein breitkrempiger Hut ließ das Gesicht nur als dunklen Fleck im lila Dämmer erkennen.
„Was wollen Sie?"
„Ich habe auf Sie gewartet."
Ina trat in den Korridor, da hörte sie: „Ich wollte mich mit Ihnen unterhalten." Eine weiche, sogar freundliche Stimme war das. Ina versuchte vergeblich, das Gesicht zu erkennen. Schnell sagte sie: „Lassen Sie mich in Ruhe." Sie wollte die Tür schließen, doch da war auf einmal ein Fuß zwischen Tür und Schwelle. „Gehen Sie, sonst schlage ich Lärm, daß das ganze Haus erwacht!" sagte Ina scharf, obwohl sie nicht wußte, wie sie das hier anstellen sollte. Die Türen waren taube Ohren.
Freundlich kam die Antwort: „Nicht doch. Ich muß mich nämlich mit Ihnen unterhalten."
Dicht vor Inas Augen schwankte eine Blechmarke, und ehe sie noch hörte: „Geheime Staatspolizei", war es ihr, als hätte ihr Herzschlag ausgesetzt, so erschrak sie. Wieder war da Gefahr, ganz plötzlich, ohne daß sich etwas vorher angekündigt hätte. Oder doch? Ina versuchte ruhig zu atmen, und sie war froh, daß der Unbekannte vor der Tür ihr Gesicht ebensowenig sehen konnte wie sie seines. Sie öffnete die Tür weiter.

„Ich bin müde. Muß das denn jetzt sein?" Ihre Stimme klang gleichgültig.
„Ja, leider. Es muß sein. Niemand bedauert das mehr als ich", kam die Antwort.
Ina gab die Tür frei. Sofort stand der andere im Flur. Sie dachte an die Mahnung des Langen: Ruhe bewahren. Sie wissen weniger als du. Sonst kämen sie nicht, um zu fragen. Aber sei auf der Hut, sie wissen manchmal auch mehr als du. Versuche herauszubekommen, was sie wissen und was sie von dir wollen. Sie knipste das Licht an. Der vor ihr nahm den Hut ab, blinzelte im Licht und nickte grüßend. „Krullmann." Und dann machte er eine wegwerfende Handbewegung. „Name ist Schall und Rauch."
Ina ging in die Küche. Das war ihre zweite Begegnung mit der Gestapo. Die erste lag Jahre zurück. Damals hatte Ina sofort gewußt, was sie wollten. Aber heute?
In der Küche war noch die Unordnung des morgendlichen schnellen Aufbruchs. „Hier sieht es nicht ..., aber Sie kommen spät und unangemeldet."
Krullmann winkte ab. „Oh, ich verstehe das alles. Ich komme morgens auch nie aus dem Bett, und dann ... Als Junggeselle ..." Er blickte sich ungeniert in der Küche um. Ina forderte ihn nicht zum Hinsetzen auf. Sie hängte ihren Mantel in die Flurgarderobe und begann schnell, die Frühstücksreste zusammenzuräumen. „Sie sind doch bestimmt nicht gekommen, meine Küche zu besichtigen?" Krullmann sah sie aus freundlichen Augen an. Ina war auf der Lauer: Wann kommt denn nun sein erster Schlag und woher? Und sie verfluchte wieder ihre Einsamkeit, ihr Alleinsein. Wie anders, wenn Hans bei ihr wäre, wie anders. Der hätte diesen Herrn, diesen Bullen, schon längst 'rauskomplimentiert, hätte sie vor dem geschützt, hätte ... Sie war müde, sehr müde. Fast stiegen ihr Tränen in die Augen.
„Sie gestatten doch?" Er setzte sich, schlug die Beine übereinander, daß sein gummierter Mantel rauschte, und legte den Hut auf den anderen Stuhl. Ina dachte: Daß sie alle die gleichen Mäntel haben müssen, dabei ist es doch noch etwas zu kalt dafür. Warum trägt er nicht einen grünen Lodenmantel, der gehört doch auch zu ihrer Ausrüstung.
Krullmann rieb sich die Hände. „Kalt ist es bei Ihnen."
„Ja, die Wohnung ist schlecht zu heizen. Und ich wollte ja auch gleich schlafengehen."
Krullmann überhörte diesen Hinweis. „Stube, Küche und Innen-WC." Er nickte, als müsse er sich diese Feststellung bestätigen. Plötzlich fragte er: „Sie sind nicht zufrieden?" Dabei fixierte er sie genau. Ina sah ihm in die braunen Augen, in denen sie nur freundliche Gleichgültigkeit entdecken konnte.
„Ich wüßte Besseres."
„Sehen Sie", sagte Krullmann, als hätte sie ihm ein Geständnis gemacht. „Sehen Sie, das dachte ich mir." Er nickte wieder. Und, als hätte er einen Einfall: „Warum nehmen Sie nichts Besseres? Im Westen. Adolf-Hitler-Platz. Da gibt es herrliche Atelierwohnungen."
Adolf-Hitler-Platz? — Warum gerade da? Der Lange hatte ihr einmal gesagt, daß da Harro wohne, Oberleutnant Harro ... Will er darauf hinaus? Da weiß ich nichts, mein Lieber, kaum etwas, du Ratte, ganz wenig.
Krullmann schien das Foto von Hans am Küchenschrank entdeckt zu haben. „Oder Dahlem, wäre auch möglich. Aber das ist dann noch teurer."
Ina überlegte: Dahlem ... Dahlem, was meint er? Oder quatscht der nur, will mich unsicher machen? „Sind Sie darum zu mir gekommen?"
Krullmann lächelte das Bild von Hans an, spießte mit dem rechten Zeigefinger dage-



gen. „Ihr Verlobter?“ Das O dehnte er, als ließe er es auf der Zunge zergehen. Ina antwortete grob: „Das ist mein Mann.“
Überrascht sah er sie an: „Sie haben geheiratet?“
„Wann sollten wir denn heiraten, wenn er schon seit Jahren in Uniform steckt.“ Das war zu direkt, dachte Ina. Jetzt habe ich ihm schon eine Blöße gezeigt.
Krullmann seufzte. „Ja, ja. Große Zeiten sind auch schwere Zeiten.“ Dann sah er wieder auf das Foto. „Der Bräutigam.“ Ina dachte: Was mache ich jetzt? Ich muß irgend etwas tun, damit es aussieht, als langweilte ich mich, irgend etwas. Krullmann sah sie an. „Warum setzen Sie sich nicht? Es ist mir peinlich, dann zu sitzen.“
Ina ging auf seinen Ton ein. „Dann müßte es Ihnen auch peinlich sein, mich so spät noch zu überfallen.“ Krullmann lächelte fein. „Überfallen. Wie sich das anhört. Aber Dienst ist Dienst. Und Sie wissen, bei uns hört der Dienst fast nie auf. Fast nie. Das kann einem den Beruf schon unangenehm werden lassen.“
Ina mußte sich beherrschen. Nur nicht die Nerven verlieren, Überblick behalten! Irgendwo hat der schon eine Mine gelegt. Wann würde er sie zünden?
Entschlossen, aufs Ganze zu gehen, setzte sie sich ihm gegenüber, sah ihm fest in die Augen und fragte direkt: „Bitte, kommen Sie jetzt zu dem, was Sie wollen.“ Krullmann zuckte mit den Nasenflügeln, als spüre er einer Fährte nach, doch seine Augen blieben gleichgültig freundlich. „Sie sind angriffslustig!“ Bewundernd fügte er hinzu: „Das gefällt mir.“ Dann hob er beide Hände, schmale Hände mit sehnigen Fingern, und wiederholte: „Ich wollte mich mit Ihnen unterhalten.“ Er schlug die Beine auseinander. Wieder das Rauschen. Plötzlich beugte er sich vor. „Sie waren in Brüssel?“
Da will er hin, dachte Ina. Kühl sagte sie: „Sie wissen es.“
Krullmann hatte das überhört. Schwärmerisch begann er: „Ich war noch nie dort. Kenner behaupten, Brüssel käme an Schönheit in Europa gleich nach Prag. Und dort war ich.“ Er schaute vor sich hin, und seine Gedanken schienen nun im schönen Prag zu weilen. Ina wartete, bis Krullmann sich aus seinen Erinnerungen losriß. „Verzeihen Sie. Die Erinnerungen.“
Ina versuchte es noch einmal. „Ich bin sehr müde, vielleicht ...“ Krullmann wehrte ab. „Nein, das stört mich nicht. Gespräche unter Müdigkeit bekommen etwas Laxes. Das macht sie wahrer. Ich meine das nicht nur von Berufs wegen. Sehen Sie“, er lehnte sich in den Stuhl zurück, lächelte gewinnend und fuhr nach einer winzigen Pause fort: „Sie überlegen doch schon die ganze Zeit, was ich nun eigentlich von Ihnen will, bitte streiten Sie das nicht ab. Wenn einer wie ich kommt, das ist immer so, geht einem doch so manches durch den Kopf, möglicherweise tausend Kleinigkeiten und — ein Kapitalverbrechen.“
Seine Stimme war leise, beinahe zart. „Nur“, fuhr er fort, „der Untersucher erfährt es nicht, weil er ja nicht Gedanken lesen kann. Jetzt müßte man ein Instrument haben, so eine Art Gedankenseismograph, der die Gedanken kenntlich macht, aufzeichnet. Das Zeitalter der totalen Unterwerfung wäre angebrochen, allerdings. Aber jede Untat, jedes kleinste Verbrechen, auch das in Gedanken, könnte geklärt werden, selbst die, die niemand als Verbrechen erkannt hätte. Stellen Sie sich das vor, wie friedlich auf einmal die Welt wäre.“
Ina hatte Mühe, seinen Gedanken zu folgen, wollte aber den Sinn, auch nicht den verstecktesten Hinweis, überhören. Seine Stimme machte sie müde, und gegen die Müdigkeit kämpfend, verkrampfte sie sich.



Krullmann lächelte, als hätte er ihren Zustand genau erkannt. Lauter fuhr er dann fort: „Stellen Sie sich vor, mit dieser Maschine ließe sich auch die absolute Unschuld beweisen, wenn es sie überhaupt gibt." Er hob die Rechte: „Wenn!" Dann schüttelte er den Kopf. „Steckt nicht in jedem von uns so ein kleiner Mörder? Ein Dieb? Ein Verbrecher?" Er beugte sich vor, zwinkerte mit den Augen, „ein Sexualtäter?" Er nickte, als wolle er sich Recht geben. Ina senkte den Blick. Seufzend fügte er hinzu: „Die Abgründe im Menschen", und lehnte sich zurück. Leise, wie zur Bestätigung wiederholte er: „Die Abgründe ..."

Ina genierte dieses für sie unverständliche, merkwürdige Gerede. Die Müdigkeit überkam sie wieder und, um etwas dagegen zu unternehmen, stand sie auf, ging zum Kochherd und goß sich aus der Kaffeekanne einen Rest Ersatzkaffee ein. Er schmeckte schal.

Hinter ihrem Rücken hörte sie freundlich fragen: „Sie haben doch gewiß noch Kontakte zu alten Jugendfreunden, von früher, so aus der Systemzeit?"

Das traf Ina wie ein Peitschenhieb. Sie schloß die Augen, hielt für Sekunden den Atem an. Langsam wandte sie sich ihm zu, sah auf ihn hinunter. Krullmann hatte diesen Satz offensichtlich gar nicht als Frage gedacht. Er sah Ina nicht an, sondern schien nur Interesse an den Fingern seiner rechten Hand zu haben, die irgendeinen Rhythmus auf den Tisch tupften. Das erleichterte Ina die Antwort. „Sicher", sagte sie, „mit dem einen oder anderen", und versuchte spöttisch hinzuzufügen: „Nicht so, wie Sie denken."

Krullmann sah hoch, lächelte, fragte interessiert: „Wie denke ich denn?"

Ehe Ina antworten konnte, triumphierte er gut gelaunt: „Ja, sehen Sie. Jetzt brauche ich nicht einmal meine Wundermaschine, um herauszubekommen, daß Sie eben einen kleinen Fehler gemacht haben." Ina begriff nicht. Krullmann half ihr. „Gedacht habe ich tatsächlich nichts. Weil mich diese Seite Ihres Lebens nicht interessiert. Und mit für das Ressort unnötigen Dingen soll man sich nicht belasten, weil sonst andere, für mein Ressort wichtige Dinge übersehen werden könnten." Krullmann lächelte wieder und schwieg.

Ina versuchte, die Erregung hinunterzuschlucken, doch es wurde nur ein Würgen. Ich sterbe, wenn ich nicht bald erfahre, was er will! Wo habe ich eben einen Fehler gemacht? Er will nur bluffen, bestimmt. Er will nur bluffen. Wenn er nicht bald aufhört, lange halte ich das nicht mehr durch. Einen hysterischen Zusammenbruch spielen? Sie hatte das drängende Bedürfnis, sich zu setzen, die Beine schienen ihr ohne Kraft. Doch sie blieb stehen. Wenn ich mich jetzt setze, gebe ich nach. Die Schwäche überwinden! Ob sie alle so sind? Von so einem, von so einer Art Verhör hatte sie noch nie gehört. Auf vieles war sie vorbereitet. Darauf nicht. Sie kam einen Schritt näher; ungewollt war dieser Schritt, auch ohne Sinn. Oder wollte sie doch dem Stuhl näher sein?

Dann hörte sie Krullmann wieder. „Nun stehen Sie da, sind ratlos." Ina wehrte ab. Krullmann begann zu erklären. „Auf die Frage nach den alten Bekannten, die im übrigen keine Frage war, Ihr erster Fehler, sie als Frage aufzufassen, haben Sie gedacht, ich würde denken, daß Sie natürlich noch marxistische Propaganda treiben, auf irgendeine Art, die ich jetzt herausbekommen wolle." Er machte eine Pause. „Oder vielleicht habe ich schon etwas in der Hand, was? Das haben Sie gedacht. Und das war Ihr zweiter Fehler."

Ina wollte verneinen, doch sie schwieg, weil sie plötzlich erkannte, welchen Fehler sie tatsächlich begangen hatte. Und jetzt verneinen, wäre wieder ein Fehler, begriff sie intuitiv.

Zielstrebig, freundlich, etwas lehrerhaft nahezu, erklärte Krullmann weiter: „Und wenn Sie so etwas denken", er breitete die Arme aus, als ergäbe er sich einem imaginären Feind, „... Sie verstehen schon, was ich meine."
Unvermittelt fügte er hinzu: „Stört es Sie, wenn ich rauche?"
Was soll das nun wieder? Oder ist das eine Schwäche bei ihm? Strengte es ihn vielleicht an, so mit ihr zu verfahren? Und Ina antwortete langsam: „Doch, es würde mich stören." Er sah zu ihr hoch, etwas verwundert. In seinen Augen glommen kleine, winzige Lichter auf. Das Gesicht blieb starr. Mit einer Handbewegung wischte er die Frage aus der Küche. „Eine dumme Angewohnheit." Und geschäftig knüpfte er wieder an seine unterbrochene Rede an. „Um das Thema abzuschließen, ich glaube nicht, bei Ihrer Intelligenz, daß Sie sich mit Ihren Freunden nicht austauschen über, sagen wir, den Feldzug im Osten, über ... na und so weiter." Er nickte, als wolle er die Richtigkeit seiner Antwort unterstreichen.
Ina hatte auf einmal wieder Festigkeit, dieser eine, kleine Widerspruch wegen der Zigarette war es, dieses Sekunden währende Zögern Krullmanns war es. Sie setzte sich, legte die Arme auf den Tisch, versuchte seinen Ton zu erfassen. „Natürlich haben wir. Aber wir haben doch auch eine ganze Menge gelernt. Die Erfolge schließlich, die der Führer ..., die ihm in allem Recht gegeben haben. Und damals waren wir ja auch alle noch sehr jung und schrecklich irregeleitet."
Ina hörte sich sprechen, als wäre sie nicht sie selbst, sondern eine andere. Und die Worte, die diese andere formte, schienen ihr glaubwürdig, ja überzeugend und schrecklich steif. Krullmann kniff die Augen zusammen. Seine Lippen krümmten sich, Ironie andeutend. „Ich glaube, Sie haben vorhin vereinfacht gedacht, haben vergessen, daß diese Zeit überzeugend ist. Oder finden Sie nicht?" Die Ironie war weg. Verblüffung sprach aus dem Gesicht. Ina stieß weiter vor. „Sie waren älter und erfahrener, bestimmt. Sie haben sicherlich damals, schon vor der Machtübernahme, gesehen, wohin alles führen wird. Sie hätten es doch sehen können, nicht wahr?"
Über den letzten Satz erschrak sie. Jetzt, schien es ihr, jetzt war sie zu weit gegangen. Angstvoll wartete sie auf seine Reaktion. Doch Krullmann schwieg. Nur seine Augen, jetzt ohne alle Freundlichkeit, saugten sich an ihr fest. Ina hielt dem Blick stand, bis ein Schleier über seine Augen fiel. Er ließ von ihr, lehnte sich in den Stuhl zurück. Ohne Regung, neutral und kalt kam es: „Ich bin Kriminalbeamter. Ich diene der Macht."
Das verwirrte Ina. Diese Wendung hatte sie nicht erwartet. Und ehe sie sich versah, kam die freundliche Frage: „Sie haben aus Brüssel viel Wolle mitgebracht." Er sah sie nicht an. Ina spannte sich sofort wieder.
„Man kommt herum, wenn man im ‚Salon Gurch' arbeitet." Er beobachtete sie wieder mit den freundlichen, falschen Augen, in denen Ina die Tücke entdeckt hatte. Gleichmütig antwortete sie: „Es geht."
Wieder kroch die Müdigkeit in ihr hoch, wieder die Unsicherheit. Wohin will er? Was soll das mit der Wolle? Krullmann fragte wieder: „Wofür war denn die Wolle?" Ina zögerte nicht. „Für eine Freundin. Sie erwartet ein Kind."
„Ein Kind", brummte Krullmann. Ina dachte: Wenn er nach dem Namen fragt, muß ich Hildes nennen. Wenn ich hier lüge, nichts könnte er leichter nachweisen. Warum auch lügen? Oder war etwas passiert mit dem Langen und Hilde? Sie zwang sich, ruhig sitzen zu bleiben.
Vielleicht hatte sie einen schrecklichen Fehler begangen, als sie, obwohl der Lange gesagt hatte, sie solle abwarten, bis

er sich wieder melden würde, doch heimlich, hinter seinem Rücken, zu Hilde ging, um ihr die Wolle zu bringen? Aber sie brauchte sie doch. Das Baby kam bald. Und Hilde hatte sich so gefreut. Sie hatten gelacht und gekichert, hatten sich umarmt und geküßt in der Vorfreude auf das Kind und wie prächtig es aussehen würde in einer Garnitur aus dieser herrlichen Wolle. Wie Kinder waren sie gewesen. Sie hatten sich geschworen, daß der Lange nie erfahren sollte, woher diese Wolle gekommen sei — vorläufig.
Krullmann sah vor sich hin, murmelte, für Ina fast nicht verständlich: „Diplomaten, Künstler und so weiter." Er sah zu Ina. „Da kommt so allerhand zusammen, nicht wahr?" Ina schwieg. Noch einmal wollte sie sich nicht herauslocken lassen. Außerdem konnte sie keinen Sinn, keinen Zusammenhang in seiner Frage erkennen. Vielleicht wollte er das?
Krullmann, da sie schwieg, erklärte: „Da kommt doch viel zusammen an Volk, die von der Tete, meine ich, in so einem Modesalon. Da hört man doch so allerhand." Er sah vor sich hin.
Ina dachte: Das muß so seine Art sein, Leute auszufragen, Fallen zu stellen. Ihre Unsicherheit wuchs wieder, wenn sie daran dachte, daß der vielleicht, bestimmt ... irgendwo ... wußte ... sicherlich hat er mich schon längst getroffen, nur ich weiß es noch nicht.
Krullmann brach das Schweigen. Harmlos fragte er: „Haben Sie da ... Im ‚Salon Gurch' lassen doch auch ... Haben Sie Kontakt und so weiter zu Kundinnen, ich meine, rein privaten?" Ina wartete ab. Krullmann wurde deutlich. „Haben Sie Kontakt zu Offizieren, natürlich über ihre Gattinnen, die ..." Wieder traf es Ina voll. Der Rest des Satzes ging im Strudel ihrer Gedanken unter. Kontakt zu Offizieren ...
Sie dachte sofort an den Oberleutnant, den ihr der Lange im vorigen November vorgestellt hatte. In ein kleines Café in der Friedrichstraße hatte er sie geführt, hatte ihr gesagt, er wolle einen Freund vorstellen. Wer dieser Freund denn sei, hatte sie gefragt. Doch der Lange hatte keine Auskunft gegeben, sondern über dieses und jenes gesprochen, nur Belangloses, bis auf einmal dieser Oberleutnant an ihrem Tisch stand.
Harro, so stellte ihn der Lange vor. Sie hatte sich gewundert, welch einen Freund der Lange hatte, einen Oberleutnant, einen typischen, straffe Haltung, sportlich, sehnig; blondes Haar und stechende, hellgraue Augen. Doch die freundliche, aufgeschlossene Art Harros hatte Inas Mißtrauen schnell zerstreut und es in eine Art Zuneigung umschlagen lassen. Harro verstand es, Menschen aufzuschließen. Harro hatte sie gebeten, ein Päckchen nach Brüssel zu bringen, in die Rue des Atrébats.
Entsetzt schob Ina alle Gedanken von sich. Krullmann hatte sie beobachtet. Ruhig fragte er: „Beunruhigt Sie etwas?" Sie sah Krullmann an, schüttelte den Kopf: „Nein, nein. Ich bin nur schrecklich müde. Und ich sehe wirklich keinen Sinn in dieser ... Unterhaltung." Das letzte Wort sagte sie betont langsam. Krullmann bedauerte: „Das tut mir leid. Ich bin auch wirklich ein unhöflicher Mensch. Tatsächlich. Aber diese letzte Frage interessiert mich wirklich."
Ina überlegte, was seine letzte Frage wohl gewesen wäre. Wirbel entstand in ihrem Kopf, drehte sich, drehte sich. Was war die letzte Frage überhaupt? Harro ... Brüssel ... Die schmale, kurze Straße dort ... Wolle, viel Wolle ... Hilde bekommt ein Kind. Sie strich sich fest über die Augen, als könnte sie alle unkontrollierten Gedanken und Gefühle wegwischen und die lähmende Müdigkeit. Sie wollte aufstehen, noch einen Schluck von der faden Ersatz-



kaffeebrühe trinken, in der Hoffnung, daß das ihr helfen könnte. Doch sie vermochte sich nicht zu erheben.
Krullmann beobachtete sie. Der Druck im Kopf ließ nach. Ina mußte gähnen, und sie tat es ungehemmt. Das lockerte. Krullmann wartete geduldig ab, lächelte verständnisvoll. Dieses Lächeln machte Ina zornig, und nur mühevoll ließ sich der Wunsch, in dieses Gesicht zu schlagen, dieses hinterhältige Lächeln zu zertrümmern, unterdrücken. Ruhig fragte sie: „Was wollten Sie?" Krullmann ging geduldig auf die Frage ein. „Tja, was will ich. Das versuche ich Ihnen seit fünf Minuten zu erklären. Ich will Ihnen, wenn Sie so wollen, meinen persönlichen Schutz anbieten, Ihrer Person und so weiter. Und ich habe da einige Möglichkeiten. Und Sie einige Nötigkeiten."
Ina war wieder hellwach. Sollte wirklich erst jetzt sein Wurf kommen? Ruhe war in ihr, kalte, unheimliche Ruhe. Krullmann beendete schnell seinen Vorschlag. „Dafür treffen wir uns alle drei, vier Wochen, natürlich zu besserer Zeit, und Sie erzählen mir alles, was Sie da im Salon gehört haben. Mein Angebot", schloß er und betrachtete aufmerksam seine sehnigen Finger.
Wie eine schwere Last fiel es von ihr. Das war es also. War es das wirklich? Konnte man so jemanden, den man als Spitzel ... Oder war das wieder eine Finte? Sie fragte direkt: „Darum sind Sie gekommen?" Krullmann nickte. Ob sie ihm die Tür weisen sollte? Aber das wäre sicherlich ein Fehler. Dann empörte es sich in ihr: Der sucht einen Denunzianten! Sollte man zum Schein darauf eingehen? Was würde der Lange dazu sagen? Laß dich auf nichts ein, mahnte sie sich.
„Darum sind Sie zu mir gekommen?" Es klang fast erleichtert. Wieder nickte Krullmann zustimmend. Jetzt fiel Ina die letzte Frage ein, die sie so in Unruhe, ja Panik gestürzt hatte. Aber jetzt dachte sie an Brüssel, an diesen merkwürdigen Oberst im Restaurant „Prince Albert". Natürlich hatte sie Kontakt zu Offizieren, hatte eine Karte in der Tasche mit Adresse und Telefonnummer. Ina begann zu lachen, unbändig. Und es steigerte sich. Sie hatte das Gefühl, der Gefahr entronnen zu sein. Und was vorher die trostlose Müdigkeit, war jetzt hemmungsloses, kaum noch gesteuertes Lachen.
Erstaunt über diesen Ausbruch sah Krullmann sie an. Ina brachte lachend heraus: „Ja, natürlich, Sie haben recht." Krullmann verstand nicht. Ina stand entschlossen auf, kramte aus ihrer Handtasche das Kärtchen, das ihr damals der Oberst zugeschoben hatte, und gab es Krullmann. Und schon bereute sie es: Denunziere ich jetzt nicht einen harmlosen Oberst?
Krullmann hatte die Karte schon in seinen Fingern. Er las und sah schnell hoch. „Woher haben Sie das?"
„Von ihm. Ich habe ihn in Brüssel getroffen."
„In Brüssel."
„Er hatte mich zum Abendessen eingeladen."
Krullmann lachte unvermittelt los. Jetzt war das Erstaunen bei Ina. Krullmann ließ sie nicht lange im unklaren. „Haase!" Es war ein trockenes, bellendes, schadenfrohes Lachen. „Oh, je, Haase — ‚meine Freunde nennen mich Hoppel'."
Das Lachen brach jäh ab. Scharf fragte Krullmann: „Was wollte er von Ihnen?"
Ina setzte sich. Was hat mich nur geritten, dem diese Karte zu geben? Krullmann wiederholte seine Frage. Wieder hatte Ina das Gefühl, als würden sich seine ausdruckslosen Augen an ihr festsaugen. Unbefangen versuchte sie zu antworten. „Ich weiß nicht. Aber bestimmt mit mir essen."
Krullmanns Augen ließen von ihr, sahen auf das kleine Kärtchen. Um naiv zu er-

scheinen, erläuterte Ina: „Er war freundlich und sehr aufgekratzt nachher."
„Aufgekratzt", fragte Krullmann, als wolle er eine Bestätigung.
„Ja, irgendwie."
Wieder kam das bellende, trockene Lachen. „Aufgekratzt!" Jetzt erst fiel Ina auf, daß er ihn zu kennen schien. Das Lachen hörte nicht auf. Er schnippte die Karte über den Tisch. „Wann war das?"
Ina überlegte: „Am zwölften oder dreizehnten März."
Wieder ließ er das Lachen jäh abbrechen. „Wann haben Sie ihn wiedergesehen?"
„Gar nicht."
Kalt sagte Krullmann: „Das ist auch gut so. Am nächsten Tag war er nicht mehr aufgekratzt, da wäre er beinahe abgekratzt." Ina erschrak über die Brutalität, die hinter seinen Augen sichtbar wurde.
„Das verstehe ich nicht."
„Brauchen Sie auch nicht", sagte Krullmann abschließend und stand auf. Er nahm seinen Hut in die Rechte, preßte die Falte zwischen Daumen und Mittelfinger, fragte gleichgültig: „Wann rufen Sie ihn an?"
Ina blieb sitzen, sah schräg zu ihm hoch, schüttelte den Kopf, sagte mit Überheblichkeit: „Gar nicht. Er ist nicht mein Typ."
Krullmann setzte den Hut auf, sagte trokken: „Schade." Von der Küchentür her hörte sie: „Ich melde mich mal wieder." Sie spürte deutlich, daß er sich nicht nach ihr umdrehte, sondern gegen die Tür sprach. Ina stand nicht auf. Die Tür öffnete sich. Soll er gehen, wie er gekommen war: ungebeten. „Dann können wir ja auch mal ausgehen", hörte Ina und antwortete leise: „Ich hätte wohl kaum Zeit."
Er kam müde zurück, stellte sich neben sie, sehr nahe. Ina wich unwillkürlich zurück und stand auf. Nur Freundlichkeit schien in seinen Augen zu sein, als er sagte: „Besser ist es, wenn wir uns so gegenübertreten, als anders. Und so weiter. Für Sie. Mir ist es am Ende egal." Er neigte leicht den Kopf. Ina konnte deutlich Schweißränder am Hut erkennen. „Auf Wiedersehen", betonte er und verließ schnell die Küche. Die Wohnungstür klappte, noch einige Schritte waren zu hören, dann war Stille. Ina bewegte sich nicht, lauschte nur voller Bangen in der Furcht, er könnte zurückkommen und wieder mit seinem schlimmen Spiel beginnen. Aber er kam nicht.
Sie ließ sich auf den Stuhl fallen, langsam neigte sich ihr Kopf in den Nacken. Tränen rannen ihr die Wangen hinab, sammelten sich in den Winkeln des weit geöffneten Mundes. Ich bin zu schwach, dachte sie. Ich kann nicht mehr. Ich bin allein, so allein, und warum ich? „Salon Gurch" ... Frau Konsul mit ihren begehrlichen Händen ... Der Lange und seine ruhige, Sicherheit gebende Stimme ... Sie legte den Kopf auf die Arme, unbeschreibliche Müdigkeit umgab sie. Brüssel, die Rue des Atrébats, der Oberst und Krullmann, ja sogar das Paketchen, welches sie im Auftrag Harros brachte. Dumpf ahnte sie Zusammenhänge ... Ina raffte sich hoch, zog sich mechanisch aus. Und noch im Einschlafen dachte sie: Du mußt aufpassen, höllisch aufpassen, dann kannst du sie fassen, und dann hat alles ein Ende ... Schlaf hüllte sie ein.
Morgen wird es weitergehen, ganz bestimmt, aber um Erfahrungen reicher, um Erfahrungen klüger — bis zum Ende. Immer wieder.



Technische Unteroffiziersschule „Erich Habersaath“

Oberstleutnant Kurt Erhart



Sie drücken wieder die Schulbank, schreiben Formeln und Merksätze in die Hefte, plagen sich mit Klausurarbeiten ab, werden zur Tafel gerufen, werken an Modellen und technischen Geräten. Das Studium gesellschaftspolitischer sowie naturwissenschaftlich-technischer Probleme ist ihre wichtigste Aufgabe. Ihr Ziel: technischer Unteroffizier der NVA zu werden. Sie, das sind die Soldaten mit dem Balken in der Farbe ihrer Waffengattung auf den Schulterklappen, die Schüler der Technischen Unteroffiziersschule der NVA ,,Erich Habersaath'' in Prora auf Rügen. Ihnen gilt unser Besuch.

Am Eingang zum Schulkomplex prangt, flankiert von Torposten, das Namensschild der Schule. Breite Straßen führen durch das Objekt, an langen mehrstöckigen Gebäuden vorbei. Sie unterscheiden sich rein äußerlich in nichts von einem normalen Kasernenbau. Lange Flure mit vielen Türen und hohen Fenstern, breite steinerne Treppenaufgänge. Und doch bergen sie mehr als nur Soldatenstuben, Dienstzimmer und Waffenkammern. Die Beschriftung an den hell gestrichenen Türen verrät es. ,,Lehrklasse Optik'', ,,Artilleriekabinett'' und andere Bezeichnungen sind da zu lesen. Diese und viele andere modern



eingerichtete und ausgestattete Räumlichkeiten sind die Klassenzimmer der künftigen waffentechnischen Unteroffiziere unserer Nationalen Volksarmee.
Zur sozialistischen Landesverteidigung gehört die Ausrüstung der Nationalen Volksarmee und der anderen bewaffneten Kräfte der DDR mit modernen Waffen und Geräten. Die Einführung neuer Waffensysteme, neuer technischer Mittel und Geräte ist nur *eine* Seite der technischen Ausrüstung einer Armee, die *andere* ist deren Meisterung, ausgezeichnete Instandhaltung und Wartung. Diese Aufgaben stellen an Erziehung und Ausbildung der Soldaten hohe Forderungen. Ihre Erfüllung hängt in besonderem Maße von den waffentechnischen Unteroffizieren ab.
Bedenken wir: Im modernen Krieg wächst die Verantwortung jedes einzelnen, jedes Kampf- und Werkstattkollektivs. Die sich rasch entwickelnde Militärtechnik verlangt von ihren Beherrschern — wollen sie das im wahrsten Sinne des Wortes sein — umfangreiche naturwissenschaftliche und technische Grundkenntnisse über die Gesetzmäßigkeiten, die den modernen Waffen zugrunde liegen, über die inneren Vorgänge in den Baugruppen und Aggregaten. Mehr noch. Es werden hohe Spezialkenntnisse und ausgeprägte Fähigkeiten und Fertigkeiten von den Bedienungen, Besatzungen und vor allem von den Instandhaltungskollektiven verlangt.
Die heutige Kampftechnik weist eine Menge komplizierter elektronischer, hydraulischer, pneumatischer und mechanischer Teile und Geräte auf. Um all das zu erhalten, damit die Gefechtsbereitschaft der Truppen zu sichern, gilt es, solche waffentechnischen Unteroffiziere auszubilden, die als Leiter und Erzieher diese verantwortungsvollen Aufgaben meistern. Die TUS, wie die Technische Unteroffiziers-



So ein Schaltplan ist ganz schön kompliziert

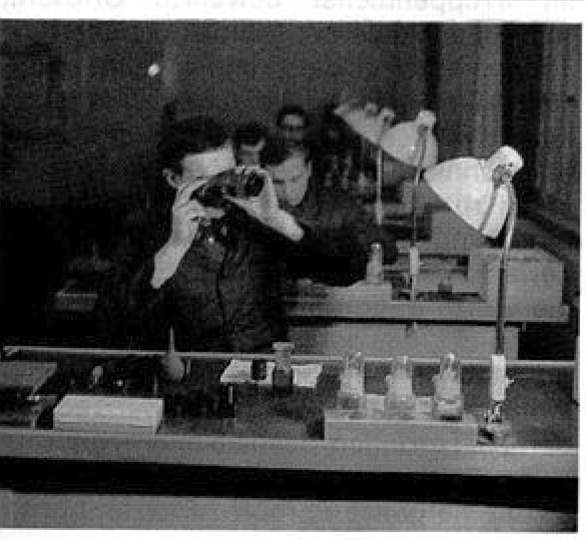
Löten macht den Meister

schule kurz genannt wird, hat diesen ehrenvollen Auftrag übernommen.
In relativ kurzer Zeit — sie beträgt in der Regel 6 Monate, bei Spezialfächern 1 Jahr — werden die Unteroffiziersschüler zu Spezialkadern herangebildet. Welche Fachrichtungen belegen sie im einzelnen? Die Ausbildung erfolgt in Gesellschaftswissenschaften, Raketentechnik und Bewaffnung, Nachrichtentechnik, Kfz.- und Panzertechnik, Pioniertechnik, Chemische Dienste sowie auf dem Gebiet der Kommunikationstechnik. Die praktische Ausbildung nimmt hierbei naturgemäß einen breiten Raum ein.



„Die Holme der Haubitze dienen zum . . .“

Den Motor lernt man am besten am Schnittmodell kennen



Vom Optikmeister wird Präzisionsarbeit erwartet

Um die Vielfalt und Modernität der Ausbildungsbasis zu zeigen, sei das Panzerkabinett der Schule erwähnt, dessen Glanzstück das Tankett ist, ein technisch sezierter mittlerer Panzer, dessen Inneneinrichtung bis ins letzte Detail sichtbar und zugänglich ist. Fragen der Motoranlage, Elektrik oder Kraftübertragung, nur um einige zu nennen, können hier anhand der Praxis gelehrt werden. Die Besatzung dieses Panzers, jeweils vier Schüler, sitzt gewissermaßen im Freien. Und doch in einem Panzer! Bedient der „Fahrer" die Lenkknüppel, so kann jeder der Umstehenden die Bewegungen der Gestänge

Diesem SPW-Tankett kann man bis ins Herz sehen

beobachten. So manche Wissenslücke wurde auf diese Art und Weise geschlossen. In den Lehrkabinetten erwerben und vertiefen die Unteroffiziersschüler die theoretischen Kenntnisse. In großzügig eingerichteten Lehrwerkstätten und Parks eignen sie sich die notwendigen praktischen Fähigkeiten an. Die feldmäßige Instandsetzung der Technik sowie die Vorbereitung der Fahrzeuge und Geräte auf die jeweilige Nutzungsperiode erlangen im System der Ausbildung vorrangige Bedeutung, weil der künftige waffentechnische Unteroffizier meist unter solchen Bedingungen arbeiten muß.

Streifen wir noch ein wenig durch die Lehrgebäude.

In der Lehrklasse für Artillerietechnik steht das Schnittmodell einer original 122-mm-Haubitze. Vorerst nimmt es noch nicht die Aufmerksamkeit der Schüler in Anspruch, denn sie sitzen über einer Kurzarbeit. Geschütze sind Wärmekraftmaschinen, da spielen also Physik und Mathematik eine Rolle. Nach der Abgabe der Arbeit rückt die Haubitze in den Mittelpunkt des Geschehens. Mit Zeigestock und lauter Stimme werden Vorgänge beim Schuß erklärt. „Der Verschluß hat die Aufgabe ..., die Mündungsenergie ..., der Luftvorholer wirkt ...“, so beginnen die Antworten der Schüler auf die dementsprechenden Fragen der Fachlehrer.

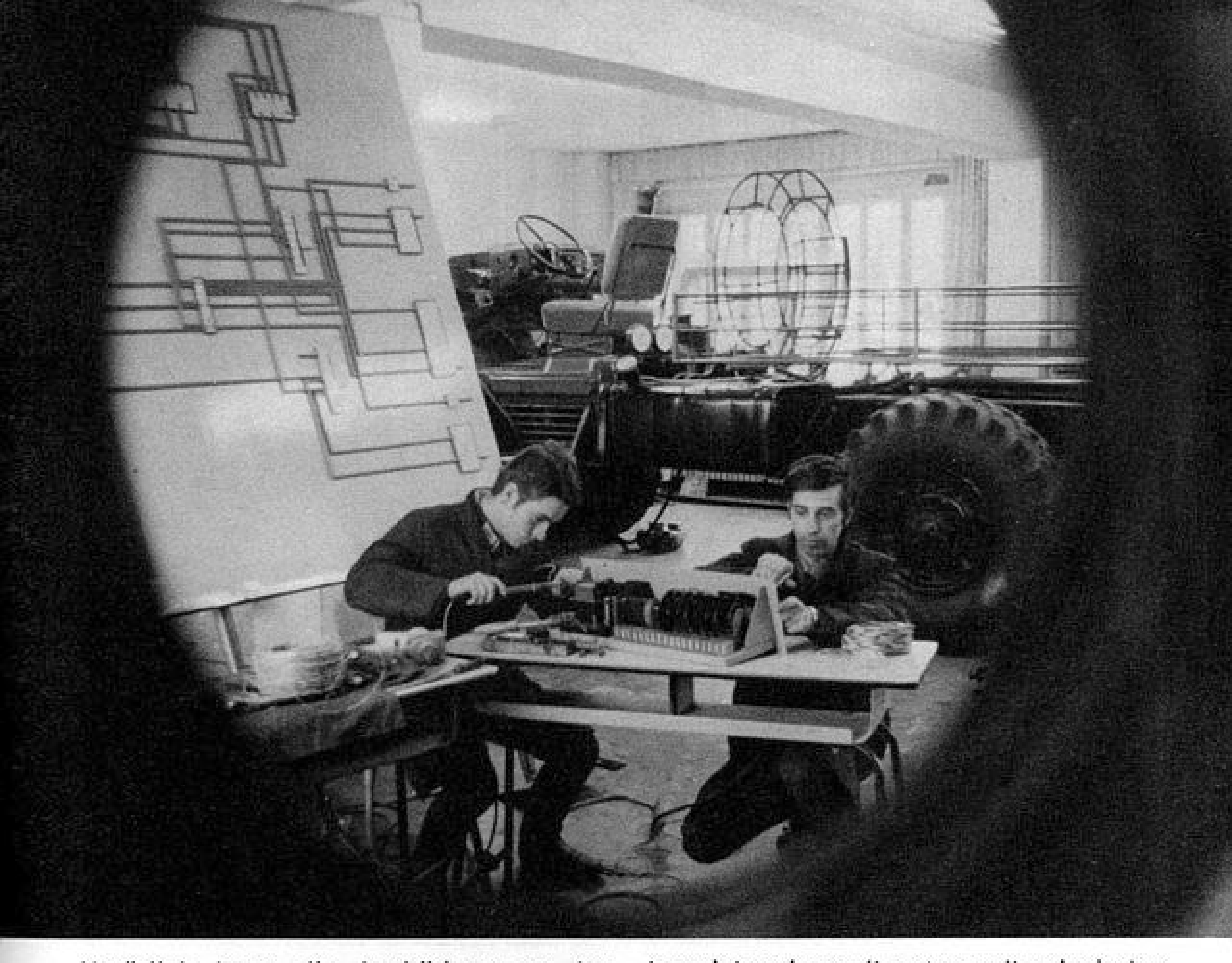
„Verwandte“ der künftigen Geschützmeister sind die Feuerwerker. Ihr Heiligtum ist das Munitionskabinett. Granaten und Zünder aller Art — es gilt allein ein gutes Dutzend Gefechtsgranaten zu unterscheiden und dazu 50 verschiedene Zünder — wohin das Auge schaut. Zerlegbar, als Schnittmodell, als Funktionsmodell. Lenkraketen vervollständigen das Sortiment. Die Männer mit dem „F“ auf dem Dienstlaufbahnabzeichen müssen den Verwendungszweck und die Wirkung kennen, ebenso die spezielle Kennzeichnung. Das Entschärfen der Munition müssen sie wie im Schlaf beherrschen. Und mehr: Die Physik der Raketentechnik, die Sprengstoffkunde, die Lagerung und der Transport von Munition fallen ebenfalls in ihren Arbeitsbereich. Sie tragen eine sehr hohe Verantwortung. Sprengstoff ist nun einmal Sprengstoff!

In immer kürzeren Zeitabständen erneuert sich die Militärtechnik, wird sie komplizierter, wirkungsvoller. Der waffentechnische Unteroffizier muß sie aus dem FF kennen.

Das Verantwortungsproblem steht für alle Waffentechniker im Vordergrund. Ihre oftmals schwere Arbeit, ob mit der Lupe als Optikmeister oder mit dem Kreuzschlüssel im Kfz.-Park, verlangt Einsatzbereitschaft und Willen.

Wenn eine Panzerbesatzung ständig ihre Normen erfüllt, wenn eine Geschützbedienung das Ziel mit der ersten Granate vernichtet, wenn die Funker standhafte Verbindungen halten, dann trägt dazu nicht unwesentlich der technische Unteroffizier bei. Von der schnellen und fachgerechten Arbeit der technischen Dienste hängt wesentlich die Gefechtsbereitschaft der Truppe ab.

Das Lehrpersonal der Schule, erfahrene, im Truppendienst bewährte Offiziere, selbst Fachleute mit Diplom, erziehen die jungen Unteroffiziersschüler zum selbständigen Handeln. Sie schärfen es ihnen immer wieder ein: Heutzutage ist die militärtechnische Überlegenheit unserer Armeen zu einem wichtigen Faktor bei der Sicherung des Friedens geworden. Beherrscht nicht nur ein Aggregat, sondern die ganze Baugruppe, und vor allem vergeßt nicht, daß der Mensch über der Technik steht, ihr Schöpfer und Beherrscher ist! Er muß mit der Waffe und der Technik den Sieg erringen, deshalb muß er sich auf seine Waffe verlassen können. Ihr habt dazu eine ganze Portion zu leisten!



Natürlich kann die Ausbildung an der Technischen Unteroffiziersschule „Erich Habersaath" nur der Grundstein für eine zielstrebige Qualifizierung sein. Die Arbeit in den Truppenteilen der NVA fordert gebieterisch ein ständiges Weiterlernen.
Im Panzerpark der TUS treffen wir deshalb Schüler einer ganz anderen Kategorie. Es sind Teilnehmer eines Qualifizierungskurses, die ihr Meisterdiplom „machen". Eine Lehranstalt wie diese hätten sich die alten Armeehasen wie Stabsfeldwebel Klaus Brühl gewünscht, als sie Waffentechniker geworden waren. Viele von ihnen sind zehn und mehr Jahre im Dienst. Sie mußten sich seinerzeit unter weit schwierigeren Bedingungen das ABC der Technik aneignen. Natürlich lernten sie dabei Kniffe und Methoden, wie sie eben nur die langjährige Praxis hervorbringt. Was den Werkstattbetrieb anbetrifft, so macht ihnen nicht so leicht jemand etwas vor. Doch die Theorie ... Und die braucht man bei der heutigen Technik. Die mitunter schon leicht ergrauten Kämpen sind ehrlich zu sich selbst. Man lernt nie aus, das wissen sie nur zu gut, auch wenn die ersten Tage an der Schule ungewohnt waren. Wenn man über 30 oder gar über 40 ist, mit der Mappe in der Hand singend zum Lehrsaal

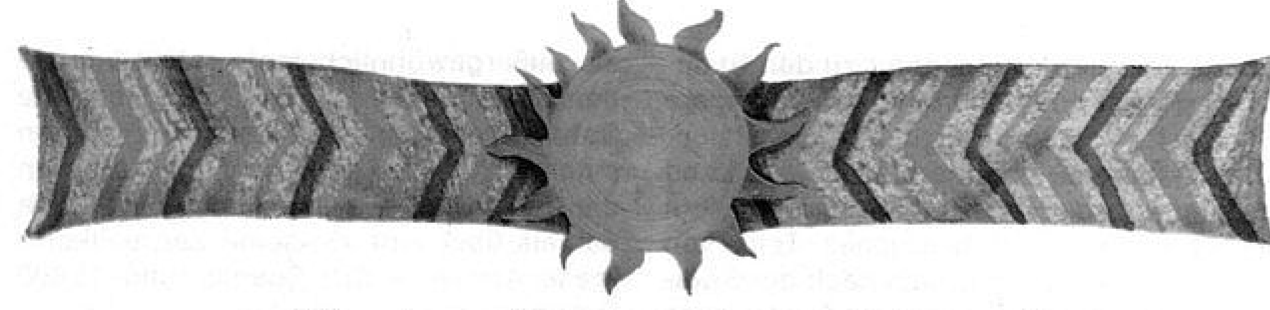
Viele Ausbildungsgeräte werden selbst hergestellt



marschiert, die Familie fern weiß, da fällt es eben nicht leicht.
Aber kann man denn Leuten, die über ein Jahrzehnt auf ihrem Spezialgebiet arbeiten, noch viel bieten? Der Stabsfeldwebel hat darauf sofort eine Antwort: „Man sagt aber auch, daß vom Lernen noch niemand dümmer geworden ist. Seit 13 Jahren arbeite ich in der Panzerinstandsetzung, und doch habe ich hier viel Neues hinzugelernt. Unsere heutigen Panzer sind eben nicht mehr der gute alte T-34. Die Panzertechnik hat von Modell zu Modell einen Qualitätssprung gemacht. Das darf man nicht außer acht lassen."

Auch das Führen eines schnellen Bootes will gelernt sein

Wenn am Abend nach Dienst die Alten und die Jungen zusammensitzen, dann hat man manchmal den Eindruck, daß der Unterricht noch nicht beendet ist. So manche wertvolle Erfahrung wird da weitergegeben.
Seit 1969 hat die TUS eine große Anzahl technischer Kader für die Truppenteile, Werkstätten und Lager herangebildet. Diese Genossen bewähren sich im Soldatenalltag, helfen bei der Meisterung der modernen Kampftechnik und erhöhen somit die Gefechtsbereitschaft der Truppenteile und Verbände der Nationalen Volksarmee.



Die Araukaner geben nicht auf

Dr. Miloslav Stingl

Wir haben häufig die Vorstellung, daß die Indianer ihre nationalen Befreiungskämpfe gegen die europäischen Eroberer nur in Nordamerika führten. Aber die Sioux oder Apachen waren bei weitem nicht die einzigen, die ihr Land und ihre Freiheit verteidigten. Ja, eines dieser freiheitsliebenden indianischen Völker und seine Geschichte fehlt bisher völlig im Bild, das wir von diesen Kämpfen haben. Da ich mich für die Traditionen des Widerstandes der Indianer sehr interessiere, fesselte diese Indianergruppe eigentlich schon immer mehr als alle anderen meine Aufmerksamkeit. Schließlich habe ich gerade mit einer Arbeit über diese Indianer auch meine Hochschulstudien abgeschlossen. Daher bin ich bei der ersten

sich bietenden Gelegenheit zu den Stämmen gereist und habe unter ihnen längere Zeit gelebt.
Diese Indianer wohnen in einem Land erfolgreichen Befreiungskampfes — in Chile — einem Gebiet jenes Teils von Amerika, den wir zuweilen nach der Sprache derer, die sich nach der Entdeckung der Neuen Welt eines großen Gebietes des indianischen Kontinents bemächtigt haben als das „Spanische Amerika" bezeichnen. Diese Indianer haben es vermocht, den Eroberern noch Jahrzehnte, ja Jahrhunderte nach jener Zeit zu trotzen, als die Spanier alle anderen zahlenmäßig stärkeren Indianervölker und -reiche längst zerschlagen hatten — lange also danach, da die Azteken überwunden, Tenochtitlán zerstört und der größte indianische Staat Amerikas vernichtet worden war — das Reich der Inkas. Diese tapferen und standhaften Indianer bezeichnen wir als Araukaner — sie selbst nennen sich allerdings Mapuche — „Volk des Landes". Die Mapuche-Araukaner haben niemals solche Kulturleistungen wie beispielsweise die Inkas oder die Azteken vollbracht. Und dennoch erweckten und erwecken sie Bewunderung, sogar in den Reihen derer, die aus der Alten Welt manchmal gerade deshalb nach Südamerika kamen, um gegen die Araukaner zu kämpfen. Ercilla y Zúñiga, ein spanischer Offizier, der über die spanisch-araukanischen Kriege das umfangreiche Poem „Araucana" (1569—1589) verfaßt hat, schreibt darin: „Die Araukaner sind von des Achilles Geist und Mut und Kraft." Und der bekannte, in Chile lebende polnische Wissenschaftler Ignacy Domeyko sagte einmal von ihnen: „Die Araukaner sind das edelste amerikanische Volk."
Diese Indianer konnten auch die Heere der Inkas von ihrem Gebiet vertreiben. Als die spanischen Konquistadoren nach Amerika kamen, hielt sie aber der Ruf des Volkes als außergewöhnlich tapfer nicht von einem Versuch der Unterwerfung ab. Die Spanier nannten das „eine Expedition machen". Unter Diego de Almagro trafen die ersten in Chile ein. Almagro verfügte damals über eine für seine Zeit vollkommene Armee — 570 Spanier und 15000 Indianer.
Von Cuzco aus brach Almagros Expedition im Juni 1535 auf. Sie erstiegen das bolivianische Altiplano und erreichten bei dem heutigen Copiapó — so hieß auch der mächtige, mit den Diaguita verwandte Indianerstamm, der hier siedelte — schließlich im März 1536 das Territorium des heutigen Chile, wobei sie den schneebedeckten 4000 Meter hohen Gebirgspaß überwanden. Der Preis, den die Eroberer für das Betreten des Gebiets zu zahlen hatten, war freilich schrecklich — 11000 Indianer erfroren in den Schneestürmen, und den Übergang über die Anden überlebte kein einziges Pferd.
In den Küstenebenen Nordchiles gab es keine Araukaner-Stämme. Hier wurden die Spanier im großen und ganzen freundschaftlich empfangen. An Nahrung litten sie keinen Mangel, aber Gold und andere sie interessierende Reichtümer bekamen sie nicht zu sehen. Dann aber stießen die Spanier an einem kleinen, heute nicht mehr zu bestimmenden Fluß auf eine Abteilung von etwa hundert bewaffneten Araukanern, die sie angriffen. Die zahlenmäßig um ein Mehrfaches stärkeren Spanier erlitten schwere Verluste. Etwas Derartiges war den Konquistadoren nicht einmal widerfahren, solange sie überhaupt amerikanischen Boden betreten hatten.
Almagro und die restlichen Angehörigen seines Kriegszuges waren sehr erschöpft; schließlich hatten sie seit Cuzco mindestens 2000 Kilometer zurückgelegt. Eine solche Entfernung hatte bis zu dieser Zeit — und eigentlich auch danach — noch keine Konquistadorenexpedition bei ei-

nem Feldzug gemeistert. Und weil das Land nicht das hergab, was die Eroberer suchten, und überdies die Indianer, auf die die Spanier hier stießen, den peruanischen Indianern zwar nicht an Kultur gleichkamen, sie aber an Tapferkeit und Kampfesgeist um ein Vielfaches übertrafen, entschloß man sich, lieber nach Peru zurückzukehren, „bevor es zu spät sei". Almagro wählte für den Rückzug einen anderen Weg — quer durch die Wüste Atacama. Die wasserlose, 800 Kilometer lange, von Hitze glühende Wüste richtete die Spanier zu Dutzenden zugrunde. Und dann ging es erneut hinauf in die Anden. Und hier trafen sie überall auf das gleiche gräßliche Bild: Eisige Kälte hatte auf den Hochgebirgspfaden die Leichen jener gefrieren lassen, die schon auf dem Weg nach Chile umgekommen waren.

Als nach einem Marsch von 4 000 Kilometern durch Sonnenglut und Frost Almagros Expedition von den Grenzen Araukaniens nach Cuzco zurückkehrte, ließen ihre Berichte für eine gewisse Zeit den Konquistadoren neue Versuche zur Überwindung der Araukaner nicht geraten erscheinen.

Leitgedanke der Konquistadoren war jedoch Unbeugsamkeit, und Motor der Konquista die Gier nach Gold und Ruhm. Und so brach einige Jahre später trotz Almagros ungünstigen Informationen auf Pizarros Befehl eine Expedition unter dem Offizier Pedro de Valdivia mit dem ausdrücklichen Auftrag auf, „das Land Chile zu erobern". Nach dem Muster von Belalcázar, Teilnehmer der Eroberung des Inkareiches und Unterwerfer Ekuadors und Kolumbiens, trieben sie eine Schweineherde vor sich her, die ihnen später das Leben rettete: Die Indianer hatten schon hier, im Norden des heutigen Chile, alle Lebensmittelvorräte sorgfältig versteckt, so daß Valdivias Leute Hungers gestorben wären. Anfangs lief aber alles ab wie geplant. Valdivia begann zu glauben, daß er seinen Namen in die Geschichte der Konquista mit ebensolch großen Buchstaben werde einschreiben können wie Pizarro oder Quesada. Er selber bemühte sich darum aus Leibeskräften. Der ersten Stadt, die er in Chile gründete, verlieh er den Namen seines spanischen Geburtsortes — La Serena. Einem großen Fluß legte er dann seinen eigenen Namen zu, und die Stadt, die er an dessen Ufern gründete, die Hauptstadt seines Landes, nannte er Santiago del Nuevo-Extremo.

Die Araukaner lebten weiter im Süden von Santiago, hinter dem Bió-Bió. Die wenigen Angriffe, die diese Indianer über den Grenzfluß vortrugen, konnte Valdivia zurückschlagen. Die gefangenen Toqui — die araukanischen Häuptlinge — ließ er jedoch nicht hinrichten, sondern hielt sie in seiner Hauptstadt als Geiseln fest. Valdivia befahl in der Umgebung von Santiago den Anbau von Mais, Weizen und Wein. Allen ging es gut.

Und die Idylle, in welcher der nunmehrige Verwalter des „Generalkapitanats Chile" hier mit seiner Geliebten Inez Suarez lebte, hätte seinetwegen so fortbestehen können. Aber während einmal Valdivia mit einer kleinen Gruppe Spanier zu den Indianern weiter im Süden ritt, um sie zu überreden, für sie zu arbeiten, zum Beispiel das Gold in den chilenischen Flüssen zu waschen — zumindest glaubte Valdivia an die Existenz dieses Goldes —, erschien am 11. September 1541 im Morgengrauen unverhofft eine Gruppe von Araukanern unter der Führung des Toqui Michimalonc vor Santiago und griff die Stadt an. Schon schien es, daß die Spanier restlos vernichtet würden, als sich Inez Suarez, die ansonsten, wie die Augenzeugen schrieben, wie eine Löwin kämpfte, an die gefangenen Toqui erinnerte. Sie befahl, ihnen die Köpfe abzuschlagen und sie unter die angreifenden Araukaner zu werfen. Diese

Waffe verfehlte nicht die beabsichtigte Wirkung. Die Köpfe der toten Häuptlinge vertrieben dieses Mal noch die tapferen Indianer.
Die Spanier hatten jedoch zu viele Leute verloren, um den Araukanern auch fernerhin zu trotzen. Daher schickte Valdivia sechs Soldaten nach Peru, um Hilfe zu erbitten. Und weil er wußte, daß für Pizarro und dessen Beamte nur Gold zählte, legten Valdivia, Inez Suarez und die übrigen alles Gold zusammen, und ließen daraus Schwertknäufe, Pokale und Sporen für die Reiter schmieden. Der sechsköpfige Trupp, geführt von Valdivias Stellvertreter Monroy, ritt los. Zwei Jahre lang kam weder von ihm noch einem anderen eine Nachricht.
Während dieser zwei Jahre bewachten also die Spanier ihre „Hauptstadt", verließen sie nur in den allernötigsten Fällen und lebten — wie einer der neueren Historiker jener Zeit bemerkt — wie Robinson: Sie hatten wenig zu essen, gingen in Felle gekleidet, es bestand keinerlei Kontakt zu der fernen „Welt der Weißen".
Monroys Schweigen überraschte alle. Was war denn eigentlich mit dem zuverlässigsten Offizier Valdivias geschehen? Im Norden Chiles hatte ihn ein dort ansässiger Indianerstamm überfallen. Vier Spanier waren im Kampf getötet worden, Monroy und einer seiner Begleiter in Gefangenschaft geraten. Sie sollten ebenfalls sterben, aber die Fürsprache einer Häuptlingsfrau, der Monroy gefiel, rettete ihm das Leben. Darüber hinaus forderte der Häuptling vom Stamme der Copiapó Monroy auf, ihm das Reiten beizubringen. Und bei einem Ausritt gelang es den beiden Überlebenden der Gruppe, den Häuptling zu verwunden und zu fliehen.
So gelangten sie nach Cuzco. Der neue Verwalter von Peru, Vaca de Castro, hieß sie willkommen, stellte ihnen Hilfe zur Verfügung, und mit dieser Truppe kehrte Monroy nach zwei Jahren nach Chile zurück, er selbst mit 160 Reitern auf dem Festland. Nach Valparaiso segelten zugleich zwei Karavellen mit weiteren 200 Soldaten ab.
In der „Hauptstadt" begann sich das Leben zu normalisieren. Valdivia gedachte seine Kolonie zu erweitern, ohne einstweilen die südlicher siedelnden Araukaner anzutasten. Hier ist einzufügen, daß das Land allerdings zwei Herren hatte — den eingesetzten Verwalter und den tatsächlichen Herrn — Inez Suarez. Jeder Spanier, der sich an den Verwalter wenden wollte, mußte sich zuerst bei ihr melden. Einige Jahre später wurde jedoch Valdivia zurück nach Peru berufen und war gezwungen, seine mächtige Geliebte allein zurückzulassen. Nachdem er neue Instruktionen erhalten hatte, kehrte er 1549 aus Lima nach Chile zurück.
Und erst jetzt beginnt die eigentliche Geschichte des Krieges gegen die Araukaner. Anfangs erreichte Valdivia dabei einige Erfolge. Als er aber den Bió-Bió überschritt, leisteten ihm die Araukaner Widerstand: Sie griffen die spanischen Soldaten auf der Ebene Andalién unter Führung des höchsten Toqui Ayavila an. Allerdings hielten die Musketenschüsse die Indianer einstweilen auf. Als dann aber der Häuptling Ayavila im Kampf fiel, wichen die Araukaner völlig zurück — aber nicht für lange.
Die Spanier führten in dieser Zeit in dem araukanischen Gebiet eine Kolonisationspolitik durch, wie sie viel später von anderen europäischen Kolonialmächten überall dort angewandt wurde, wo die eingeborene Bevölkerung der Fremdherrschaft Widerstand leistete — sie gründeten einen Stützpunkt nach dem anderen, bis sie eine ganze Kette von Festungen errichtet hatten, die die Araukaner von Angriffen zurückhalten sollten. Im Herzen Araukaniens ließ Valdivia drei große Forts, bloße acht



spanische Meilen auf Sichtweite voneinander entfernt, errichten — Arauco, Tucapel und Puren.
Der neue höchste Toqui der Araukaner, Lincoyan, riet zum Gehorsam. Als aber die Spanier einige aufbegehrende Araukaner dadurch bestraften, daß sie ihnen Hände und Nasen abschnitten und sie so verstümmelt in die indianischen Dörfer zurückschickten, floß der Becher der Geduld dieser Indianerstämme über. Durch ganz Araukanien trug ein Bote den mit einer blutroten Schnur geschmückten Pfeil, und jeder Araukaner verstand diese Botschaft. In allen Dörfern begannen sich die Araukaner zum Krieg zu rüsten. Und es ist charakteristisch für die Kampfmoral dieses damals mindestens eine halbe Million zählenden Volkes, daß sich unter ihnen kein einziger Verräter fand, der die Konquistadoren über die Vorbereitungen des das ganze Volk umfassenden Aufstandes verständigt hätte. Die Araukaner wählten an Lincoyans Stelle einen neuen Toqui — Lautaro — einen von jenen Indianern, deren Heroismus zu Recht niemals vergessen werden wird. Zu den führenden Persönlichkeiten dieses Krieges gehörte auch Tupac Amaru. Dem Häuptling Lautaro ist größtenteils jenes Poem des spanischen Hauptmanns Ercilla y Zúñiga gewidmet, der von dem heldenhaften Befreiungskampf der Araukaner begeistert war.
Von Lautaro ist nur wenig bekannt. In der Zeit, da er gegen die Spanier seinen roten Pfeil erhob, muß er noch sehr jung gewesen sein, außerdem wissen wir auch, daß er vordem von Spaniern nach Santiago verschleppt worden war und daß man ihn als Pferdeknecht in unmittelbarer Umgebung Valdivias beschäftigt hatte. Lautaro erlernte die spanische Sprache und beherrschte mit der Zeit die spanische Kampftaktik. Nach einigen Jahren floh Alonso, wie Valdivia den Burschen nannte, aus Santiago und kehrte nach Araukanien zurück. Er riß sein Volk zum Aufstand mit und bewies danach als oberster Häuptling in einigen Schlachten gegen die Spanier jedesmal außergewöhnliche Tapferkeit. Die Araukaner schätzten jedoch den blutjungen Lautaro nicht nur wegen dieser

Eigenschaft, sondern auch seine Klugheit und Besonnenheit. Lautaro arbeitete danach den Plan eines allgemeinen Aufstands aus. Lautaro war damals etwa zwanzig. Er wollte zuerst die drei spanischen Festungen ausschalten, die das Zentrum des araukanischen Landes beherrschten — Puren, Arauco und Tucapel —, dann sollte die Befreiung ganz Araukaniens Schritt für Schritt erfolgen. Über den ersten Angriff, zu dem es Mitte 1553 auf die Festung Tucapel kam, haben wir nur wenige Berichte, denn der Angriff fegte die Spanier an dieser Stelle buchstäblich vom Erdboden hinweg. Gerade um diese Zeit hatte sich der Generalkapitän von Chile, Pedro de Valdivia, mit einem Teil seines Heeres auf den Marsch nach Tucapel gemacht. So würden sich also die Führer der beiden Seiten in einer offenen Feldschlacht messen.

Lautaro griff mit gut durchdachter Taktik an. Zuerst schickte er einen Teil seiner Armee aus, um durch einen Scheinangriff die Abteilungen von Almagro, der Puren hielt, zu binden. Dann stellte er eine eigene Schlachtordnung auf. Lautaros Plan war dabei denkbar einfach. Als Platz, wo er mit den Spaniern zusammentreffen wollte, wählte er ein hügeliges Gelände, das eine schnelle Bewegung der Reiterei unmöglich machte. Er teilte sein Heer in zwölf Abteilungen. Den Konquistadoren sollte anfangs nur die erste davon entgegentreten. Und erst wenn der spanische Angriff die Front dieser Abteilung durchbrochen hätte, sollte er auf die zweite Abteilung stoßen. Und so geschah es auch: Als die Spanier einen nicht allzugroßen Trupp bewaffneter Araukaner erblickten, griffen sie sofort an. Sie verloren zwar einige Soldaten und Pferde, teilten jedoch ihre erste Abteilung, und in diesem Augenblick drang in die Lücke die zweite Abteilung von Lautaro. Dann die dritte, und nicht lange, und die ganze Armee mitsamt den Tausenden indianischen, aus den nichtaraukanischen Gebieten Nordchiles stammenden Kriegern war vernichtet. Am Ende blieb — der Überlieferung zufolge — Valdivia allein übrig. Und dann fiel auch er im Kampf.

Weil die Araukaner Tapferkeit stets sehr hoch geschätzt hatten, schnitten sie Valdivia das Herz aus der Brust und verteilten es stückchenweise an ihre Krieger, damit der Mut des Toten auch auf sie übergehe. Dieser in der amerikanischen Literatur häufig erwähnte Sachverhalt verleitete einige Historiker zu der Meinung, die Araukaner seien Kannibalen gewesen; das ist freilich ein grober Irrtum.

In einer weiteren Schlacht, wenige Tage später, wurde dann unter Lautaro der Großteil der Armee von Almagro, dem Kommandanten von Puren, vernichtet, der Valdivia zu Hilfe geeilt war. Der junge Toqui führte seine Indianer noch weiter. Er zerstörte auch die zweitgrößte spanische Stadt Chiles — Concepción.

Der Nachfolger Valdivias — Villagra — versuchte, Lautaro mit dem Rest des spanischen Heeres zu überwinden. Aber für die Schlacht wählte Lautaro wiederum ein hügeliges Gelände, und die Spanier wurden bei Marigueno erneut geschlagen. Lautaro beherrschte damit mit Ausnahme zweier Städte — La Imperial und Valdivia — den ganzen chilenischen Süden. Während der vierjährigen Kämpfe hatte Lautaro so den Spaniern den gesamten von Araukanern bewohnten Teil des heutigen Chile, mit Ausnahme der Hauptstadt Santiago, abgenommen. In der Zeit aber, da Lautaro den letzten Angriff vorbereitete — den Angriff auf Santiago — brach unter den Indianern eine schreckliche Typhusepidemie aus, die vier Fünftel aller Krieger dahinraffte. Die Spanier nützten diese günstige Stunde und überfielen eine durch die Seuche stark reduzierte araukanische Abteilung unter Lautaro. Der Toqui

fiel 1557 in der Schlacht, und der Sieger — Villagra — ordnete an, dessen abgeschlagenes Haupt zur Abschreckung in Santiago auszustellen.
Doch die Araukaner kapitulierten nicht, im Gegenteil — im Laufe von zwanzig Jahren wurden sie perfekte Reiter, und als sie genügend Pferde gezüchtet hatten, konnten sie diesen bisher grundsätzlichen taktischen Vorteil der Konquistadoren ausgleichen.
Zuvor mußten die Araukaner allerdings einen Nachfolger für Lautaro wählen. Die Wahl fiel auf Caupolican, der beim Wettbewerb die allgemeine Bewunderung der Krieger auf sich zog, als er auf seinen Schultern einen ganzen Tag lang den Stamm einer Araukarie trug. Der bejahrte Caupolican ragte besonders durch seine Tapferkeit hervor. An seinem Krieg nahm ganz Araukanien teil, einschließlich der Frauen und Kinder. Wir sollten hier überhaupt festhalten, daß sich in den araukanischen Kriegen Dutzende von weiblichen Kämpfern hervortaten und Ruhm erwarben, zum Beispiel Fresie, eine der Frauen von Caupolican, die auch in dem Poem von Ercilla y Zúñiga erwähnt wird. Fresie trat in der entscheidenden Schlacht vor die araukanische Phalanx, hob ihr kleines Kind hoch und rief: „Ich will nicht, wir wollen nicht die Mütter der Söhne von feigen Männern sein! Kämpft, kämpft, Mapuche!"
Ercilla y Zúñiga war Teilnehmer der Kämpfe. Die Spanier hatten nämlich aus allen ihren übrigen amerikanischen Besitzungen Verstärkung für die chilenische Armee unter der Führung von Mendoza geschickt. Die Araukaner leisteten aber auch weiterhin Widerstand. Und erst als die Spanier in Chile Artillerie einsetzten, wurde Caupolicans Armee — und das auch nur durch Verrat — überwunden. Der Kommandeur einer spanischen Abteilung namens Reynoso tötete den obersten Toqui der Araukaner ganz im Geiste „der besten Konquistadorentraditionen": Er ließ ihn nackt ausziehen, an einen Pfahl binden und befahl dann seinen Soldaten, daß einer nach dem anderen, unter dem begeisterten Beifall des spanischen Publikums, seine Lanzen auf den gefangenen Führer der Araukaner warf. So kam Caupolican zu Tode, der würdige Nachfolger Lautaros und heute einer der geliebtesten Helden des gesamten chilenischen Volkes.
Aber auch dadurch konnte der Widerstand der Araukaner gegen die Spanier nicht abgeschwächt werden. Vielmehr kam es 1561 unter der Führung des neuen höchsten Toqui Colocolo erneut zu einem Aufstand. Die Araukaner kämpften dann mit wechselnden Erfolgen. Im Jahr 1598 wurden sie von dem obersten Häuptling Pelantar geführt. Unter seiner Leitung überfielen sie bei dem indianischen Dorf Carabala einen Teil der spanischen Truppen unter dem Kommando des neuen Generalkapitäns von Chile, Onaz de Loyola. Der Angriff der Araukaner kam so überraschend, daß nur ein einziger spanischer Soldat dazukam, seine Arkebuse abzufeuern. Mit diesem einzigen Schuß war gleichzeitig die spanische Gegenwehr beendet, und so wurde die Einheit durch die Araukaner vernichtet.
Die Schlacht bei Carabala nimmt in der Geschichte des nachkolumbischen Amerika einen hervorragenden Platz ein. Sie zwang nämlich die Spanier, statt eines nur taktischen Rückzugs ihre gesamte Politik gegenüber den Indianern dieses Teils von Amerika umzustellen, da sie zu der Einsicht gelangt waren, daß es vernünftiger wäre, ganz Araukanien zu räumen und sich hinter den Bió-Bió zurückzuziehen.
Diese Entscheidung hat in der Geschichte der kolonialen Eroberung Amerikas nicht ihresgleichen. Darüber hinaus zeigte sie





Ruka — die traditionelle Behausung der Araukaner

Denkmal des berühmten chilenischen Indianerhäuptlings Caupolican

den Araukanern und den Indianern überhaupt, daß die einzige wirklich effektive Lösung des indianischen Problems in der Periode der Kolonialisierung der bewaffnete Kampf ist. So gewannen die Araukaner durch die Schlacht bei Carabala für ganze dreihundert Jahre ihre Unabhängigkeit zurück. Die Spanier versuchten zwar noch, im Süden des Grenzflusses wenigstens ihre wichtigsten Städte zu halten — Villarica und La Imperial. Aber auch dieser bemächtigten sich die Araukaner im Verlauf der Zeit. Die Stadt La Imperial wurde von den Araukanern mit außerordentlicher Ausdauer von 1598 bis 1600 belagert. Im Jahre 1600 mußten dann die Spanier die Stadt endgültig räumen. Und so blieb auf araukanischem Gebiet nur noch eine letzte spanische Stadt übrig — Villarica, aber auch sie wurde nach langer Belagerung 1602 von den Araukanern zerstört.

Der Krieg gegen die kühnen Araukaner hatte das spanische Mutterland sehr erschöpft. Die Kolonialsoldaten weigerten sich, in Chile zu dienen; denn das Land hatte sich unter den Söldnern den Beinamen „Friedhof der Spanier" erworben. Darüber hinaus entzog der Krieg mit den Araukanern dem Königreich Spanien ein Viertel seiner Einkünfte aus Südamerika. Ja, das war ein teurer und erfolgloser Krieg gewesen. Die Spanier zogen sich nicht nur aus ganz Araukanien zurück, sondern boten sogar — zu Beginn des 17. Jahrhunderts — einen gegenseitigen Nichtangriffspakt und die Verpflichtung an, den Bió-Bió nicht mehr zu überschreiten. Der Verwalter des „Generalkapitanats von Chile", Marquis de Baides, schlug den Araukanern vor, sich gemeinsam auf einer öffentlichen Versammlung zu treffen, auf der die Beendigung der Feindseligkeiten gegenseitig bestätigt werden sollte. Das kennt die Geschichte des indianischen Amerika in der Kolonialperiode nicht noch einmal: Der Repräsentant eines eu-



Araukanische Fischerboote in unmittelbarer Nähe von Puerto Montt

ropäischen Königshauses bittet die Indianer um eine Zusammenkunft und um Frieden!
Und 1641 fand dann tatsächlich in Quillino die erste Friedensverhandlung der Araukaner mit den Spaniern statt.
Einige Versuche der Spanier, das Abkommen zu brechen — zum Beispiel 1723 — endeten stets tragisch für die Angreifer. Später hörten dann diese Übergriffe auf, und erneut wurden auf einer ganzen Reihe solcher spanisch-araukanischen Parlamente definitiv die gegenseitige Unabhängigkeit proklamiert und auch — und das ist vom Standpunkt der rechtlichen Stellung der nachkolumbischen Indianer sehr wichtig — die volle Souveränität des Volks von Araukanien. Die araukanischen Parlamente waren für die spanischen Teilnehmer sehr imposant. Daran nahmen nämlich nicht nur die obersten araukanischen Häuptlinge teil, sondern mit ihnen auch Tausende araukanische Krieger — jetzt schon alle zu Pferd — in ihrer schlichten Kriegskleidung, und oft waren auch Frauen dabei, reich mit Silberschmuck geziert.
Das Ergebnis des Befreiungskampfes der Araukaner ist auch insofern bemerkenswert, als in Südamerika vom gesamten 17.

und 18. und weit bis ins 19. Jahrhundert bis zum Fall der Kolonialmacht Spaniens neben den spanischen Besitzungen ein selbständiges Staatsgefüge der Indianer existierte! Aber das ist noch nicht alles. Spanien forderte Araukanien auf, als eigenständiger Staat, mit dem die spanische Krone diplomatische Beziehungen zu unterhalten wünschte, Vertreter nach Santiago zu entsenden. Der Vorschlag wurde angenommen, und so erschien tatsächlich 1744 in Santiago de Chile der erste araukanische Gesandte, Huenuman (Bergkondor). Die Namen einiger araukanischer Repräsentanten in der Folgezeit sind uns erhalten geblieben: Marilevu (Zehn Flüsse), Curilevu (Schwarzer Fluß) und Picunmange (Vogelfeder).

Die araukanische Gesandtschaft war die ständige diplomatische Vertretung eines souveränen Indianervolkes bei den spanischen Kolonialbehörden. Alle zehn bis zwanzig Jahre fanden die üblichen araukanischen Parlamente statt. Das letzte derartige Parlament vor der Zerschlagung der spanischen Macht auf dem amerikanischen Kontinent trat 1803 auf der Versammlungsstätte in Negrete zusammen. Während der 15 Jahre danach brach die spanische Kolonialmacht in Chile und in ganz Kontinentalamerika vollends zusammen.

Die junge Chilenische Republik, entstanden auf den Trümmern des chilenischen „Generalkapitanats", hatte in den ersten fünfzig Jahren ihrer Existenz nicht die Kraft zur Niederzwingung der Araukaner. So lebten — bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — die Araukaner auch fernerhin im wesentlichen so wie früher. Das Ende der araukanischen Unabhängigkeit ist eigentlich erst mit dem Namen des französischen Abenteurers und Sonderlings Antoine Aurélie de Tounens verbunden. Er wurde 1825 in La Chéze in der Dordogne geboren. Der junge Gascogner studierte die Rechte, wurde Advokat, aber die Juristerei sagte ihm nicht besonders zu. Weil er ein begeisterter Leser von Reisebeschreibungen und Indianerbüchern war, gab er nach einigen Jahren seine Advokatenpraxis in Périgueux auf und reiste nach Südamerika. Einige Monate später hielt er sich bei den Indianern in Araukanien auf. Weil Aurélie die ruhmreichen Traditionen der antispanischen Kämpfe der Araukaner ehrte, wurde er von diesen Indianern außerordentlich freundschaftlich aufgenommen. Besonders einer der Häuptlinge, Mangil, sah in ihm einen Mann, der mit seiner Bildung den Araukanern die Schaffung eines wirklich modernen bürgerlichen Staatssystems ermöglichen könnte. Aurélie griff diesen Gedanken begeistert auf — allerdings in erster Linie zu seinen Gunsten. Er hatte sich an seine angeblich vorrömischen Vorfahren, die in der keltischen Zeit die herrschende Familie in der Dordogne gewesen sein sollen, erinnert, und als später auf Mangils Empfehlung Aurélie zum höchsten weißen (!) Toqui der Araukaner gewählt wurde, erklärte er mit Zustimmung der meisten araukanischen Häuptlinge — denen die möglichen Konsequenzen dieses Aktes nicht klar waren — Araukanien zum Königreich und sich selbst zum König. Er nahm den Namen Aurélie Antoine I. an, gab Araukanien eine Verfassung, die eine genaue Kopie des Grundgesetzes des Dritten Kaiserreichs war, bildete eine Regierung und wollte die allgemeine Volksversammlung der Araukaner durch eine Nationalversammlung ersetzen, in der jeder Abgeordnete 50 000 Wähler vertreten sollte. Da zu dieser Zeit Patagonien noch nicht unter der realen Macht der Argentinischen Republik stand und weil ein Teil von Patagonien bis jetzt die Rankelche — die argentinischen Araukaner — beherrschten, schloß Aurélie Antoine I. Patagonien an

Araukanien an und bildete das Vereinigte Königreich Araukanien und Patagonien.
Die Chilenische Republik — ganz in der Tradition des kolonialen Spaniens — konnte die Bildung des araukanischen Königreichs nicht verhindern. Als aber einmal der araukanische König die Grenzen des Landes überschritt und chilenischen Boden betrat, wurde er von der chilenischen Polizei festgenommen und nach Frankreich gebracht. Aurélie hoffte, es würde ihm zu Hause gelingen, für die Idee eines araukanischen Königreichs die Unterstützung Napoleons III. zu gewinnen, der für die Okkupation von Lateinamerika klare und weitgespannte Absichten hatte, die bis zur Intervention in Mexiko durch Frankreich in den Zeiten von Benito Juárez führten. Aurélie glaubte, daß der französische Kaiser Interesse an einem weiter formell unabhängigen Gebiet in Südamerika haben könnte, das natürlich völlig unter französischem Einfluß stünde. Der Kaiser lehnte jedoch vorläufig seine Vorschläge ab. So kehrte Aurélie rasch nach Araukanien zurück. Die Araukaner nahmen ihren „weißen König" begeistert auf. Aurélie Antoine I. — und das können wir nicht abstreiten — verstand es allerdings ausgezeichnet, ihre Gunst zu gewinnen: Den Häuptlingen verlieh er Ministertitel, verdiente Krieger zeichnete er mit Orden und Medaillen aus, und — was den Araukanern besonders imponierte — als im Dezember 1861 Araukanien von einer chilenischen Invasion bedroht wurde, schaffte es dieser „König" rasch, alle araukanischen Stämme zu mobilisieren.
Aber die Herrschaft des selbsternannten Königs dauerte wieder nur kurze Zeit. Die Geschichte wiederholte sich — dieses Mal verhafteten ihn die chilenischen Behörden auf araukanischem Boden und wollten ihn sogar vor ein Kriegsgericht stellen. Schließlich wurde auf Intervention des französischen Konsuls der araukanische „König" zurück nach Frankreich geschickt. Aurélie verfolgte aber seine Ziele mit Beharrlichkeit. Wieder kehrte er mit Begleitern einige Jahre später nach Araukanien zurück. Wieder scharten sich die Araukaner um ihn, wieder hißte er seine araukanische blau-weiß-grüne Flagge und richtete sein Staatswappen auf, ein stählernes Kreuz, dessen Enden von Sternen abgeschlossen wurden. Aber die chilenische Armee drang dann auf das Gebiet von Araukanien vor, und so mußte im Juni 1871 der araukanische „König" endgültig seine „Monarchie" verlassen. Die Rückkehr nach Frankreich erregte diesmal kein Aufsehen. Das Land war von den Preußen geschlagen worden, die Pariser erinnerten sich an die Kommune, und für Aurélie hatte niemand Interesse.
Trotzdem bemühte sich Aurélie erneut, nach Araukanien zu reisen. Diesmal appellierte er an die europäischen Mächte, denen er sein „Königreich" als geeignetes Land für Auswanderer anbot. Hier ein Satz aus seiner Proklamation: „... Und ich verpflichte mich sodann, die ganze Welt (d. h. Europa) von den Angehörigen der Internationale, von den Kommunarden und Kommunisten zu befreien ..., indem ich sie mit in mein Reich nehme." Aber in Frankreich lachte man nur über den araukanischen „König", und diesmal gewiß zu Recht.
In Araukanien selber jedoch hatte das Verhalten des kauzigen französischen Eroberers einen viel tieferen Widerhall. Die Araukaner verloren den Glauben an die eigene Kraft. Hinzu kam, daß die Chilenische Republik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedeutend erstarkte, und weil die katholischen Missionare, die nunmehr in Araukanien wirken durften, den Widerstandswillen der Indianer unterdrückten, wurde endlich — vier Jahre nach Aurélies Tod — Araukanien an die Chilenische Republik angeschlossen.



Araukanerinnen auf dem Markt von Temuco

330 Jahre Verteidigung der Unabhängigkeit — das ist gewiß viel für die Geschichte eines Volkes. Es könnte also scheinen, daß mit dem Ende des Kampfes der Araukaner gegen die Spanier und danach gegen Chile der Befreiungskampf der Araukaner überhaupt endete. Dem ist aber nicht so. Die Mapuche-Araukaner kämpften — wenn auch nicht mit Waffen — auch in unserem, dem 20. Jahrhundert für ihre Forderungen. Lange vergeblich. Dann aber, zu Beginn der siebziger Jahre, siegte in den chilenischen Präsidentschaftswahlen die Unidad Popular, gebildet aus den chilenischen Kommunisten, Sozialisten, Radikalen und weiteren fortschrittlichen Gruppen des Landes. Die Araukaner, die armen araukanischen Bauern und Hirten, die bis heute auf einem zusammenhängenden Gebiet in der Nähe vom Temuco leben, waren unter den ersten, die den Sieg der Volkseinheit in Chile begrüßten. Und so zogen sie, die länger als jedes andere indianische Volk Amerikas für ihre unveräußerlichen Rechte gekämpft hatten, jetzt, nach dem Regierungsantritt der Unidad Popular, in die Hauptstadt ihres Landes, nach Santiago de Chile.

Das war ein unvergeßlicher Anblick: Wie in den Zeiten der araukanischen Parlamente marschierten mehr als tausend Mapuche, geführt von ihren Häuptlingen und ihren Medizinmännern, die auf Zaubertrommeln schlugen, zum Herzen der Stadt, zur Moneda, dem Sitz des Präsidenten der Chilenischen Republik. Und sie wurden nicht von Kugeln auseinandergejagt. Im Gegenteil: Der Präsident der Republik, Salvador Allende, empfing diese tausendköpfige indianische Delegation. Und gemeinsam mit ihm alle Mitglieder seiner Regierung. Die Regierung der Volkseinheit begann die Forderungen des Indianervolks zu erfüllen. Im Punkt sieben ihres Aktionsprogramms wurde ausdrücklich die Verpflichtung betont, den araukanischen Bauern Chiles genügend Boden, technische Ausrüstung und entsprechende Kredite zu gewähren.

So erhielten gleich im ersten Jahr 9000 araukanische Familien durch die Bodenreform etwa 70000 Hektar Land! Und nicht nur das: Die Indianer erhielten auch die ersten Schulinternate für ihre Kinder, besonders in der Provinz Cautin. In die indianischen Dörfer kamen zum ersten Mal Ärzte.

Der Sieg der Unidad Popular war auch ein Sieg der Araukaner. Daher war der faschistische Militärputsch ein Schlag gegen dieses tapfere Volk. Die Mapuche-Araukaner haben jedoch vierhundert Jahre lang nicht kapituliert. Sie werden sich auch heute nicht beugen.

Aus dem Tschechischen
von Gustav Just

Die Sonne wäre einsam

Karl Artelt

Wenn ich mit meinem Kinde
die Sonnenstrahlen fange,
weiß ich, euch fällt das Atmen
von Wind und Sonne schwer.

Wenn wir die Blumen zählen,
den Duft der Blüten trinken,
erreicht euch unter Masken
der Blütenduft nicht mehr.

Will meinem Kind erzählen
von Straßenstaub und Regen,
von zentnerschweren Stiefeln
auf sonnenheißem Teer.

Daß ohne Staub und Regen
und Stiefel — zentnerschwer —
die Sonne wäre einsam,
die Heimat blütenleer.





ITT im „Hinterhof“ der USA

Frank Staal



Eine Dokumentation über die aggressive Rolle der INTERNATIONAL TELEPHONE AND TELEGRAPH CORPORATION in Lateinamerika

Das Kasernentor schließt sich hinter dem Cadillac. Der Fahrer steuert den Wagen in mäßigem Tempo zu der hoch in den Anden gelegenen Hauptstadt Boliviens, La Paz.
Im Fond des Wagens wendet sich ein Mann im dunklen Maßanzug an den neben ihm sitzenden Offizier. „Meine Hochach-

tung, Coronel, wie Sie den Befehlshaber der Militärregion für die Erhebung gegen die Torrez-Regierung gewonnen haben. Es war äußerst geschickt, ihm einen Platz in der neuen Junta anzubieten. Ihre Mitteilung, daß die Aktion von Coronel Banzer mit dem Pentagon abgestimmt sei und auch von den brasilianischen Militärs wohlwollend betrachtet werde, verfehlte ihre Wirkung nicht."
Der Coronel nickt und erwidert lächelnd: „Danke für Ihre hohe Meinung, Señor de Costa. Doch ebenso wichtig für uns war, daß Sie als einer unserer bekanntesten und einflußreichsten Bankiers und Wirtschaftler teilgenommen haben. Ihre Information, daß internationale Konsortien, wie ITT, die neue Junta ökonomisch und finanziell unterstützen werden, überzeugte. Für einen Routinier wie General Navarro, Sie wissen ja, daß er bereits mehrmals aktiv an Militärputschen teilgenommen hat, sind solche kompakten Darlegungen immer wirkungsvoll. Alles in allem, mit der Zusage, sich ab morgen mit den Truppen seiner Region Coronel Banzer anzuschließen, ist eine wichtige Vorentscheidung für einen erfolgreichen Verlauf unserer Aktion gefallen."

Panzer mit aufgesessener Infanterie erreichen den Stadtrand von La Paz und halten. Beiderseits der Straße wird Artillerie in Stellung gebracht. Aus Granatwerfern blaffen erste Abschüsse. Über dem Präsidentenpalast steigen kurz darauf grauschwarze Fontänen und Rauchwolken auf. Aus einigen Stadtteilen hört man Gefechtslärm. Seit einiger Zeit wird dort erbittert gekämpft.
Der Putsch gegen die progressive Regierung von General Juan José Torrez, von Oberst Hugo Banzer in der Ostregion Santa Cruz ausgelöst, hat begonnen.
Bergarbeiter stehen mit Studenten hinter notdürftig errichteten Barrikaden und wehren mit den wenigen Soldaten der Präsidentenwache und einer regierungstreuen Polizeieinheit die Angriffe eines Infanteriebataillons gegen die Sender, die Telefon- und Telegrafenzentrale und den Präsidentenpalast ab.
Coronel Gutiérrez, Kommandant der Präsidentenwache, wirft wütend den Hörer auf die Telefongabel. Soeben wurde ihm mitgeteilt, daß sich weitere Teile der Garnison auf die Seite der Putschisten gestellt haben. Er ruft seinen jüngsten Offizier, Teniente Vargas, zu sich. „Teniente, nehmen Sie sich zehn Freiwillige, ein Sprechfunkgerät und eine Bazooka und verstärken Sie die Barrikade an der Hauptzufahrtsstraße zum Palast. Melden Sie mir dann, in welcher Stärke und aus welcher Richtung der Gegner angreift."
„Zu Befehl, Señor Coronel!"
Währenddessen schlagen draußen rings um den Präsidentenpalast die Geschosse der Granatwerfer ein, ohne zunächst Schaden anzurichten.
Der Teniente hetzt kurze Zeit später mit seinen Leuten, immer wieder von einschlagenden Granaten in Deckung gezwungen, über den Vorplatz und hat fast die Einmündung der Zufahrtstraße erreicht, als die Gruppe plötzlich von der rechten Flanke aus MPis beschossen wird. „Deckung!" brüllt der Teniente. Zu spät. Ein neben ihm laufender Schütze bricht getroffen zusammen. Teniente Vargas versucht festzustellen, woher dieser Feuerüberfall kommt. Doch er braucht nur ein wenig den Kopf zu heben, und sofort hämmern wieder die MPis los, reißen einschlagende Geschosse kleine Steinsplitter aus dem Pflaster und jaulen als Querschläger über die in Deckung Liegenden hinweg. Noch ehe er zum Sprechfunkgerät greifen kann, um dem Coronel zu melden, in welcher Situation seine Truppe steckt, werden die Männer von den Putschisten angegriffen. Nicht lange dauert

das Gefecht, dann ist es um den Teniente und seine Leute geschehen.
Flugzeuge rasen im Tiefflug über die Stadt. Aus der Ferne hört man das Krachen ihrer Bomben und das Geknatter der Bordwaffen. Zwei Ketten „Thunderbolts" greifen immer wieder Kolonnen von unbewaffneten Bergarbeitern und Bauern an, die sich von Süden und Südosten auf LKW, Pferdegespannen und zu Fuß der Hauptstadt nähern, um der Regierung Torrez gegen die Putschisten zu helfen.
Trotz heftiger Abwehrkämpfe wird die Regierung von Juan José Torrez im August 1971 gestürzt, eine Regierung, die sich aus patriotisch gesinnten Offizieren zusammensetzte. Sie hatte sich gegen die imperialistische Bevormundung aufgelehnt, wollte über die Naturreichtümer des Landes selbst bestimmen.
Mit diesem Putsch begannen der USA-Imperialismus, die multinationalen Konzerne und die einheimische Reaktion in Lateinamerika wieder einmal eine konterrevolutionäre Offensive gegen die fortschrittlichen Kräfte dieses Kontinents, die sich bald darauf gegen das Volk in Uruguay und schließlich gegen die Regierung der Unidad Popular in Chile richten sollte.

*

Überall, wo der Imperialismus das Rad der Geschichte zurückzudrehen versucht — sei es durch direkte militärische Interventionen, sei es durch Staatsstreiche oder blutige Militärputsche —, sind multinationale Konzerne maßgeblich beteiligt. Jeder von ihnen bildet ein in sich geschlossenes Machtimperium; eine eigene Außenpolitik und Diplomatie, eigene Geheimdienste und Justizmechanismen werden rücksichtslos eingesetzt, um höchste Profite zu erhalten.
1972 zählte man bereits 20 Riesenkonzerne, die im selben Jahr einen Umsatz von 173,3 Milliarden Dollar erzielten. 13 haben ihren Sitz in den USA, 2 in Großbritannien, 2 in der BRD, einer in den Niederlanden, und 2 werden als britisch-niederländisch deklariert.

Die größten multinationalen Konzerne — 1972
(Unternehmen mit ausländischen Tochtergesellschaften, die mindestens 20% des Gesamtvermögens ausmachen)

Unternehmen	Heimatland	Umsatz in Mrd. US $
General Motors	USA	28,3
Exxon	USA	18,7
Ford Motor	USA	16,4
Royal Dutch/Shell	Großbrit./Niederl.	12,7
General Electric	USA	9,4
IBM	USA	8,3
Mobil Oil	USA	8,2
Chrysler	USA	8,0
Texaco	USA	7,5
Unilever	Großbrit./Niederl.	7,5
ITT	USA	7,3
Gulf Oil	USA	5,9
British Petroleum	Großbritannien	5,2
Philips	Niederlande	5,2
Volkswagen	BRD	5,0
Westinghouse Electric	USA	4,6
Du Pont	USA	3,8
Siemens	BRD	3,8
Imperial Chemical	Großbritannien	3,7
RCA	USA	3,7

Obwohl 1972 in der Rangliste der multinationalen Konzerne erst an elfter Stelle genannt, ist die INTERNATIONAL TELEPHONE AND TELEGRAPH CORPORATION — weltweit unter ihren berüchtigten Anfangsinitialen ITT bekannt — einer der aggressivsten. 1920 gegründet, war ITT bereits damals einer der wenigen, von Anbeginn auf das „internationale Geschäft" orientierten Konzerne in den USA.

Die zunehmenden Bedürfnisse an Direktkommunikation, wie Telefon, Telegraf, Funk, Fernschreiber und andere heute hochentwickelte Übermittlungssysteme sicherten ihr durch skrupelloseste Geschäftspraktiken Höchstprofite und das Eindringen in immer neue Länder.
Zugleich aber boten Produktion und Installation sowie der Betrieb von Fernmeldesystemen in aller Welt dem Konzern einzigartige Möglichkeiten, äußerst wichtige und interessante Informationen zu erhalten. Gerade dieses „Geschäft" wurde und wird von ITT bis heute im großen Stil betrieben und rücksichtslos ausgenutzt. Nicht ohne Grund rühmt sich ITT, daß der „firmeneigene diplomatische Dienst und der nachrichtendienstliche Apparat schneller und effektiver arbeiten als die Diplomatie und die Geheimdienste westlicher Staaten".
Auf diese Weise hat ITT so viele Firmen der lukrativsten Branchen geschluckt, daß die Bezeichnung INTERNATIONAL TELEPHONE AND TELEGRAPH CORPORATION eher irreführend als zutreffend erscheint.
Das ITT-Angebot reicht heute von Fernmeldeeinrichtungen, Elektronik, Elektrotechnik über die Hotelkette „Sheraton", die Mietwagenkette „Avis" bis hinein in den Nahrungsgüterbereich und die Kosmetik.
Bereits 1969 besaß ITT 331 Tochtergesellschaften, die wiederum 708 Firmen kontrollierten, mit Produktionsstätten in 27 Staaten und Unternehmen in 70 Ländern. Die Anzahl der von ITT ausgebeuteten Beschäftigten stieg auf 400 000. 1972 erreichte der Konzern einen Umsatz von 7,3 Milliarden Dollar und lag somit beispielsweise über dem Nationaleinkommen der Republik Chile!

Neben Westeuropa, in das die ITT noch in den zwanziger Jahren über ein Großgeschäft mit Spanien eindrang und gegen britische, deutsche sowie schwedische Konkurrenz in den wichtigsten Ländern schnell Fuß faßte, und den USA selbst, spielt seit den Gründerjahren vor allem Lateinamerika immer eine Rolle für den Konzern. Die Konzerngewaltigen in den USA betrachteten Lateinamerika von jeher als „ihren Hinterhof", in dem sie nach Belieben schalten und walten könnten. Der ökonomische und gesellschaftliche Entwicklungsstand dieser Länder, die US-hörigen Regierungen verhießen nicht nur weitgehende und sichere Investitionen, sondern auch scheinbar zeitlich unbegrenzte Geschäfte, die Maximalprofit abwarfen. Keimte in diesem oder jenem Land Widerstand gegen die nordamerikanischen Konzerne oder die Politik ihrer Regierung, wurde hart und unerbittlich zugeschlagen. Das besorgten entweder die berüchtigten „Ledernacken" der US-Marineinfanterie oder von den Monopolen angeworbene Söldnerarmeen.

Colonel Sosthenes Behn, Gründer und Alleinherrscher der ITT, hielt nicht übermäßig viel von den Praktiken, die „selbst im eigenen Haus zu viel Lärm verursachen", wenngleich er sie nicht prinzipiell ablehnte. Als er in den zwanziger Jahren von Puerto Rico aus das gesamte Nachrichtensystem auf Kuba an sich brachte, war sein Geheimdienst der entscheidende Wegbereiter. Diese Aufgabe übernahm er auch in fast allen lateinamerikanischen Staaten und entwickelte sich mehr und mehr zum Rückgrat für die Macht dieses Konzerns. Von der Konspiration über Erpressung, Korruption, von gefälschten Dokumenten bis zum politischen Mord reicht die Skala der lautlosen, aus dem Hinterhalt betriebenen Aggressionen von ITT. Dort, wo selbst diese Mittel nicht mehr ausreichten, wurden, gemeinsam mit der CIA, Revolten oder blutige Militärputsche angezettelt. Bis heute sind es nicht weni-

Die wichtigsten ITT-Gesellschaften und -Großprojekte in der Welt

KANADA
NORWEGEN
FINNLAND
SCHWEDEN
ENGLAND
USA
IRLAND
FRANKREICH
BRD
SPANIEN
LIBANON
PORTUGAL
IRAN
JAPAN
INDIEN
ALGERIEN
MEXIKO
HONGKONG
HAWAI
NICARAGUA
SENEGAL
THAILAND
PHILIPPINEN
PANAMA
VENEZUELA
NIGERIA
KOLUMBIEN
SURINAM
GUAM
KENIA
ECUADOR
ZAIRE
BRASILIEN
ANGOLA
PERU
SAMBIA
AUSTRALIEN
BOLIVIEN
CHILE
URUGUAY
SÜDAFRIKA
NEUSEELAND
ARGENTINIEN

ger als 18 allein in Lateinamerika, an denen ITT in irgendeiner Form direkt oder indirekt beteiligt war.
Spezifische Bedeutung erlangte Lateinamerika für ITT während des zweiten Weltkriegs.
Schon in der Weimarer Republik war dieser Superkonzern an der deutschen Elektroindustrie und Fernmeldetechnik stark beteiligt. Danach unterstützte ITT das faschistische Regime, um zu verhindern, daß ihre deutschen Unternehmen dem „Reichsamt für Vermögensverwaltung ausländischen Eigentums" unterstellt und dem Konzern zunächst verlorengehen würden.
Über den ITT-Gewährsmann, SS-Brigadeführer und Nazibankier Kurt von Schröder, schob der Konzern der Gestapo und der SS beachtliche Beträge zu. ITT baute auf Kosten anderer Tochterfirmen in



ITT-Gründer Sosthenes Behn. 1973 erfuhr die Weltöffentlichkeit: Behn hatte während der Nazibarbarei intime Geschäftsbeziehungen zu Göring, Hitler und Goebbels unterhalten

Die wichtigsten ITT-Gesellschaften und -Großprojekte in Lateinamerika

der Schweiz, Spanien und den Benelux-Staaten die deutschen Unternehmen vorrangig aus und lieferte die neuesten Patente und Lizenzen, vor allem in der Rüstung. Schließlich erwarb ITT über die Lorenz AG, ihre deutsche Tochterfirma, 28 Prozent des Aktienkapitals der Firma Focke-Wulf und kam so einem Wunsch Görings und des Reichsluftfahrtministeriums entgegen.

Nach dem Kriegsausbruch und selbst nach Eintritt der USA in den zweiten Weltkrieg setzte ITT ihre Beziehungen zum faschistischen Deutschland von Lateinamerika aus fort. Aus einem Untersuchungsbericht des in den USA im Krieg geschaffenen „Interdepartmental Advisory Committee on Hemisphere Communications" (Interministerieller Ausschuß für Verbindungen mit Lateinamerika) geht hervor, daß ITT ihren deutschen Unternehmen eine enge Verflechtung mit ihren Firmen in neutralen Staaten ermöglicht hatte, über die kriegswichtige Rohstoffe und neueste Patente ungehindert in die Hände der deutschen Faschisten gelangten. In Argentinien, das zu dieser Zeit für starke profaschistische Sympathien bekannt war, betrieb ITT gemeinsam mit dem Siemens-Konzern die Firma TTP, die Spezialkabel produzierte.

In ganz Lateinamerika weigerte sich ITT, ihre Geschäfte mit Firmen einzustellen, die die amerikanische Regierung auf die „Schwarze Liste für den Feind tätiger Firmen" gesetzt hatte. Sie umging Exportkontrollen und behördliche Ausfuhrgenehmigungen lateinamerikanischer Regierungen, indem sie Dokumente fälschte und erlogene Erklärungen abgab. Wo dies nicht ausreichte, brachte ITT für das faschistische Deutschland bestimmte Exporte auf Schmuggelwegen aus den betreffenden Ländern.

Doch das war es nicht allein. In sehr vielen lateinamerikanischen Staaten lebten zahlreiche Bürger deutscher Herkunft. In ihren sogenannten Kolonien der Auslandsdeutschen hatten die Nazis systematisch ihre Fünfte Kolonne organisiert, die nunmehr auch wichtige Informationen für die faschistische Führung sammelte.

In einer Nachricht, die auch in die Hände des amerikanischen Geheimdienstes gelangte, teilte am 19. Juni 1942 Nando Behn seinem Onkel und Konzernboß aus Buenos Aires mit: „Es ist an der Zeit, daß hier unten etwas getan wird, um das einzige Kommunikationszentrum, das zwischen den lateinamerikanischen Ländern und Berlin besteht, auszustechen. Unsere Konkurrenten, Transradio, verfügen über eine Direktleitung nach Berlin, und man darf wohl sicher sein, daß jedes von Buenos Aires auslaufende Schiff in Berlin bekannt ist, noch ehe es außer Sichtweite gelangt. Dies ist sicher kein Geheimnis, aber eine Situation,. die unter Kontrolle gebracht werden muß."

Die Besorgnis des jungen Behn, daß die Konkurrenz das Geschäft allein besorge, war völlig unbegründet. Die ITT in Lateinamerika war nämlich schon längst in die Nachrichtenübermittlung an die faschistischen Achsenmächte eingestiegen. Aus Kuba, Venezuela, Kolumbien, Ekuador, Mexiko, Bolivien, Chile, Argentinien und Brasilien gingen laufend vertrauliche Informationen nach Hitlerdeutschland. Um diese Verbindungen in den Ländern aufrechtzuerhalten, die später, wie Peru oder Brasilien, an der Seite der Westmächte in den Krieg eintraten, wurden die leitenden Angestellten der dortigen ITT-Unternehmen durch „zuverlässige" Argentinier ersetzt.

In dem bereits genannten Untersuchungsbericht wird dazu unter anderem angeführt, daß allein die United River Plate Telephone Company, die ITT von den Briten aufgekauft hatte, schon in den ersten sieben Monaten des Jahres 1942 622 Telefongespräche zwischen Argentinien und Berlin abwickelte.

Ungezählt bleiben die Informationen, die aus lateinamerikanischen Ländern direkt an die im Südpazifik operierenden faschistischen U-Boote über ITT-Anlagen weitergegeben wurden: über britische oder amerikanische Kriegsschiffe, auslaufende Frachter und ihre Ladung, streng geheim gehaltene Sammelplätze von Schiffen und über Geleitzüge nach Europa.

Die amerikanische Regierung wußte davon. ITT-Boß Colonel Sosthenes Behn hatte sehr gute Freunde im Weißen Haus, im Senat und in der Repräsentantenkammer, vor allem aber im Pentagon und dem Office of Strategic Services (OSS), dem Vorgänger der CIA. Sie wurden in geheimen Gehaltslisten der ITT geführt. Viele sah man nach dem Krieg auf hochdotierten Direktorenposten im ITT-Apparat wieder. Daß ITT nicht behindert wurde, hatte noch einen anderen Grund: Im Gegensatz zu Lateinamerika bestanden in Europa äußerst enge Beziehungen zwischen dem Konzerngeheimdienst der ITT und dem amerikanischen Geheimdienst. In der Schweiz war während des Krieges Allan W. Dulles mit dem OSS besonders rege. Die ständig von ITT-Leuten, vor allem aus den besetzten Gebieten, aber auch aus dem Nazireich eingehenden Informationen gaben wichtige Aufschlüsse darüber, wie es um die faschistischen Achsenmächte stand. Aber auch in Lateinamerika änderte sich einiges, nachdem abzusehen war, daß Hitlerdeutschland den Krieg verlieren würde.

In die ITT-Büros in Argentinien, Bolivien und Chile schleuste man Agenten des militärischen Abwehrdienstes der USA ein, die von hier aus die faschistische Fünfte Kolonne und ihr Agentennetz erfolgreich aufzurollen begannen.

Auch die Ausrüstung der US-Streitkräfte mit moderner Nachrichtentechnik spielte eine wichtige Rolle. Besonders wertvoll erwiesen sich die mit Unterstützung geflüchteter französischer Ingenieure in den ITT-Forschungsinstituten entwickelten U-Boot-Ortungsgeräte. So geschah es nicht selten, daß zur gleichen Zeit Focke-Wulf-Fernbomber, an denen ITT eine Aktie hatte, britisch-amerikanische Truppentransporter oder Geleitzüge angriffen, U-Boote der faschistischen Kriegsmarine, mit ITT-Informationen ausgestattet, Geleitzüge jagten und Geleitschutzeinheiten der US- oder Royal-Navy mit ITT-Ortungsgeräten an Bord eben diese U-Boote ausmachten und vernichteten: Eine dem imperialistischen System innewohnende Praxis.

Noch vor Kriegsende wurde ITT völlig rehabilitiert. Colonel Behn erhielt für seine „Verdienste um die Nation" die höchste Zivilauszeichnung der USA. Darüber hinaus zahlte die Regierung, wenn auch nach langwierigen Verhandlungen, ITT 1968 eine Entschädigung in Höhe von 17 Millionen Dollar für die durch amerikanische Bomber verursachten Schäden an Konzerneigentum im ehemaligen faschistischen Deutschland; darunter 5 Millionen für Schäden an den Focke-Wulf-Werken!

Auch nach dem Krieg ließ der Konzern Lateinamerika nicht einen Augenblick aus den Augen. In Argentinien hatte Perón 1946 die ITT-Unternehmen nationalisiert. Obwohl der Konzern mit 90 Millionen Dollar großzügig entschädigt wurde, sah er sich zum erstenmal in seiner Macht bedroht. Dazu kamen die entstehenden sozialistischen Staaten in Europa und ihr zunehmendes Gewicht in den internationalen Beziehungen, das sich auch in Lateinamerika auszuwirken begann. Unüberhörbar kündeten sich revolutionäre Veränderungen an. ITT begann, sich auf sie einzustellen.

1956 mußte ITT-Chef Behn dem jüngeren Harold Sidney Geneen weichen. Der neue Chef führte eine neue Struktur ein, um den Konzern besser den neuen Erfordernissen anzupassen. Die blindwütige antikommunistische und antisowjetische Propaganda verstärkte sich.

Knapp fünf Jahre später traf ITT ein harter Schlag: Die Regierung Fidel Castro enteignete auf Kuba die ITT-Unternehmen. Wie die United Fruit Company und andere amerikanische Konzerne hatte auch die ITT die Insel als fest vereinnahmte Kolonie betrachtet. Nun setzte der Konzern alles daran, die Regierung Fidel Castro zu erpressen. Nach fieberhaften Beratungen wurden die auf Kuba noch tätigen ITT-Spezialisten über Geheimcode angewiesen, wirksame Sabotageaktionen vorzubereiten, die bereits Bestandteil eines umfassenden Planes waren, die Regierung Fidel Castro gewaltsam zu beseitigen.

Mit dem Beginn der Landungsoperation kubanischer Konterrevolutionäre in der Schweinebucht sollte das ohnehin überalterte und anfällige Fernmeldenetz schlagartig außer Betrieb gesetzt werden; besonders ging es um die Zentralen in Havanna, Matanzas und Cienfuegos sowie um die Unterbrechung der Verbindungen zur Zapata-Halbinsel, dem vorgesehenen Landungsgebiet.

Um eine vorzeitige Entdeckung weitgehend auszuschließen, brachten kleine Agententrupps der ITT und der CIA erst am 16. April Sprengladungen und Brandsätze mit Zeitzündern in Kabelschächten, Relaisstationen, Ersatzteillagern und anderen Stellen an. Bis 22.00 Uhr hatte der Gewährsmann auf Kuba dem CIA-Chefagenten auf der Insel, Rafael Diaz Hansen, zu melden, ob der Auftrag ausgeführt war. Alles verlief zunächst planmäßig. Doch dann schlugen die Sicherheitsorgane des revolutionären Kuba zu. Als in den frühen Morgenstunden des 17. April

1961 Truppenlandungen im vorgesehenen Raum die „Operation Pluto" einleiteten, saßen ITT- und CIA-Agenten hinter Schloß und Riegel, waren die von ihnen gelegten Spreng- und Brandsätze unschädlich gemacht. Der Teil der konterrevolutionären Aggression, für den die ITT verantwortlich zeichnete, war noch vor Beginn der Hauptaktion gescheitert.
Wenige Tage später brach auch der von der CIA vorbereitete Versuch kläglich zusammen, die junge kubanische Revolution mit Waffengewalt zu zerschlagen. ITT-Boß Geneen mußte seine Hoffnungen auf Kuba begraben. Die von ihm für den 18. April bereitgestellte Expertengruppe der ITT, die sofort nach dem konterrevolutionären Sieg mit Sondervollmachten nach Havanna geflogen werden sollte, blieb ohne Arbeit.
Nach diesen Reinfällen für ITT kam es in der Konzernspitze zu harten Auseinandersetzungen. In den folgenden Jahren verstärkte ITT den nachrichtendienstlichen Apparat in Lateinamerika und änderte dessen Methoden. Neuer Leiter des firmeneigenen Geheimdienstes für Lateinamerika wurde Hal Hendrix, ein erfahrener CIA-Agent, der als extrem rechts stehender Journalist verrufen war. Zu seinem Gehilfen avancierte Robert Berellez aus Mexiko, ein übler Skandalreporter, der gleichzeitig für die Öffentlichkeitsarbeit der ITT für Südamerika verantwortlich zeichnete.
Dieses Gespann entwickelte einen Plan, der vom Vizepräsidenten der ITT, Edward J. Gerrity, unterstützt wurde. Man heuerte solche lateinamerikanischen Journalisten für die Public Relations von ITT an, die Zugang zu führenden Politikern ihrer Länder besaßen. Als Gegenleistung für ihren gut bezahlten Job mußten sie dem Washingtoner Koordinierungsbüro des Konzerns regelmäßig politische Situationsberichte, Kurzbiographien von Politikern und andere Informationen übermitteln. Dieses Büro leitete der erfahrene Antikommunist Jack Neal, der auf eine dreißigjährige Dienstzeit im Außenministerium zurückblicken konnte.
Zur gleichen Zeit wurde das Stammpersonal von ITT in allen lateinamerikanischen Ländern angewiesen, die Kontakte zu den einheimischen Politikern enger und „vertraulicher" zu gestalten.
Aus beiden Kanälen ergoß sich schon nach kurzer Zeit eine Flut von Informationen und Berichten in die ITT-Zentrale, die durch Verbindungsleute bei der CIA ergänzt wurde. Durch sie erfuhr Geneen, daß selbst unter der als politisch zuverlässig angesehenen lateinamerikanischen Bourgeoisie Bestrebungen zunahmen, sich aus der Bevormundung durch die USA zu lösen und nationalen Interessen dienlichere Ziele zu verfolgen.
In immer mehr Ländern widersetzten sich die Regierungen, Telefongebühren und Preise für andere Leistungen zugunsten der ITT ins Uferlose zu steigern. Zu Recht befürchteten sie, daß sich der Volkszorn in erster Linie gegen sie selbst richten würde, zumal nun allenthalben gefordert wurde, die ausländischen Konzerne zu nationalisieren.
Schon wenig später faßte eine der regelmäßig in Brüssel stattfindenden Ratstagungen der ITT den Beschluß, den größten Teil der von ihr in Lateinamerika betriebenen Telefonsysteme an nationale Gesellschaften oder Regierungen zu verkaufen.
Um sich vor künftigen Nationalisierungsbestrebungen abzusichern, setzten ITT und andere Multinationale den berüchtigten Hikenlooper-Plan im amerikanischen Kongreß durch. Nach diesem Gesetz kann die amerikanische Regierung anderen Staaten jegliche Wirtschaftshilfe und Kredite sperren, ihre Konten bei US-Banken beschlagnahmen und gegen sie dra-

stische Maßnahmen des Wirtschaftsboykotts anwenden, wenn diese Konzerneigentum nationalisieren. Damit wurde dem verbrecherischen Instrumentarium der politischen und ideologischen Aggression, der Spionage und Diversion, die Wirtschaftsaggression hinzugefügt. Sie wurde in der Folgezeit gegen einige lateinamerikanische Staaten angewandt und beispielsweise in Chile zu einem regelrechten Wirtschaftskrieg ausgeweitet. Trotzdem konnten weitere progressive Veränderungen in Lateinamerika nicht verhindert werden. So übernahmen patriotisch gesinnte Offiziere der peruanischen Streitkräfte 1968 die Macht. Sie begannen mit einer wirksamen Bodenreform und nationalisierten amerikanische Konzerne, die teilweise schon über 70 Jahre Peru ausplünderten.

Allerdings war ITT durch seinen Geheimdienst rechtzeitig von diesen Absichten informiert worden. Sie erfuhr auch, daß sich der erste Schlag der Revolutionären Regierung der Streitkräfte Perus gegen die International Petroleum Corporation richten würde. ITT verbündete sich sofort mit diesem Konzern, und beide zwangen nun die Regierung der USA, sofort etwas zu unternehmen. Man stoppte erst einmal die Einfuhr von Fischmehl aus Peru, des Hauptexportproduktes dieses Staates, verkaufte aus Beständen plötzlich Fischmehl zu Dumpingpreisen auf dem Weltmarkt. Dann wurden Kredite gesperrt, und die US-Berater und Instrukteure der peruanischen Streitkräfte wurden abgezogen. Man lieferte keine Ersatzteile für Technik und Waffen der Armee mehr.

Die peruanische Regierung ließ sich nicht beirren. Schließlich mußte die amerikanische Regierung aufgeben. Ein zweites Kuba wollte man nicht riskieren. Also lenkte sie ein und suchte nach flexibleren Methoden, um ihre Ziele doch noch zu erreichen. ITT indes hinterging die International Petroleum Corporation und nahm insgeheim Verhandlungen mit der peruanischen Regierung auf. Man einigte sich auf 17,9 Millionen Dollar Entschädigung. Dafür mußte jedoch ITT 8 Millionen in nationale Entwicklungsprojekte investieren. Auf diese Weise gelang es ihr, in Peru den Kopf aus der Schlinge zu ziehen.

An einige Mitarbeiter in Lima ergingen jedoch geheime Instruktionen, die Kontakte mit den einflußreichen reaktionären Kräften fortzusetzen. Sorgfältig ließ Geneen erkunden, ob sie bereit seien, etwas gegen die Regierung Velasco Alvarado zu unternehmen. Das Ergebnis war entmutigend. Rechtsstehende Kreise, die politisch dem geflüchteten Präsidenten Belaunde Terry nahestanden, waren untereinander zerstritten; mit ihnen konnte man kein Komplott inszenieren. Relativ günstig sah es jedoch in den höchsten Marinekreisen aus, die durch seine Geheimdienstleute als rechtsorientiert und US-freundlich eingeschätzt wurden. Geneen beauftragte deshalb Hal Hendrix, konspirative Fühler in diese Richtung auszustrecken, ohne jedoch die Kontakte zu anderen reaktionären Kräften abreißen zu lassen. Immer wieder ermahnte er seine Agenten in Lima, „mit allergrößter Vorsicht zu operieren". Das Risiko konnte für ITT äußerst kostspielig werden. Nach der Nationalisierung der Telefongesellschaft besaß der Superkonzern in Peru immerhin noch viele Betriebe und Hotels, und er war mit beträchtlichen Investitionen an Rundfunk- und Fernsehstationen beteiligt.

Nach 1968 sah sich die peruanische Regierung immer wieder gezwungen, Vertreter ultrareaktionärer Kreise des Landes zu verweisen. Bei nicht wenigen wurde dieser Schritt damit begründet, daß sie mit ausländischen Interessengruppen konspirativ zusammengearbeitet hätten; damit wurden jedesmal sowohl die USA als auch ITT deutlich gewarnt.

Nach der Nationalisierung in Peru betrieb ITT Telefonnetze nur noch in Puerto Rico, auf den Jungferninseln und in Chile.
Der chilenische Betrieb war seit vielen Jahren nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch bedeutsam. 1970 beschäftigte er 6 000 Arbeitskräfte; der Wert seiner Anlagen betrug 150 Millionen Dollar.
Lange Zeit schien Chile in den Augen von ITT eine sichere Basis zu sein, geschützt und isoliert von den revolutionären Entwicklungsprozessen. Man glaubte weiter sicher zu sein, als es 1964 gelang, den Christdemokraten Eduardo Frei als Staatspräsidenten „wählen" zu lassen. ITT, die Kupferkonzerne Anaconda-Copper, Kennecott-Copper und andere US-Konzerne hatten tief in ihre Geldbeutel gegriffen und Frei großzügig den „Wahlkampf" finanziert. Diese Gelder wurden über den damaligen Chef der CIA, John McCone, nach Chile geschleust. Der Dollar bestimmte auch weitgehend die Politik und das Regierungsprogramm der Christdemokraten um Frei, die Reformen versprachen, ohne die multinationalen Konzerne anzutasten.
Dieses bürgerliche Chile sollte als Gegenpol zum revolutionären Kuba entwickelt werden, beispielgebend für den sogenannten nichtrevolutionären und friedlichen Weg in Lateinamerika. Kein Wunder, das ITT und ihresgleichen mit Frei auf gutem Fuße standen.
Als Chile 1966 sein Telefonnetz erweitern wollte, unterbreitete die schwedische Firma Ericson ein günstiges Angebot und wies dabei auf die Unzulänglichkeiten im ITT-System hin. Doch Frei entschied sich für das bis zu 40 Prozent teurere und qualitativ schlechtere ITT-Angebot. Der Konzern erhielt den Auftrag, 144 000 neue Leitungen zu installieren — ITT kassierte dafür 186 Millionen Dollar. Man einigte sich darüber hinaus auch darauf, das Telefonunternehmen schrittweise durch die chilenische Regierung aufkaufen zu lassen. Ein wirtschaftlich und auch politisch lukratives Geschäft für ITT; denn es gaukelte der Bevölkerung vor, wie Frei doch auf die nationale Unabhängigkeit Chiles bedacht sei, welch fortschrittlichen Kurs die Christdemokraten steuern würden.
Doch weder umfangreiche materielle Unterstützung für Frei noch Täuschungsmanöver konnten verhindern, daß die antiimperialistischen, demokratischen Kräfte erstarkten und sich in der Unidad Popular zusammenschlossen.
1970 standen Präsidentenwahlen bevor. Der Wahlsieg Dr. Salvador Allende Gossens war nicht mehr aufzuhalten. Das löste unter den Mächtigen der USA nicht nur Bestürzung, sondern Großalarm aus.
Am 24. Oktober 1970 wurde Dr. Allende Präsident der Republik Chile.
Was sich dann in den folgenden Jahren in Chile vollzog, mit dem blutigen Sturz der Regierung der Unidad Popular und der faschistischen Militärdiktatur endete, war die zielgerichtete und systematische Umsetzung der verbrecherischen Pläne der CIA und der ITT, gebilligt und unterstützt von der USA-Regierung.
Doch Lateinamerika ist im Aufbruch. Die Völker dieses Kontinents kämpfen beharrlich um Frieden und Fortschritt. Sie wollen über ihre gesellschaftliche Entwicklung und die unermeßlichen Naturreichtümer selbst bestimmen. Wie in anderen Teilen der Welt befindet sich der Imperialismus auch in Lateinamerika in der Defensive. Die sozialistischen Staaten, ihre Ausstrahlungskraft und ihre koordinierte Außenpolitik zwingen ihn, sich dem veränderten internationalen Kräfteverhältnis anzupassen. Seine reaktionären Ziele hat der Imperialismus jedoch nicht aufgegeben, seine Aggressivität und Hinterhältigkeit keinesfalls verringert. Dafür sprechen auch die genannten Beispiele.

Die geheime Direktive

Ostap Wischnja

In den fünfziger Jahren wandte sich die Redaktion der humoristischen amerikanischen Zeitschrift „Bounty" an die sowjetische Presse mit der Bitte, einige Fragen zu beantworten. Dieser Bitte wurde entsprochen. Da die Zeitschrift aber kurz darauf ihr Erscheinen einstellte, blieben die von sowjetischen Publizisten geschriebenen Antworten in den USA bisher unveröffentlicht.

In seinem Buch „Humoristische Erzählungen" beantwortet der sowjetische Schriftsteller Ostap Wischnja die von „Bounty" gestellte Frage: „Stimmt es, daß Rußland durch die Verbreitung des Kommunismus die Weltherrschaft erringen will?"

Er schreibt dazu: „Es stimmt! Die Idee, den Kommunismus über den ganzen Erdball zu verbreiten und die Weltherrschaft zu erringen, wurde am zweiten Tag der Oktoberrevolution, genauer gesagt, am 8. November 1917, um 18 Uhr, geboren.

Nachdem Wladimir Iljitsch ausgiebig gespeist hatte (30 Gramm schwarzen Zwieback und zwei Eßlöffel Grütze), setzte er sich in einen Sessel und begann, leise vor sich hinsummend nachzudenken. Dann formulierte er die geheime Direktive zur Eroberung der Weltherrschaft: ‚Wir bauen eine neue Welt!' Die Bolschewiki konnten dieses Vorhaben in den ersten zwei Wochen der Sowjetmacht noch nicht realisieren, da sie ihre ganze Kraft auf den Sturz der Bourgeoisie konzentrieren mußten.

In den Jahren danach eilten dem russischen Volk auf Initiative Winston Churchills vierzehn kapitalistische Staaten zu Hilfe, um, wie sie sagten, die Freiheit zu bringen. Sie brachten die Freiheit mit Panzern und Kanonen und auf den Spitzen ihrer Bajonette. Und auch das war ein Grund, die Weltherrschaft noch hinauszuschieben. Auch die Industrialisierung des Landes, die von der kapitalistischen Welt mit allen Mitteln ‚unterstützt' wurde, indem sie Sabotage und Schädlingsarbeit

betrieb, wirkte sich nicht gerade fördernd auf unsere Weltherrschaftspläne aus. Danach gingen die Bolschewiki an die Kollektivierung der Landwirtschaft.
Schließlich begann der zweite Weltkrieg. Auch er verzögerte die Durchsetzung der Leninschen Direktive: ‚Wir bauen eine neue Welt!'
Der Krieg ging zu Ende, ein neuer, der kalte Krieg, begann, und wir nahmen den Kampf um die Weltherrschaft wieder auf. Das strategische Ziel war: Verbreitung des Kommunismus.
Eine der besten Methoden, die Ideen des Kommunismus in kapitalistische Länder zu bringen, ist der Export von Karakul-Schaffellen. Wie es gemacht wird? Ganz einfach.
Man nimmt eine kommunistische Idee und dreht sie in eine der gewundenen Locken des Karakulfells ein. Wenn man so ein Fell betrachtet, kann man feststellen, daß manche Locken nur einmal, andere wiederum zweimal gedreht sind. Überall dort, wo sie doppelt gewunden sind, werden die kommunistischen Ideen versteckt. Jeder Ausländer, der solch einen Persianerkragen, eine Mütze oder gar einen Mantel trägt, wird zu einem glühenden Verfechter des Kommunismus.
Wie das möglich ist? Ganz einfach. Die doppelt gewundenen Persianerlocken drehen sich mit der Zeit langsam auf, die kommunistischen Ideen lösen sich und gelangen über einen Kaugummi in den Organismus. Der Träger dieses Pelzstükkes beginnt urplötzlich als Agitator zu wirken und propagiert lautstark kommunistische Ideen."

Entnommen dem Band „Humoristische Erzählungen", Moskau 1964
Aus dem Russischen übersetzt von F. Pietzonka

Jäger ohne Jagdleidenschaft

Walter Vogel



Kurzbiographie
Burckhardt Hoppe — 28 Jahre, 1,79 Meter groß, 74 Kilo schwer. Seit zwölf Jahren Wurftaubenschütze, seit zehn Jahren Mitglied des Klubs für Sportschießen der GST in Leipzig, Betriebselektriker im VEB Metallgußwerk Leipzig. Vierter der Olympischen Spiele von München (193 Tauben).



Training auf dem heimatlichen Stand

Hätte die Jagdgesellschaft nicht den Einfall gehabt, zum Hoymer Heimatfest des Jahres 1963 ein volkssportliches Tontaubenschießen beizusteuern, dann gäbe es den Wurftaubenschützen Burckhardt Hoppe nicht. Für diese Behauptung gibt es weder einen Beweis, noch ist sie zu widerlegen. Fakt ist aber, daß den damals Sechzehnjährigen das Krachen der Jagdflinten magischen Kräften gleich anzog, als er mit ein paar Freunden durch das festlich geschmückte Hoym schlenderte, einem 5 000 Einwohner zählenden Ort an der Fernverkehrsstraße 6, zwischen Quedlinburg und Aschersleben. Burckhardt sah die hinter einem einfachen Hänger „auffliegenden" Tauben und die Schützen. „Mußt du doch auch mal versuchen." Ist Wurftaubenschießen als Volkssportwettkampf schon ungewöhnlich (Burckhardt Hoppe: „leider!"), so war das Ergebnis, das er damals schoß, geradezu verblüffend: Er traf alle fünf Tauben! „Du hast doch bestimmt vorher schon mal geschossen . . ." „Nein, auf bewegliche Ziele und mit einer Jagd-



flinte noch nie. Höchstens mit dem Luftgewehr meines Bruders — und die LG-Scheiben pflegen ja in der Regel nicht wegzufliegen ..."

Es gibt das Wort von den schlummernden Talenten — warst du eines?

„Ich glaube nicht, denn als es damals in Hoym ans Stechen ging — es hatten nämlich noch mehr fünf Tauben getroffen — flog mir gleich das erste Ding weg, Volkseigentum nicht beschädigt — aus war's."

Ihr Wurftaubenschützen sprecht von Tauben, in Wirklichkeit sind eure Ziele aus einem Bitumengemisch und mit einer kleinen umgestülpten Untertasse zu vergleichen.

„Die Engländer schossen Ende des vorigen Jahrhunderts einen Wettkampf auf fliegende Tauben. Die Tiere wurden zu Tausenden regelrecht abgeschlachtet. Das hatte weder etwas mit Jagd noch mit Sport zu tun, und so sahen sich die Taubenschützen bald veranlaßt, sich ein Ersatzwild auszudenken. Man kam auf die schwebende Scheibe, die man mit einer Wurfkelle aus einem Graben auffliegen ließ, und zwar nach dem Ruf des Schützen. So wird praktisch eine jagdliche Szene nachgeahmt: Der Jäger vermutet an einer bestimmten Stelle ein Flugwild, nimmt die Flinte in Anschlag, scheucht den Vogel mit einem Schrei auf und schießt ihm dann hinterher. Im Prinzip ist dieser Grundgedanke des Wurftaubenschießens bis heute erhalten geblieben."

Ehrlich — hast du schon einmal einen Vogel geschossen?

„Nein, noch nie, ich habe auch nicht die Absicht, zur Jagd zu gehen."

Burckhardt Hoppe dachte sich nach jenem Heimatfest in Hoym und angesichts der fünf Treffer: „Versuchst du es mal." In irgendeinem Sport wollte er sich schon immer mal „betun". Warum sollte es nicht Wurftaubenschießen sein? Verbindlicher sah er das nicht, als er sich auf den Weg in das neun Kilometer entfernte Aschersleben machte und bei Joachim Marscheider vorsprach, einem der ersten Wurftaubenschützen der DDR, der sich in die Weltspitze geschossen hatte. Joachim Marscheider gehörte damals zu den Nationalkadern und betreute in seiner Heimatstadt eine Nachwuchsgruppe. Trainer Marscheider sagte zunächst einmal gar nicht viel zu Burckhardts Wunsch. Allzuoft hatte er schon erlebt, daß jugendliche Begeisterung schnell wie ein Strohfeuer erlosch. Mal sehen, ob der Bursche aus Hoym wiederkommt, dachte sich Joachim Marscheider; denn mehrmals in der Woche zum Bus zu gehen, um zum Training zu fahren, das war allein schon eine Probe. Burckhardt bestand sie. Schon als Sechzehnjähriger hatte sich ein Vorsatz festgesetzt, den ihm Mutter und Vater vorlebten: „Was du machst, mach richtig!" Aus der Begeisterung für das Wurftaubenschießen wurde eine echte Liebe, die, gepaart mit Burckhardts Beharrlichkeit, bald verheißungsvolle Ergebnisse brachte: Nach knapp zweijährigem Training traf er von 100 „angebotenen" Tauben 92. Da dieses Ergebnis keine Eintagsfliege war, brachte das Burkhardt Hoppe 1965 die

Notwendiger Ausgleich

Delegierung zum GST-Klub für Sportschießen nach Leipzig ein. Er wurde Leistungssportler.

Damit hattest du ein großes Ziel erreicht.

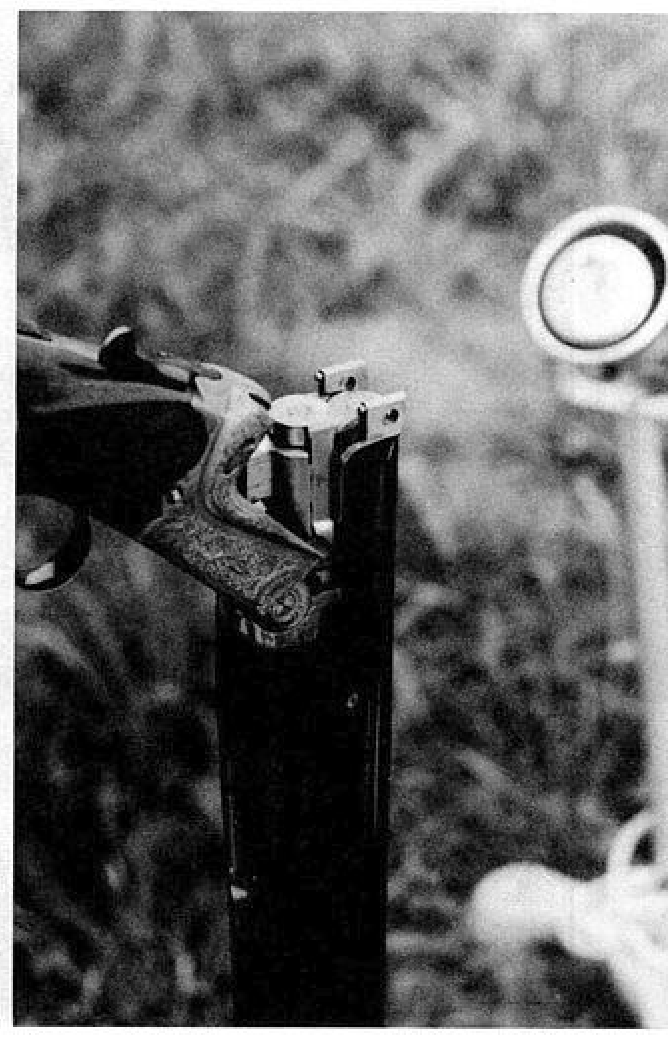
„Um ehrlich zu sein, es war damals, als ich nach Aschersleben zum Training fuhr, nicht mein Ziel, Leistungssportler zu werden. Mir machte das Wurftaubenschießen einfach Spaß."

Burckhardt schien sich in Leipzig als echter Senkrechtstarter zu entpuppen: Wenige Monate erst Klubangehöriger, schoß er bei den Juniorenmeisterschaften 94 Tauben und wurde Titelträger. 1967 startete er bei den Europameisterschaften in Brno zum erstenmal bei den Männern und erreichte mit 191 von 200 Tauben das beste Ergebnis eines DDR-Wurftaubenschützen. Zwar war das nur der 29. Platz, aber immerhin schon eine respektable Leistung.

Dann stand Olympia 1968 bevor. Burckhardt flog zwar nach Mexiko, aber nur zu den vorolympischen Spielen. Er schoß mit 192 Tauben „Hausrekord", aber für die Spiele war das noch nicht genug, ein Erfahrenerer vertrat die Trap-Schützen der DDR: sein achtunddreißigjähriger Klubkamerad Kurt Czekalla. Am selben Tag, als dieser in Mexiko-Stadt nach zweimaligem Stechen eine niemals erwartete Bronzemedaille errang, gewann Burckhardt Hoppe einen Rundenwettkampf in Leipzig-Stahmeln. Auch noch mit dem gleichen Ergebnis wie Czekalla, 196 Tauben!

Hat dich das gewurmt?

„Mich hat es jedenfalls nicht unberührt gelassen, immerhin waren diese 196 Tauben das beste Ergebnis, das ich bis dahin erreichen konnte. Aber die 196 Tauben von Kurt Czekalla waren natürlich ungleich wertvoller. Er schaffte sie im olympischen Wettkampf, ich zu Hause, auf dem Stand, zu dem wir auch zum Training fahren."



Irgend jemand hat gesagt, daß man das Temperament und die Leidenschaft eines Südländers haben müßte, um im Wurftaubenschießen die Weltspitze zu erreichen. Wenn man sich die Medaillenträger der Olympischen Spiele seit 1956 betrachtet, scheint sich diese „Südländer"-These zu bestätigen; es sind zumeist Italiener!

„Ich bezweifle diesen Zusammenhang, zumindest seine Unabdingbarkeit, denn Medaillengewinner gibt es auch aus anderen Ländern, aus der Sowjetunion, aus Polen, und in Mexiko gewann sogar ein Engländer, von denen man sagt, sie seien kühl. Eines aber scheint unbenommen: Man

Burckhardts Spezial-Wurftaubenflinte; rechts das Mikrofon

kann heute nur zur Weltspitze gehören, wenn man es vermag, jeden der 200 Schüsse technisch sauber auf das davonfliegende Ziel abzugeben. Die Spitzenstellung der Italiener beim Wurftaubenschießen hat nicht in ihrem südländischen Temperament ihre Ursache, sondern in der Beliebtheit dieses Schießens bei den Massen. Es gibt in Italien eine große Anzahl von Wettkämpfen, an denen Tausende Schützen teilnehmen. So imponierend der Massencharakter ist, so makaber ist sein Hintergrund: Bei vielen der Wettkämpfe wird auf lebende Tiere geschossen. Zu Tausenden werden Tauben,



Anschlagsübung



Patronenauswurf



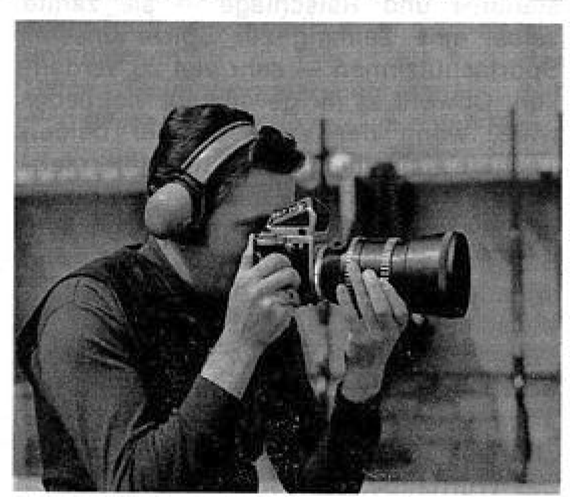


Strenge Auswertung durch den Trainer

Mit Pusten geht's schneller



Erfahrungsaustausch unter Kameraden





Ein optischer Spaß des Fotografen

aber auch Singvögel nur zu dem Zweck gezüchtet, eines Tages bei einem Wettkampf hingerichtet zu werden — anders kann man das nicht bezeichnen. Ich selbst habe so einen Wettkampf auf lebende Tauben gesehen, als wir 1967 zur Weltmeisterschaft in Bologna waren. Mich hat das abgestoßen."

Man spricht bei den Wurftaubenschützen von Geradeaus-, Links- und Rechtstauben — welche sind für dich die schwierigsten?

„Im allgemeinen sollen die Geradeaustauben am kompliziertesten zu treffen sein, weil deren Bewegung — geradeaus vom Schützen weg — vom Auge am schwierigsten zu erfassen ist. Ich persönlich kann das allerdings nicht bestätigen. Ich brauche besonders für flach abstreichende Linkstauben öfter, als mir lieb ist, den zweiten Schuß."

Der Wurftaubenschütze bekommt in einer fünfundzwanziger Serie zehn Links-, zehn Rechts- und fünf Geradeaustauben angeboten. Das ist ihm bekannt. Nicht bekannt ist ihm die Reihenfolge. Kann ein erfahrener Schütze „vorausahnen", wohin die Taube fliegt?

„Nein, auf gar keinen Fall, ich könnte bestenfalls raten, so etwa wie sich der Tormann beim Elfmeter auf eine Ecke konzentriert. Aber das brächte meinen Bewegungsablauf arg durcheinander. Wie ich schon sagte — gute Serien kann man nur schießen, wenn der Schuß technisch sauber abgegeben wird. Nachdem ich die Waffe in Anschlag genommen habe und mit dem Ruf ins Mikrofon der Mechanismus der Wurfmaschine ausgelöst wird, bleiben mir maximal 0,7 Sekunden, um die Richtung der Taube zu erfassen, die Vorhalte zu bestimmen und den Schuß abzugeben. Jeder Schuß verlangt also ein sehr hohes Konzentrations- und Koordinationsvermögen. Hier zählt Erfahrung des Schützen, Vorahnung nützt nichts."

Du hattest bei den Olympischen Spielen in München den medaillenlosen 4. Platz. Wie ordnest du diesen Platz ein?

„Man spricht ja immer von dem ‚undankbaren' 4. Platz, andererseits hat jede Plazierung ihre Ursachen. Mir flogen in München nach zwei vollen Serien in der vierten vier Tauben weg, das hat mich eine Medaille gekostet. Dieser Einbruch in einer Serie — meist nach mehreren guten — ist mir schon öfters passiert. Ich glaube, ich habe jetzt die Ursache dafür gefunden und konzentriere mich nun mehr darauf, mehrere Serien hintereinander sauber durchzuschießen."

Hast du in deinen zwölf Wettkampfjahren schon einmal daran gedacht, die Flinte ins Korn zu werfen?

„Ja, es gab solche Zeiten. Wenn man monatelang dazu braucht, um auch nur eine Taube mehr zu treffen, dann ist es nicht so einfach, durchzuhalten. Ich hatte solche Leistungsbarrieren bei 190 und bei 195 Tauben. Aber man lebt ja als Sportler eines sozialistischen Staates nicht im luftleeren Raum. Da sind die Sportkameraden, die das Problem aus eigenem Erleben kennen, da sind die Genossen, die einem Mut machen, und da ist die Ehefrau. Besonders ihr habe ich in bezug auf Verständnis und Ratschläge — sie zählte selbst eine Zeitlang zur Spitze unserer Sportschützinnen — sehr viel zu verdanken. Obwohl es ihr gewiß sehr viel lieber wäre, wenn der Vater unserer beiden Töchter nicht mehr zu Wettkämpfen fahren müßte, bringt sie mich letzten Endes immer wieder dazu, nicht aufzustecken. Sie weiß, daß Krisenzeiten nicht ewig anhalten und wie sehr ich am Wurftaubenschießen hänge."

Wenn du noch einmal vor der Frage stündest — für welche andere Sportart könntest du dich noch entscheiden?

„Für keine andere, es würde immer wieder das Wurftaubenschießen sein!"



Wie reagierst du auf Kritik?
„Wenn mich mein Partner überzeugen kann, akzeptiere ich seine Meinung. Ich bin aber auch bereit, um meinen Standpunkt zu streiten, wenn ich ihn für richtig halte."
Man braucht eine gewisse Portion Mut, um andere zu kritisieren — hast du sie?
„Wenn es um eine Sache geht, dann muß man diesen Mut aufbringen und seine Meinung sagen, und zwar ohne Ansehen der Person. Natürlich darf man den anderen nicht beleidigen. Wenn ich kritisiere, dann will ich helfen. Anders sollte ein Genosse nicht handeln. Mir ist ein kritischer Partner jedenfalls mehr wert als ein unkritischer."
Deine Trainingskameraden sagen, daß sich deine Gespräche nur um deine Familie drehen, wenn es mal nicht ums Wurftaubenschießen geht ...
„Zunächst bin ich froh, in einem Kollektiv zu leben, in dem man über alles sprechen kann. Um die Frage zu beantworten: Ja, ich bin sehr glücklich, eine Frau zu haben, mit der ich gemeinsam eine harmonische Ehe führen kann, und ich habe auch meine beiden Töchterchen sehr gern. Sie müssen für meinen Sport viele Entbehrungen auf sich nehmen. In der Wettkampfsaison komme ich manchmal nur nach Hause, um die Wäsche zu wechseln. In solchen Zeiten hat meine Frau den Haushalt mit allem Drum und Dran allein zu bewältigen. Brächte sie nicht so viel Verständnis für meinen Sport auf, ich könnte ihn nur schwerlich weiter ausüben."
Töchterchen Sylvia ist vier Jahre alt, hat sie ihren Vater schon mal beim Wettkampf beobachten dürfen?
„Ja, auf dem Stand in Leipzig-Stahmeln war sie einmal dabei, und da scheint sie mich genau beobachtet zu haben, denn als ich von einem Wettkampf im Ausland ein Spielzeugsportgewehr mitbrachte, ahmte sie sofort unser typisches In-Anschlag-Nehmen der Waffe nach."
Ist Sylvia vielleicht weiblicher Nachwuchs für das Wurftaubenschießen?
„Das kann man heute schwer sagen, aber wenn sich später eines der Mädchen für das Wurftaubenschießen begeistern könnte — warum nicht?"
Vorerst hat Vater aber selbst noch Pläne für die Zukunft?
„Mein großes Ziel sind die Olympischen Spiele von Montreal, und ich wäre glücklich, wenn ich den 4. Platz von München verbessern könnte."

Wenn von der Freizeit noch etwas bleibt, tüftelt er Verbesserungen an der Wurfmaschine aus oder fotografiert



Artillerie-zugmittel

Werner Hell

Die Nationale Volksarmee ist mit einer Vielzahl von Gefechts- und Transportfahrzeugen ausgerüstet. Wer aber aufmerksam auf die zu Übungen ausrückenden Truppen schaut, der stellt fest, daß das Bild der Fahrzeugkolonnen etwas eintönig ist: es sind nur wenige Kfz-Typen vertreten. Aus größerer Entfernung läßt sich eine Kolonne der NVA nur schwer von einer sowjetischen unterscheiden. Was aber dem Auge etwas langweilig erscheint — für die Ausrüstung sowie für die Instandsetzung und Ersatzteilversorgung des Kfz.-Parks ist das ein großer Vorteil unserer sozialistischen Militärkoalition, der nur durch die sozialistische Wirtschaftsintegration möglich wurde.

Die Artillerie verwendet als Zugmittel für die Geschütze ebenfalls Standard-Kfz., die drei Aufgaben zu erfüllen haben:

- sie sind Zugmittel für ein Geschütz (eine Flak, einen Granatwerfer),
- sie transportieren den am Geschütz befindlichen Munitionsvorrat und
- sie transportieren die Geschützbedienung und deren persönliche Ausrüstung.

Deshalb müssen die Zugmittel der Artillerie neben hoher Geländegängigkeit über eine genügende Tragfähigkeit und ausreichende Zugkraft verfügen.

In der Artillerie der NVA werden hauptsächlich drei LKW-Typen eingesetzt:

- der Ural-375 D,
- der Tatra 813 und
- der LO 1801 A.

Der LKW Ural-375 D

Der LKW Ural-375 D wird zum Transport von Mannschaften, Bewaffnung, Munition und sonstigen militärischen Gütern eingesetzt. Bei der Artillerie dient er als Zugmittel für Geschütze mittleren Kalibers. Er



wird auch als Basisfahrzeug für Werkstattwagen, Berge-Kfz. und 10-Mp-Kranwagen verwendet.
Der Ural-375 D zeichnet sich durch gute Straßen- und sehr gute Geländefahreigenschaften aus. Seine Reifendruckregelanlage und Allradantrieb lassen ihn auch schwierige Geländeabschnitte sicher überwinden. Die eingebaute Seilwinde gibt dem Fahrer die Möglichkeit, den eigenen LKW oder andere Fahrzeuge aus Notsituationen zu befreien.

Wichtigste taktisch-technische Angaben:

Länge	7 350 mm
Breite	2 690 mm
Höhe	2 980 mm
max. Geschwindigkeit	75 km/h
Eigenmasse	8,4 t
Nutzlast	4,5 Mp
max. Anhängemasse	10,5 t
Steigfähigkeit	65 %
Watfähigkeit	1 500 mm
Motor	Viertakt-Ottomotor
Zylinderzahl	8
Hubraum	7 000 cm^3
max. Leistung	180 PS
Gangzahl	5
Antriebsformel	6 × 6





Eine Fahrschulkolonne der NVA

Der Ural-375 D als Artilleriezugmittel



Der LKW Tatra 813

Der LKW Tatra 813 wird als Zugmittel für schwere Anhängelasten eingesetzt. Bei der Artillerie dient er als Zugmittel für schwere Geschütze. Dabei erlaubt seine hohe Nutzlast, einen großen Munitionsvorrat unmittelbar am Geschütz mitzuführen. Der Tatra 813 wird auch als Basisfahrzeug für einen 40rohrigen Geschoßwerfer verwendet.
Sein 8-Rad-Fahrwerk mit Allradantrieb und Reifendruckregelanlage sowie die besondere Konstruktion des Fahrzeugrahmens sichern dem Tatra 813 ein ausgezeichnetes Fahrverhalten auch in schwierigem Gelände. Mit Planierschild ausgerüstet, kann er leichte Sperren und Hindernisse selbst beseitigen.



Solches Gelände ist für den Tatra 813 kein Problem

Dieses Zugmittel bringt die 130-mm-Kanone zuverlässig in jede Feuerstellung

Wichtigste taktisch-technische Angaben:

Länge	8 800 mm
Breite	2 500 mm
Höhe	2 780 mm
max. Geschwindigkeit	80 km/h
Eigenmasse	13,8 t
Nutzlast	8,0 Mp
max. Anhängemasse	12 t
Steigfähigkeit	65 %
Watfähigkeit	1 400 mm
Motor	Viertakt-Dieselmotor
Zylinderzahl	12
Hubraum	17 640 cm^3
max. Leistung	250 PS
Gangzahl	5
Antriebsformel	8 × 8

Der LKW LO 1801A

Der LKW LO 1801A wird für den Mannschafts- und den Materialtransport eingesetzt. Wegen seiner guten Zugeigenschaften dient er auch als Zugmittel für leichte Geschütze, Granatwerfer, Feldküchen, Wasserwagen, Stromaggregate u. a. m. Außerdem wird er als Basisfahrzeug für eine Reihe von Spezial-Kfz. wie z. B. Sanitäts-Kfz., Feldlaboratorien, Nachrichtenspezialfahrzeuge und Kabelverlegefahrzeuge verwendet.
Der LO 1801A ist mit Allradantrieb ausgerüstet und zeichnet sich durch gute Straßen- und sehr gute Geländefahreigenschaften aus.

Wichtigste taktisch-technische Angaben:

Länge	5 400 mm
Breite	2 370 mm
Höhe	2 740 mm
max. Geschwindigkeit	80 km/h
Eigenmasse	3,375 t
Nutzlast (im Gelände)	1,8 Mp
max. Anhängemasse	2,1 t
Steigfähigkeit	58 %
Watfähigkeit	800 mm
Motor	Viertakt-Ottomotor
Zylinderzahl	4
Hubraum	3 345 cm³
max. Leistung	70 PS
Gangzahl	5
Antriebsformel	4 × 4



Ein LO durchfährt an der Spitze einer Kolonne eine Furt



Ein Militärkraftfahrer muß in unbekanntem Gelände mit Hilfe einer Marschskizze sicher sein Ziel erreichen

Modell T-62 — selbstgebaut

Oberstleutnant Siegfried Modrach

Es ist sehr beeindruckend, wenn Panzer scheinbar mühelos durchs Gelände jagen, schwierige Steigungen nehmen, Flüsse durchfahren oder in Unterwasserfahrt überwinden.
Kein anderes technisches Kampfmittel vermochte die Panzer aus ihrer Rolle als Hauptstoßkraft der Landstreitkräfte zu verdrängen. Die Ursache dafür liegt darin, daß Feuer, Bewegung und Panzerung bei dieser Waffe besonders günstig kombiniert sind.
In der Sowjetunion, die sich seit ihrem Bestehen imperialistischer Aggressionskriege zu erwehren hatte, gab es bei den maßgeblichen mit der Organisation und Sicherstellung der Verteidigung beauftragten Militärs, Wissenschaftlern und Konstrukteuren niemals Zweifel an der Wichtigkeit einer schlagkräftigen Panzerwaffe. So ist die etwa fünfzigjährige kontinuierliche Entwicklung der Panzerwaffe in der UdSSR ein Faktor für die Überlegenheit der Sowjetarmee und darüber hinaus der gesamten sozialistischen Militärkoalition, denn ihre Ausrüstung ist bekanntlich einheitlich.
Ein Beispiel für die Qualität der sowjetischen Panzertechnik ist das hier dargestellte Modell der T-Reihe, für dessen möglichst naturgetreuen Nachbau die notwendigen Unterlagen gegeben werden sollen.

„Komposition“ und Ausrüstung eines modernen Panzers

Will man ein Panzermodell bauen, so soll es dem Original bis ins Detail möglichst nahekommen. Deshalb ist es gut, wenn man sich vorher etwas allgemein mit der Panzertechnik befaßt.
Die äußere Gestalt eines Panzers wird im wesentlichen von folgenden Faktoren bestimmt:
Die Ausmaße sollen möglichst gering gehalten werden, vor allem in Breite und Höhe; denn der Panzer soll eine nur kleine Zielfläche bieten und gute Deckungseigenschaften haben. Daher sind unter anderem die Turmaufbauten im Laufe der Zeit rigoros reduziert worden, wie es der T-62 im Vergleich mit dem T-28 aus dem Jahre 1938 beispielsweise beweist. Außerdem spielen bei der Festlegung der Ausmaße die Möglichkeit des Eisenbahntransports, die Überwindbarkeit begrenzter Durchfahrten und anderes eine Rolle. Wesentlich ist auch, daß die Besatzung, die Bewaffnung, der Motor und die Kraft-

übertragung sowie ausreichend Munition, Kraftstoff und anderes mehr untergebracht werden müssen. Also ist ein Kompromiß erforderlich.

Der Panzer soll eine möglichst geschoßabweisende Form haben. Das erreicht man dadurch, daß die Panzerung von Wanne und Turm entsprechend geneigt oder abgerundet ist, wodurch der Auftreffwinkel von Granaten möglichst klein gehalten wird. Dabei erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, daß die Panzerung nicht durchschlagen wird, sondern auftreffende Geschosse abprallen.

Auf diese Weise können die Stärke der Panzerung und damit die Fahrzeugmasse herabgesetzt und Beweglichkeit — auch ein Schutz! — gewonnen werden. Der Panzer wird auch weniger verwundbar, wenn sogenannte Fangstellen vermieden werden. Vor allem ist der Panzerturm dort gefährdet, wo er auf der Wanne aufsitzt. Hier eine optimale Lösung zu finden, ist sehr schwierig.

Das sowjetische Modell des T-62 zeigt, wie gut man Fangstellen vermeiden kann. Die Nahtstelle zwischen Turm und Wanne ist obendrein durch ein umlaufendes Stahlband und an der Bugseite durch die überstehende Bugpanzerplatte geschützt.

Hauptteile, Aufbauten und Anbauten

Der Turm

Die Türme moderner Panzer haben auf dem Turmdeck in der Regel zwei Luken, eine Kommandantenluke (in unserem Fall links) und eine Ladeschützenluke. Oftmals existiert noch eine dritte, verschließbare Öffnung für das Auswerfen von Hülsen verschossener Munition. Weitere verschiedenartige Durchbrüche dienen der Unterbringung von Zielfernrohren und Winkelspiegeln sowie von Maschinengewehren unterschiedlichen Kalibers. (Im Modell befindet sich ein Maschinengewehr in Fahrtrichtung rechts neben der Kanone.)

Die Kanone ist im Turmbug vertikal drehbar gelagert. Die Verstärkung in ihrer vorderen Hälfte ist ein Ejektor, mit dem die sich beim Schießen entwickelnden Pulvergase aus dem Turm abgesaugt werden.

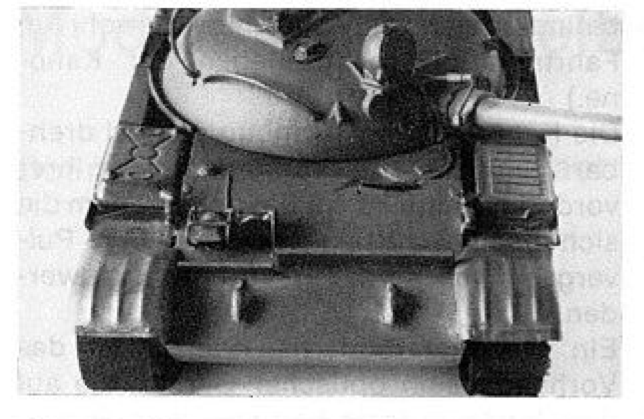
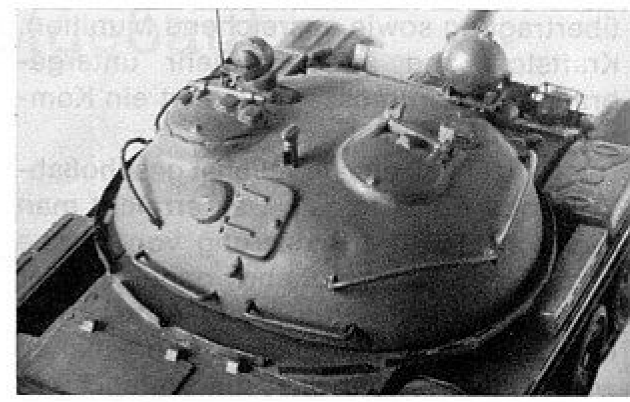
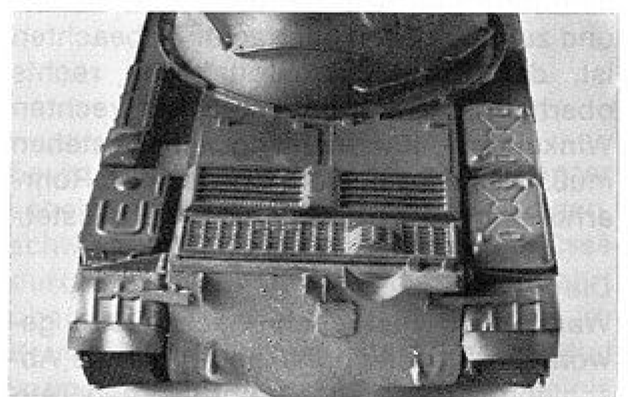
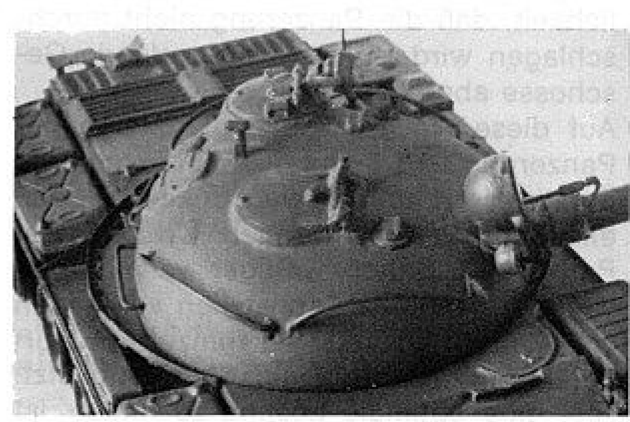
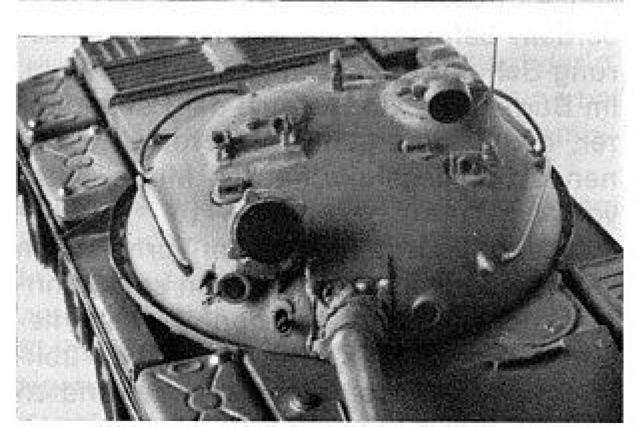
Ein Merkmal moderner Panzer ist das Vorhandensein optischer Geräte, die auf dem Infrarotprinzip beruhen, zum Fahren und zum Schießen bei Nacht. Zu beachten ist, daß die Lichtaustrittsfläche rechts oberhalb der Kanone stets im rechten Winkel zur Kanonenlängsachse stehen muß. Dies wird bei jeder beliebigen Rohrerhöhung über ein Gelenk gewährleistet.

Die Wanne

Wannenbug und auch -heck haben gewöhnlich Abschlepphaken, in die die Abschlepptrossen eingehängt werden. Außerdem befinden sich auf der Bugpanzerung Scheinwerfer zum Fahren bei Nacht. Im Bugteil der Wanne sitzt der Panzerfahrer, der seine eigene waagerecht zu öffnende Einstiegsluke hat (im Modell links vor dem Turm).

Das Wannendeck hinter dem Turm ist von verschiedenen Luken und den sogenannten Jalousien durchbrochen. Darunter liegen Motor und Kraftübertragung, üblicherweise auf der gefechtsabgewandten Seite. Ein taktisches Prinzip des Einsatzes von Panzern besagt nämlich, daß dem Gegner nur die relativ schmale, aber am besten gepanzerte Bugseite gezeigt werden soll. Deshalb fahren Panzer, wenn ihre Besatzungen einmal den Befehl erhalten, sich zurückzuziehen, möglichst rückwärts aus der unmittelbaren Kampfzone.

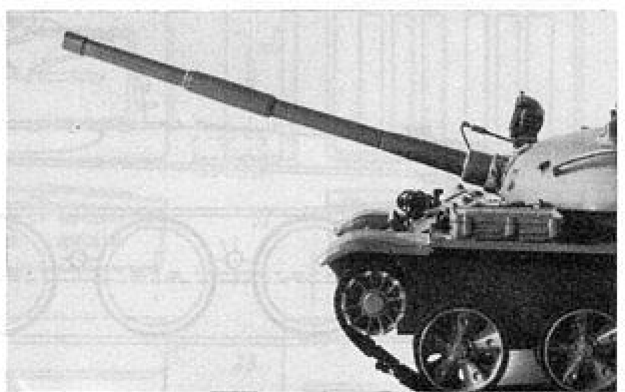
Beide Längsseiten der Wanne tragen über dem Fahrwerk die Kettenabdeckungen, deren vordere und hintere Segmente gewöhnlich hochgeklappt und sogar abge-


nommen werden können. Auf den Abdeckungen sind transportable Kraftstoff- und Ölbehälter sowie Kästen für Werkzeug und anderes mehr befestigt.
Positionslampen links und rechts vorn und hinten über den Kettenabdeckungen sowie auf dem Turm dienen der Orientierung über das vorausfahrende bzw. nachfolgende Fahrzeug bei Kolonnenfahrt.

Das Fahrwerk
Moderne Panzer haben entweder ein Stützrollen- oder ein Laufrollenwerk. Beim Modell handelt es sich um das letztere. Am Bugteil befindet sich das sogenannte Leitrad, dessen äußere Ränder entsprechend der Anzahl der Streben (10) gezackt sind (s. Zeichnung der Bugseite des Panzers). Dann folgen jeweils fünf Laufrollen, deren unterschiedliche Abstände zueinander aus der Zeichnung hervorgehen. Hinten liegt schließlich das gezahnte Antriebsrad. Jedes Rad besteht aus zwei spiegelgleichen





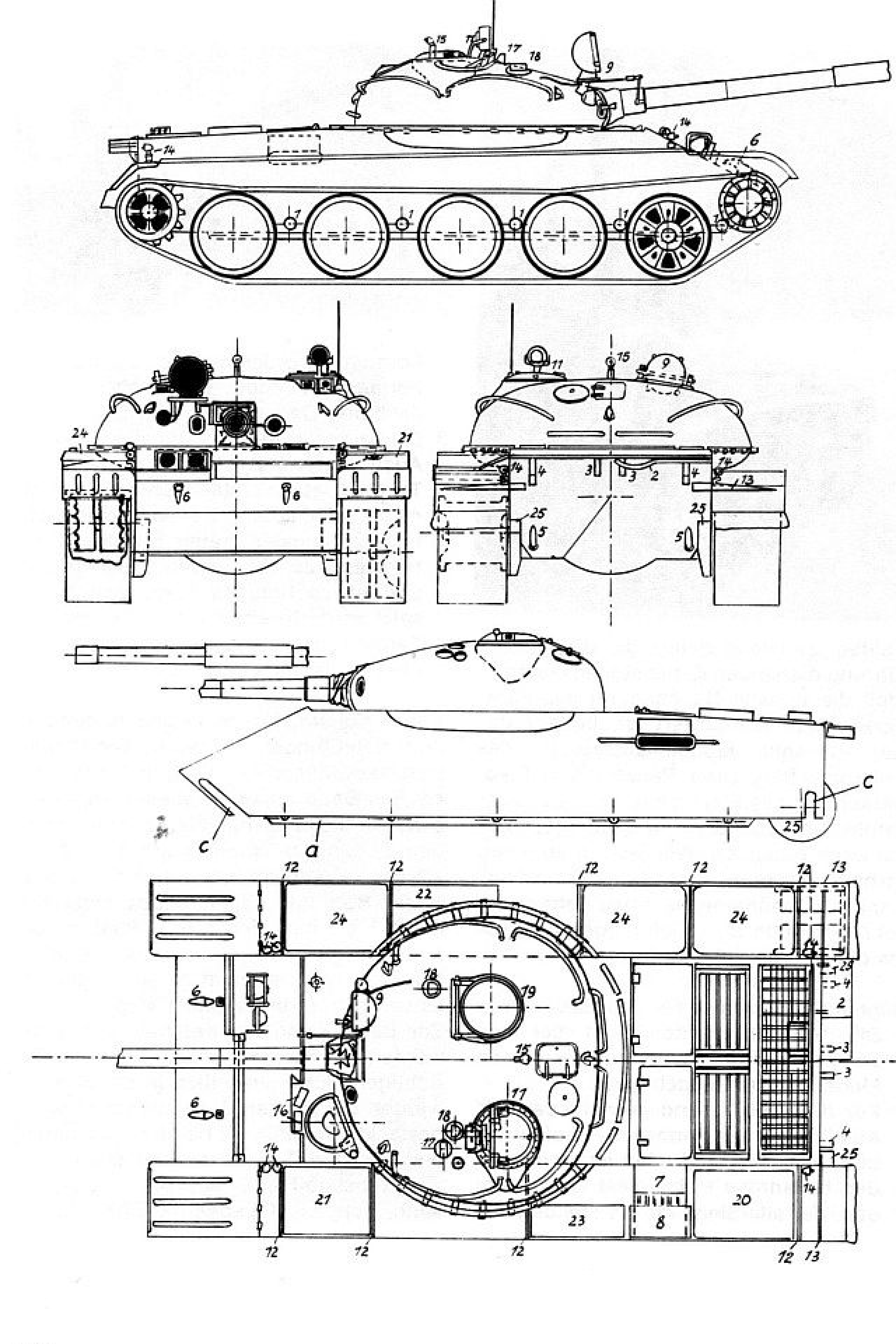
Hälften, zwischen denen die der Kettenführung dienenenden Kettenstollen laufen. Weil die genaue Nachbildung des Fahrwerks recht kompliziert ist, beträgt der hier gewählte Modellmaßstab $^{1}/_{2}$ des elektromechanischen Panzers von Piko. Dessen Fahrwerkteile sind recht gut ausgeführt und obendrein in Bastlergeschäften auch erhältlich. Wer jedoch an einen vorbildgetreueren und damit selbstverständlich schöneren Nachbau gehen will, dem vermitteln die Zeichnungen und Fotos die erforderlichen Informationen.

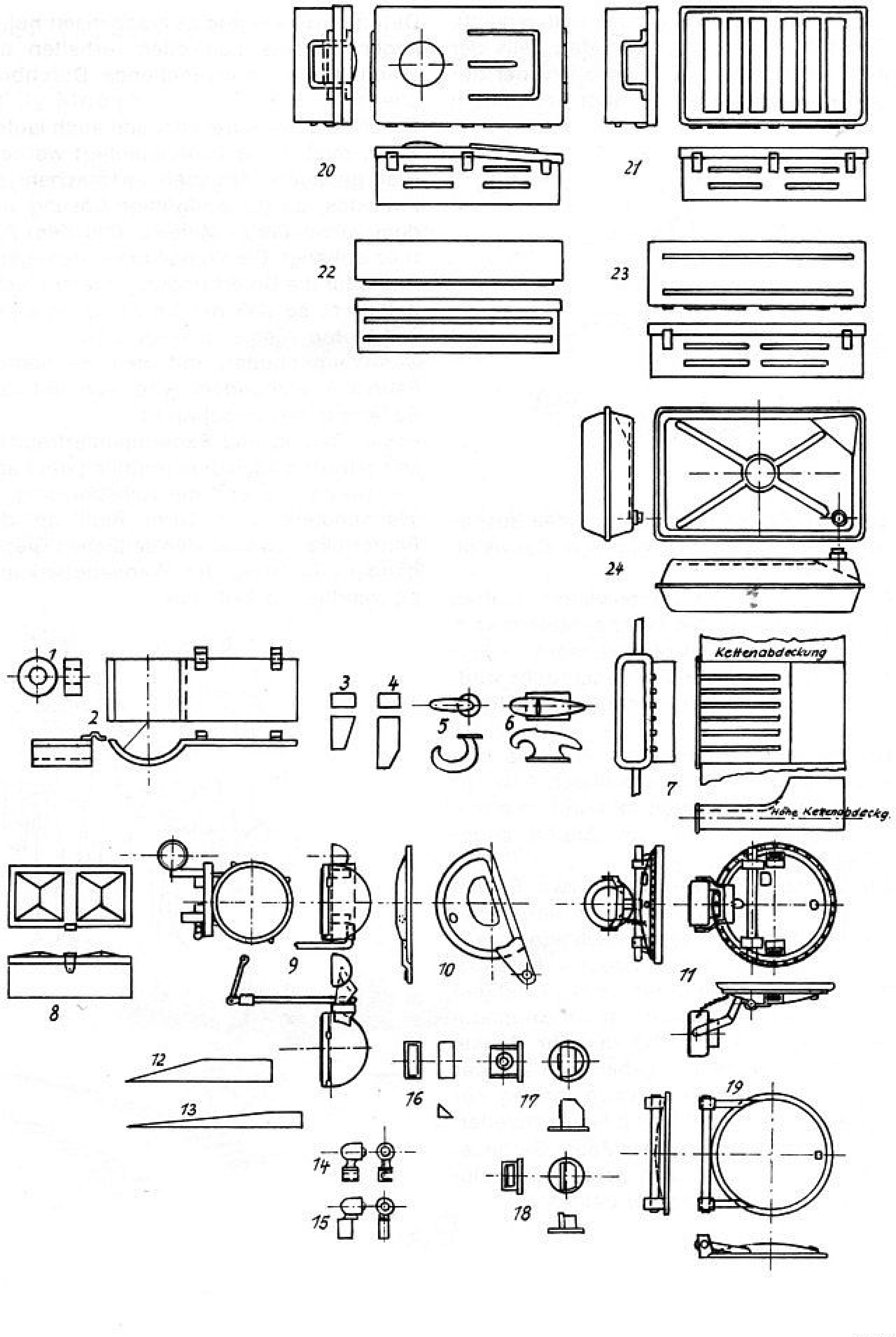
Allgemeine Hinweise für den Bau

1. Die Gesamtansichten sind bei den Zeichnungen im halben, die Details im Modellmaßstab abgebildet.
2. Für die saubere und gewichtsparende Ausführung des Turmes, der Aufbauten und auch der Laufrollen ist es ratsam, den bekannten Hobbyplast zu verwenden, der allerdings die Herstellung von Formen erforderlich macht. Für die Formen verwendet der erfahrene Modellbauer Cenusil.
3. Die Farbe des Modells soll olivgrün sein. Auch dürfen Anstriche militärischer Technik aus verständlichen Gründen nicht reflektieren. Es empfiehlt sich, nicht zu dunklen grauen Nitrokombinationslack zu verwenden, dem grünes und etwas braunes Farbpulver zugesetzt wird. So erhält man den richtigen Farbton, und gleichzeitig wird der Lack etwas „abgemagert".

Einige Konstruktionshinweise für den Bau

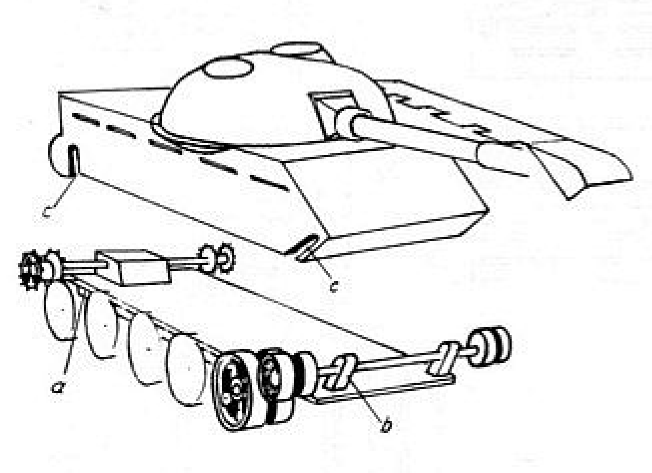
Zum Schluß noch einiges zu den Details. Den Gesamtüberblick für den Zusammenbau der Baugruppen zeigt die perspektivische Darstellung. Für die Seitenteile und den Boden der Wanne kann 3 bis 4 mm starkes Sperrholz verwendet werden. Heck, Bug und Wannendeck entstehen aus 1 bis 2 mm dicken PVC-Platten oder anderen gleichartigen Kunststoffplatten. Nur Polystyrol ist nicht zu empfehlen, da es von Nitrofarbe angelöst wird.
Zur Befestigung der Kettenabdeckungen werden die Seitenteile der Wanne in der richtigen Höhe geschlitzt. In die Schlitze werden die Fahnen der Kettenabdeckung gesteckt. Man läßt sie bei der Anfertigung des geraden Teiles der Abdeckung, die aus Kunststoff oder aus Blech bestehen kann, stehen (s. Perspektivzeichnung). Die





20
21
22
23
24
1
2
3
4
5
6
Kettenabdeckung
7
Höhe Kettenabdeckg.
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19

Fahnen werden umgebogen und verklebt. Der äußere Rand des geraden Teils der Kettenabdeckung ist nach oben, der der beiden gebogenen Teile aber nach unten gewinkelt.



Soll das Fahrwerk als Fahrmodell ausgebaut werden, so ist folgende Bauweise zweckmäßig:

Die Innenseiten der Seitenwände erhalten — um die Stärke des Wannenbodens vom unteren Rand nach oben versetzt — Leisten, auf die der Boden geschraubt wird, so daß er bündig mit dem unteren Rand abschließt.

Die Laufrollenachsen werden links und rechts durch zwei im jeweiligen Achsabstand genutete Leisten (a) von 5 mm mal 5 mm gehalten, die am Boden angeschraubt werden.

Die Leitradachse wird durch zwei Sockel (b) geführt, die, abhängig von der Stärke der Wannenseitenwand, nach innen versetzt auf dem Wannenboden befestigt sind. Die Sockel müssen beim Befestigen des Bodens frei an der unteren Bugplatte vorbeilaufen. Ihre Höhe und ihr Winkel zum Wannenboden ergeben sich aus der Lage der Leitradachse laut Zeichnung. Für den Antrieb empfiehlt sich ein kompletter, auf einer Platte montierter Motor-Getriebesatz, an dem sich auch bereits die Halbachsen der Antriebsräder befinden.

Da Antriebsrad- und Leitradachsen höher liegen als die Laufrollen, erhalten die Wannenseiten entsprechende Durchbrüche (c).

Bis alles einwandfrei sitzt und auch laufen kann, muß etwas experimentiert werden. Hier genauere Angaben zu machen, ist zwecklos, da die endgültige Lösung von dem verwendeten Material und dem Antrieb abhängt. Die Wanne bietet genügend Raum für die Unterbringung zweier Flachbatterien, so daß der Verwendung eines 9-V-Motors nichts im Wege steht.

Der Wannenboden, mit dem kompletten Fahrwerk verbunden, wird nun mit den Seitenwänden verschraubt.

Etwas Geduld und Experimentierfreudigkeit erfordert auch die Ermittlung der Lage der Turmachse und der Achsbohrung im Wannendeck. Der Turm muß an der Fahrerluke sowie an den seitlichen Blechbändern in Höhe der Wannenoberkante einwandfrei vorbeilaufen.



Der freche Zeichenstift

Willy Moese

Respektvoll daneben gelatscht

„Onkel Ferdinand!"

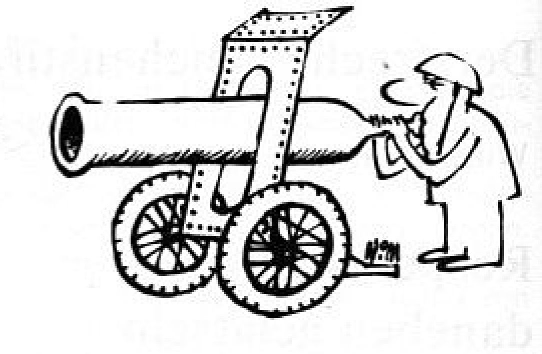
„Sehen Sie mal, was mein Junge für kräftige Beine bekommen hat!"

„Soldat Schulze, möchten Sie nicht doch lieber zur Marine?"

„Kommt wieder 'raus, der General ist fort!"

Der freche Zeichenstift

Willy Moese



Aus dem Alltag der Teile, Gattungen und Dienste

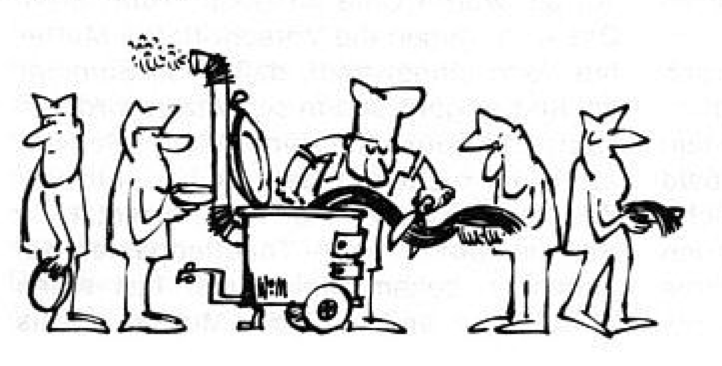
„Hast du Feuer, Kamerad?"

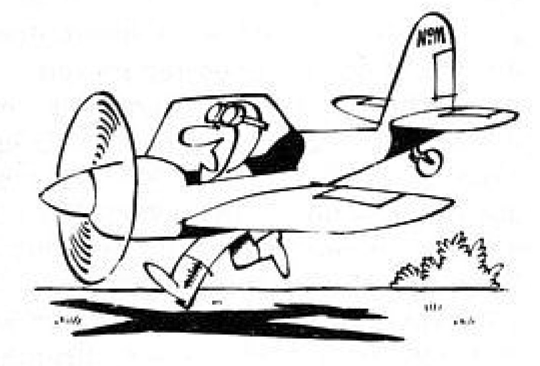




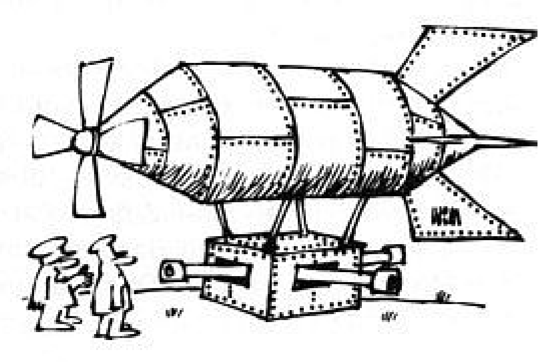


*„Bißchen alt,
aber ein guter
Fährtensucher!"*





*„Verflixt,
das Fahrgestell
klemmt schon wieder!"*



*„Wenn es nicht fliegt,
nehmen wir es
als U-Boot!"*

Als mein Vater zur Reservistenübung mußte

Ottokar Domma

Eines Tages kam mein Vater stolz und angeschwipst nach Hause und sprach zu meiner Mutter: „Das hat sich wieder mal gelohnt." Dabei zog er einen Briefumschlag aus seiner Tasche und ließ die Mutter daran schnuppern. Das wäre eine Prämie, sagte er, und nächste Woche würde er ein paar Tage Urlaub nehmen und der Mutter den Garten herrichten und überhaupt so manches reparieren.

„Na schön", meinte daraufhin meine Mutter und holte auch einen Briefumschlag hervor. Und sie ließ den Vater ebenfalls daran schnuppern. „Nach Geld riecht er nicht", meinte der Vater, der eine Nase dafür hat. Als er den Absender gelesen hatte, riß er den Umschlag auf und wurde blaß. Ich hörte noch, wie er brummelte: „Das hat mir gerade noch gefehlt!" Und sooft er auch las, es stand nichts anderes drin, als daß der Vater zu einer Reservistenübung mußte.

So schnell habe ich meinen Vater noch nicht nüchtern gesehen. Aber nicht lange. Nach dem Abendbrot holte er aus seinem „Medizinschrank" eine Flasche, und bald hatte er wieder den alten Zustand erreicht. Meine Mutter jammerte darüber, und ich tröstete sie und sagte: „Das war nur die Schockwirkung, und so was kommt bei den besten Vätern mal vor. Der Schrecken kommt erst, wenn er bei der Armee ist; denn dann muß er seinem geliebten Bierchen und Wässerchen ade sagen." Als der Vater anfing, seine alten FDJ-Lieder zu singen, brachten wir ihn vorsichtshalber zu Bett. Denn nach diesen Liedern folgen meistens andere, und die sollen nicht gut für meine Ohren sein.

Am nächsten Tag fragte der Vater dauernd: „Da war doch was, da war doch was?" Und als er seine Einberufung sah, wußte er es wieder. Wieder griff er zur Flasche und nahm einen Schluck, spuckte ihn aber sofort wieder aus, er konnte ja nicht wissen, daß ich den Rest durch Essig ersetzt hatte.

In den folgenden Tagen hielt sich Vater ganz tapfer und kam pünktlich nach Hause. Und als ich ihn fragte, ob er vielleicht Schiß vor der Übung habe, gab er mir erst einen Rippentriller und danach die Antwort, ich solle gefälligst meine dummen Fragen lassen, er freue sich schon auf die Übung. Da glaubte ich es auch fast.

Dann kam der Abend vor dem Abschied. Meine Mutter packte Vater den Koffer, und der Vater packte die Hälfte wieder aus. „Was soll ich mit den Hemden?" sprach er, „und was soll ich mit den bunten Ringelsocken? Glaubt ihr, daß die zur Uniform passen?" Er schmiß auch die kurzen Unterhosen 'raus und meinte, die Mutter habe keine Ahnung. Zum Soldaten gehörten lange Unterhosen. Wenn er mit kurzen Unterhosen ginge, dann wäre das genau so, als würde Oma im Bikini 'rumlaufen. Das wäre gegen die Vorschrift. Die Mutter hat noch eingewandt, daß doch Sommer ist, und er ganz schön schwitzen wird. Ich sagte: „Laß nur Vater seinen Willen. Schwitzen kann nicht schaden, er hat in letzter Zeit sowieso ganz schön Fett angesetzt."

Als die Mutter noch Toilettenpapier dazupackte, bekam mein Vater fast einen Anfall. Und er fragte die Mutter, ob sie

nicht gleich Haarlack, Manschettenknöpfe und Parfüm und vielleicht ein goldenes Kettchen dazulegen möchte. Ich sagte, das brauche er nicht, aber Fußpuder und Hämorrhoidensalbe könnten nicht schaden. Und für seinen Allerwertesten genüge auch Zeitungspapier. Wenn er Glück hat, bekäme er sogar Illustriertenpapier. Dann könne sein edles Teil wenigstens Bilder ansehen und wäre auf dem laufenden. Der Vater rief mir zu, wenn ich jetzt nicht bald meinen losen Mund hielte, führe er mit mir Schlitten. Eigentlich wollte ich antworten, im Sommer ginge das schlecht, aber ich wollte ihm die Freude vor der Abreise nicht nehmen.

Wir begleiteten den Vater am nächsten Morgen zum Bahnhof, es war noch sehr früh. Die Mutter sagte zum Vater, er solle sich nicht gehenlassen und sich zusammenreißen und daran denken, daß er eine Familie hat. Der Vater versprach es. Die Mutter erinnerte ihn daran, daß er nicht mehr der Jüngste sei, und er solle nicht denken, er könne noch Bäume ausreißen. Der Vater entgegnete, er führe nicht zum Bäumeausreißen, sondern zur Übung. Die Mutter mahnte den Vater, gleich zu schreiben, und wenn er etwas brauche, solle er es mitteilen. Sie hat ihm extra Briefpapier und Marken beigelegt, weil sie den Vater und seine Bequemlichkeit kennt. Der Vater meinte, wenn er unsere Adresse bis dahin nicht vergessen habe, könne er ja mal schreiben.

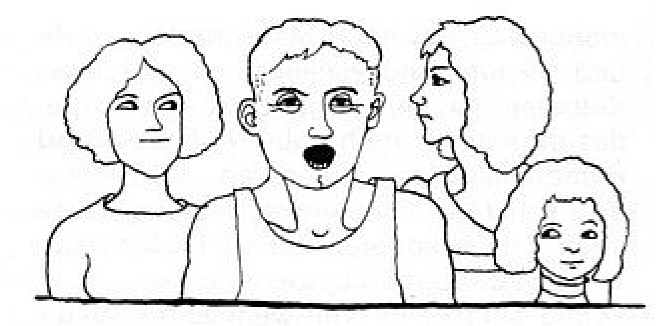
Auf dem Weg zum Bahnhof war der Vater ziemlich ruhig geworden, aber im Wartesaal traf er einen alten Bekannten. Als er hörte, daß er auch zur Übung muß, brüllte der Vater laut auf, und sie tranken schnell noch ein Bierchen. Beim Abschied küßte er meine Mutter auf den Mund, und damit keiner denkt, er sei traurig, trug er ihr schnell noch ein paar Aufgaben auf. Zum Beispiel solle die Mutter ein fröhliches Gesicht machen und lachen, und seine Fische solle sie richtig füttern, und meiner Schwester solle sie noch von ihm ein Küßchen geben, und den Fußpuder solle sie nachschicken, den er stehengelassen hat, und sie solle sich überhaupt um ihn keine Gedanken machen, es ginge schon alles schief. Mir gab er nur einen leichten Klaps und sprach dazu, ich solle ihn als Vater vertreten. Na schön, dachte ich, dann wird mir wohl nichts weiter übrigbleiben, als an seiner Stelle jeden Abend zwei Flaschen Bier zu trinken. Der Zug pfiff, und der Vater dampfte winkend und mit lachendem Gesicht ab. Auch die Mutter weinte vor Freude, ich salutierte.

Eigentlich hat uns der Vater sehr gefehlt. Und jeden Tag, wenn die Mutter von der Arbeit kam, fragte sie als erstes, ob Post da sei. Nach fünf Tagen kam endlich ein Brief. Darin schrieb der Vater, daß er angekommen sei, und es ginge ihm gut. Und er habe schon eine Funktion, nämlich als Verantwortlicher für MTV. Und die Kumpels wären prima, und wir sollten den Puder nicht vergessen.

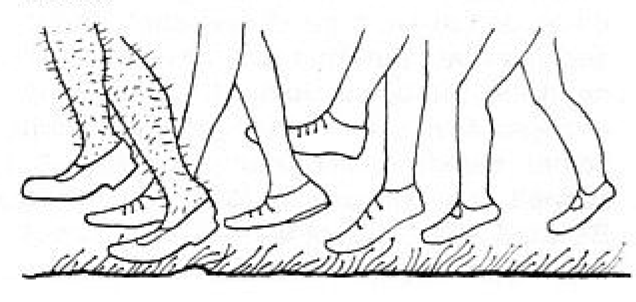
Die Mutter wollte wissen, was MTV ist. Ich dachte mir, das heißt vielleicht materielltechnische Versorgung; denn von unserer Patenbrigade habe ich sowas schon mal gehört. Aber ich wollte die Mutter nicht gleich beunruhigen und antwortete: „MTV heißt Mittagstischverwalter!" Da freute sich die Mutter.

Oft hat der Vater nicht geschrieben, und wenn, dann hieß es, er wäre gesund, es sei ganz schön heiß, und er habe einen Wolf. Die Mutter jammerte ein bißchen darüber, aber ich tröstete sie wieder und sagte: „Das ist bestimmt ein gezähmter Wolf, und der Vater ist kräftig genug und wird ihn schon an die Kandare nehmen." Da strich die Mutter über meinen Kopf und gab mir recht. Sie meinte, der Vater könnte trotzdem öfter schreiben. Ich antwortete, wer nicht schreibt, dem ginge es gut, und die Mutter solle daran denken, daß ich auch

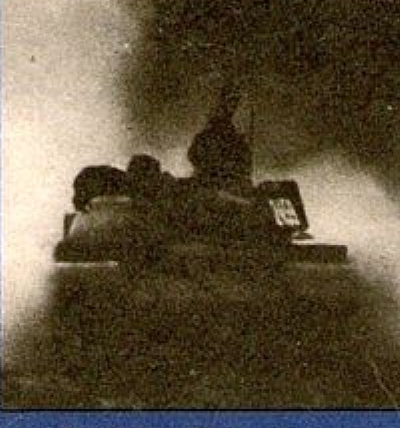
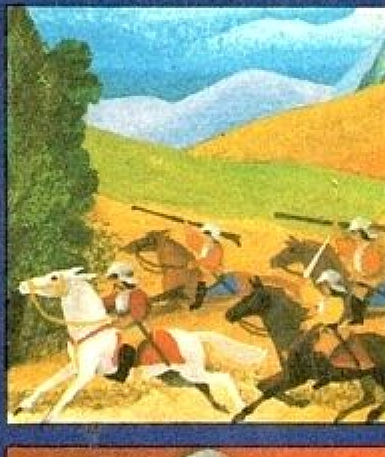
nur eine Karte aus dem Ferienlager geschrieben habe.
Endlich kam der Tag der Heimkehr. Die Mutter hatte Kuchen gebacken und Bier geholt. Ich habe sogar einmal mein Kabuffchen aufgeräumt und meine Schwester auch.
Alle freuten sich, als der Vater wieder zu Hause war, und die Mutter rief, er sei in den acht Wochen ganz schön schlank geworden, und er sähe richtig gesund aus. Meine Schwester schenkte ihm ein selbstgemaltes Bild, und ich meldete: „Genosse Vater, melde, daß ich dich ganz gut vertreten habe, aber alles kriegte ich doch nicht so hin wie du." Der Vater lachte und meinte, das glaube er auch, und er drückte die Mutter wie verrückt.
Ich packte Vaters Koffer aus. Als ich mich von dem Geruch wieder ein bißchen erholt hatte, ließen wir den Vater erzählen. Und ich wunderte mich, daß er immer noch Feldwebel war und nicht schon General, denn der Vater soll allen etwas vorgemacht haben, und es wurde Zeit, daß mit ihm wieder ein bißchen Schwung in den alten Haufen kam. Mit dem Major hatte er sich ganz gut verstanden; denn er stammte auch wie der Vater aus dem Erzgebirge, war aber sonst ganz normal.
Dann mußten wir erzählen, wie wir ohne den Vater ausgekommen sind. Die Mutter meinte, es wäre nicht leicht gewesen, und sie lobte mich und meine Schwester, weil wir ihr viel Arbeit abgenommen hätten. Da schenkte der Vater meiner Schwester eine selbstgemachte Vase aus Wäscheklammern und mir leere Patronenhülsen.
Während der erste Tag sehr schön verlief, zeigte sich am zweiten Tag, daß solche Reservistenübungen für Väter auch schädlich sein können. Statt einmal richtig auszuschlafen, brüllte mein Vater am nächsten Morgen ziemlich früh: „Aufstehen zum Frühsport!" Eigentlich habe ich Sport sehr gern, aber dieses blöde Ums-



Haus-Rennen gefiel mir nicht. Ein Glück, daß wir noch Ferien hatten, und so legte ich mich noch einmal hin. Na, da war vielleicht was los. Der Vater jagte mich zum Waschen, und als ich frühstücken wollte, fragte er: „Und das nennst du Bettenbau?" Auch meine leicht verstreuten Klamotten gefielen ihm nicht. Und so mußte ich erst einmal üben.
Ich dachte: Es ist ja nicht schlecht, wenn der Vater ein bißchen Ordnung gelernt hat, aber deswegen muß er ja nicht schon am ersten Tag mit mir so 'rumkommandieren. So entstand bei mir der Wunsch, später Offizier zu werden, damit ich dem Vater befehlen kann.
Aber allzulange hat dieser Ordnungsfimmel bei ihm auch nicht angehalten. Als der Vater wieder zur Arbeit mußte, übernahm die Mutter das Kommando. Dem Vater blieb nichts weiter übrig, als zu gehorchen, und deshalb kann ich verstehen, wenn er jetzt manchmal sagt: „Meinetwegen kann es jedes Jahr eine Reservistenübung geben."
Daran kann man erkennen, daß die sanften Kommandeure wie meine Mutter viel anstrengender sind als ein lautstarker Feldwebel.




304
135




Möchtest du
Berufsoffizier
werden?
Auf die Kalaschnikow.
Über Treue
und Untreue
der Soldatenbraut.
Pontons
und Pontoniere.

Rees an Backbord.
Ina — eine Illegale.
Das Schicksal
des Indianerstammes
der Araukaner.
TUS oder Technische
Unteroffiziersschule.
Fachsimpelei
mit Experten über
Wurftaubenschießen.
Artillerie-
zugmittel.

Die geheime
Direktive.
T-62 — selbstgebaut.
Schüler Ottokar
erzählt
von seinem Vater,
dem Reservisten.